

Objektive Lügen | Subjektive Wahrheiten

A writer's job is to tell the truth. His standard of fidelity to the truth must be so high that his invention out of his experience should produce a truer account than anything factual can be.

Ernest Hemingway (1899-1961)



Geschichten geschehen nicht. Geschichten werden erzählt!

Der österreichische Autor Christoph Ransmayr (*1954)

Objektive Lügen Subjektive Wahrheiten

Radio in der Ersten Person

Ein Werkstattbericht
mit Textbeispielen, Notizen und Korrespondenzen
1971 bis 2012

© 2013 Edition Octopus im Verlagshaus Monsenstein und Vannerdat OHG,
Münster. www.edition-octopus.de

Alle Rechte vorbehalten.

Layout: Alexander Kleiss

© Für den Text und die graphischen Feature-Entwürfe: der Autor
Für die Foto-Reihe »ZUHÖRER«: Jan Kopetzky
Für das Porträt von Ernst Schnabel auf Seite 43: Renate von Mangoldt
Für das Demonstrations-Foto auf Seite 208: Christof Krackhardt
Für alle übrigen Abbildungen: H. und H. Kopetzky

Zitieren ist bei Quellenangabe durchaus erwünscht.

Näheres zum Autor siehe www.helmut-kopetzky.de
Zum Fotografen www.jankopetzky.de

Feedback-Adressen: helmutkopetzky@gmail.com und janko@jankopetzky.de

Inhalt

Liebe Hörerin, lieber Hörer! 9

Der Riss – Wenn das Leben nur noch live ist 13

In der Gruft 15 | Digital Natives leben in Echtzeit 17 | Mein Sohn erklärt mir sein Smartphone 21 | Die verlorene Hörer-Generation 22 | Insel mit Stromanschluss – Wie das Medium die Wahrnehmung verändert 24 | Ungehaltene Ansprache an die 2.0-Generation 26 | Vier kleine Radiogeschichten 28

Die Magnetband-Galaxis – ein Schnelldurchlauf 32

Eine Minute Straße 33 | Radio-Anarchisten 35 | Das Feature, eine britische Züchtung 37 | Das ganze Leben – »RadioDok« passt in keine Schublade« 40 Ist Featuremachen eine Kunstform? 41 | Der Unbedingte: Ernst Schnabel – ein Welterzähler (I) 42

Brecht, Zappa, die Apo und ich 47

»Wir um Zwanzig« und die Randgruppen 49 | »Doch nun zu mir!« 52 | Die tägliche Illusion 54 | Adolf Superman 57

Stereo und die Folgen 60

Deshalb hat der Mensch zwei Ohren 61 | Die Emanzipation des O-Tons 62 | »Akustisch glotzen« 64 | »Micro Stylo« – Schreiben mit Tönen und die Montage im Radio 66

Hören, sehen, riechen – Der multiple Autor unterwegs 70

Reden wir also vom Abenteuer 72 | Verloren im Unbekannten (Ernst Schnabel II) 74 | Amazonien: Im Schatten des Schattens 76 | Auf der großen Lichtung 78 | Götter landen in Bahia 82 | Die Gestrandeten 85 Reiseführer für Unerschrockene 87 | Der letzte Reisende im Wettkampf mit der Zeit (Ernst Schnabel III) 91 | Telepräsenz 92 | Schöne neue Radiowelt – ein medialer Albtraum 93

»Magische Momente« – Studio-Produktion als Gemeinschaftserlebnis 97

Der blutige Schnitt 98 | Veteranen – Eine Studio-Runde 99

Von der Wiederentdeckung des Autors als Person 103

Drei Buchstaben – Der semantische Effekt 105 | Objektive Lügen – subjektive Wahrheiten 106 | »So war es doch gar nicht!« 108 | Das biographische Ich 111 | Tradition-Linien oder Tote Pferde sind sehr schwer 113 | Der allmächtige Autor 116 | Viermal ICH zum Beispiel 116 | Die »anderen Sudetendeutschen« 119 | In den Tod – Hurra! 124 | Noch ein Schlachtfeld 128 Tiefer graben! 131 | Im Mutterland – Nachkriegskinder auf der Couch 134 Café Exit – Gespräche über den Tod 139

Wer sind wir eigentlich? Kleine Autoren-Zoologie 142

First Person Singular 144 | Die eigene Stimme 146 | Das unverschleierte ICH 149 | Ich und Er = ICH (Verkleidungen) 153 | Einladung an Zuhörer 156 Grenzen der Subjektivität 157

Der teilnehmende Autor 161

Ein Feature im Selbstversuch 163 | Die Welt im Tunnel 165 | »Kannst du Blut sehen?« 169 | Interview? Gespräch! – Der Autor und das Mikrophon 172 Herr Zhou singt und weint 175

Im »Reich des Bösen« 179

Trockener Jahreswechsel in Sibirien 181 | Gefrorene Zeit 188 | Moskau probiert: Drei Sätze zuviel 189 | Ein dokumentarisches Puzzle (Deutsche in Kasachstan) 190 | Sowjetunion Stereo 196 | Attacke und Kotau 197 | Der Mann mit der Proletenmütze – Eine Zeitreise 201 | Fremde Sprache, dunkle Träume (Unsere Russen) 205

Kalter Krieg vor der Haustür – Agitations-Journalismus oder Bürgerpflicht? 208

»Die Medien sind für alle da« 211 | In der Einseitigkeits-Falle 212 | Raketen-sommer Dreiundachtzig 215 | Fünf vor Zwölf – Zifferblätter aus Papier 217 »Seemannsmoral« – Ernst Schnabel zuletzt 218 | »Preis der Freiheit« 219

Berliner Mauer – farbig und schwarz-weiß 224

Sollen Hörer über ernste Dinge lachen? 226 | Ein deutsches Geisterhaus 228

Originalton Deutschland '89 – »Wende« am Schiffbauerdamm 233

Sendeschluss bei Radio DDR 235 | Bundeswehr nimmt NVA 239 | Meine Woche als Radio-Rekrut 241 | Friedrich Fröbel in der Marktwirtschaft 243 Kurzer Winter der Gerechten 246

Die Whopper-Invasion – Über die Verwestlichung des Ostens 250
Buddha als Management-Consultant 253

Taxi nach Jericho – Bibel und Koran, die heiligen Kataster 256
Nachtgespräche in Damaskus 260 | Provokanter Marsch durch Ost-Jerusalem 263

Wer glaubt, wird selig – Der verlorene Sohn 266

Oh my God – Christlicher Fundamentalismus auf dem Marsch 269
Scharababbabarasa... Waaaaah! 271 | Massenwallfahrt in West-Irland 273
Ans Kreuz mit ihm 277

Gratwanderungen, Irrtümer und verpasste Gelegenheiten 282

Überall Elend, Hunger und so 284 | Auf der anderen Seite des Zauns – Meine Jahre in der Anstalt 293 | Leine lassen! – Lob der Umwege 295

Radio ist Sound – Rezepte aus der Klangküche 298

Aus dem Stegreif – Hörspiel improvisiert 300 | Europa als Klang-Baukasten 302 | Montage im Schlafzimmer 304 | Radiotage – Das XLR-Format 307
Heavy Metal Chisinau – Von der Schwierigkeit, einen Nagel klangschön in ein Brett zu schlagen 312 | Auf der inneren Leinwand – Der Atmofilm 313
Das Hirn als Suchmaschine und Marcel Prousts Sahnetörtchen 314
Ambivalenzen – Was die Töne wirklich sagen 318 | Die Rekonstruktion der akustischen »Wirklichkeit« im Studio 319 | Ein Feature hängt nicht an der Wand 321 | Der Klangtext 323 | Die Tonleiter des Wassers 324
Es tropft – Über akustische Auslöser 325 | Zwei Minuten Weltraumstille 327
Sprache – Schlüssel zum Gehirnspeicher 329

In der Lärm-Kloake – Von der Einsamkeit des Ohrenmenschen 330

LoFi – der akustische Treibhauseffekt 332 | Schopenhauer und das Peitschenknallen 333 | Goethe hörte Stereo 334 | Verstärkungen 336 | Lautstärke + Hall = Macht 338 | Akustik für Verlierer 338 | Die Leiden des Sound-Sammlers 339

Analog > Digital – nur ein Technik-Wechsel? 342

It's all in the box 344 | Der Anblick eines schönen Klarinettentons 345
Vom »German Fade« zur Reißblende 347 | Ich und mein Bildschirm – Vom angstfreien Zusammenleben mit den Tools 351 | »Das kann mein Computer auch« 351

Feature – das gibt es noch? 354

Ein Sender sortiert sein Publikum 355 | Des Autors Morgenblues 356
Die ängstliche Stimme der Nachkommenden 359 | Zwei Manifeste 360

Das Radio nach dem Radio – Ungewaschene Gedanken über die Zukunft der großen Form 364

Vom Einzelkämpfer zur Taskforce 368 | Ein Radio der Autoren 372 | Mangel als Reichtum 374 | Für eine relevante Minderheit 376

Über den Autor 379

Liebe Hörerin, lieber Hörer!

Dieses Buch wendet sich an Leser, die das Radio nicht als kleine blassse Schwester des Fernsehens betrachten und mit Formen und Inhalten anspruchsvoller Hörfunkprogramme vertraut sind; an Radio-Aficionados mit Lust zum Topfgucken, Nachdenken, Träumen. Auch zum Widerspruch. Menschen, die ich mir als Hörer immer gewünscht habe.

Obwohl ich wiederholt Beispiele aus benachbarten Regionen (Film, Bildende Kunst, Literatur) heranziehen werde, ist doch stets vom dokumentarisch arbeitenden Autor im Hörfunk (»RadioDok«) und anschließenden Grenzbieten die Rede.

Aus diesem Blickwinkel versuche ich hier, eigene und fremde Erfahrungen mit der Großen Radioform aus 40 Jahren zu einer Art Arbeitsjournal zu montieren – als persönliche Zwischenbilanz an der Bruchkante zwischen linearer Erzähltradition und vernetztem Medien-Universum und als Plädoyer für das »Radio in der Ersten Person Singular«, das hinter dem einzelnen »Stück« deutlich erkennbare Autoren-ICH.

Der große Einzelne, der von Hörermassen zeitgleich wahrgenommen wird – ich denke an die BBC-Stimme des exilierten Thomas Mann als Ersatzgewissen der Nation im Zweiten Weltkrieg –, hat in der Kakophonie des vernetzten Zeitalters zweifellos ausgedient. Woran ich glauben will, ist die Vielfalt kompetenter Einzelstimmen, die wir zu festen Sendezeiten oder on demand in unser individuelles Ohr einladen können.



Seit Herbst 2012 stand das Buch unter dem Titel »Radiojahre – Vom digitalen Zeitalter in die vernetzte Welt« als File (11 Megabyte) zum kostenlosen Download im Web. Viele haben die Einladung zu diesem Testlauf angenommen.

Aus einer Mail möchte ich zitieren:

... Seit Wochen, Monaten, überlege ich selbst, wohin das eigentlich führen soll, was ich mache und wohin sich dieses Medium entwickelt. Ich arbeite ja nicht nur für das Kulturprogramm, sondern auch fürs Erste als Moderator, der jede dritte Woche jeweils eine Stunde lang mit dem ganzen Format-Geschmarre an der Reihe ist. In der Reihenfolge der Wichtigkeit: Musik–Wetter–Verkehr–Moderator–Wortbeiträge (nicht länger als 2:30).

Dahinter steht ein Verständnis von Radio als begleitendem und unterhaltendem Medium, das nicht »aufregen« darf, sondern im Hintergrund mitdudelt ...

Von veränderten Hörgewohnheiten muss hier also die Rede sein, auch von schrumpfenden Budgets, von medienpolitischem Desinteresse an der großen Radio-Form, von akustischem Müll, der die Klangumwelt verschandelt, und von beruflichem Leistungsdruck, der uns allen kaum noch Zeit lässt für entspanntes Hinhören – als Sender wie Empfänger.



Nun erscheint »Radiojahre« – hier und da verändert – in Papierform. Von aufmerksamen Lesern angeregt und korrigiert bis in die Satzfehler hinein, bin ich noch einmal in das Textbergwerk des Manuskripts und einen Stoß neuer Notizen und Zitate eingestiegen. »Die Printfassung«, schrieb mir ein Freund über die nach Art des ollen Aristoteles *peripathetische* (umherwandelnde) Methode der Online-Version, »wird etwas mehr kompositorische Disziplin verlangen«. Es war wie Kohleschuppen, doch er hatte recht.

Da die meisten Aspekte unserer Arbeit (Autoren-Standpunkt, Inhalt, Form, Technik, das zeitgeschichtliche Umfeld u.s.w.) vielfach verlinkt sind, ist die Buch-Struktur dennoch etwas kompliziert ausgefallen:



Auch die Chronologie wird häufig durchbrochen werden. Wiederholungen in anderem Kontext sind unvermeidlich.

Weit mehr, als ich's für richtig halte, wird von *dem* Autor die Rede sein. Diesem Text würden Formeln wie »*AutorInnen*« oder »*Autor und Autorin*« durch gebetsmühlenhafte Wiederholung den Stempel einer politischen Korrektheit aufdrücken, die mir peinlich ist. Schon jetzt also die förmliche Erklärung, dass das unter männlicher Flagge segelnde Autoren-Ich als denkender und formulierender *Transgender* verstanden werden möchte.



Natürlich sind das *meine* Radiojahre, die hier ausgebreitet werden. Ich schreibe vom Standpunkt eines Feature-Autors, der mit HÖRERN seine höchst subjektiven Wahrnehmungen der Welt teilen möchte. Deshalb ist so ausführlich von eigenen Versuchen die Rede, meinen Um- und Irrwegen, auch von dem Lehrgeld, das ich bezahlt habe.

Über das Radio spreche ich gern. Einige Freunde und Freundinnen halten das für mein einziges Thema. Manches aus unseren Gesprächen schreibe ich hinterher auf. Die meisten Quellen kann ich später nicht mehr auseinanderhalten. Bei Bedarf bin ich mein eigener Plagiator. *Copy and paste!* Auch von meinen Feature-Manuskripten mache ich auf diese Art Gebrauch. Zitate aus eigenen Arbeiten habe ich mit Lautsprecher-Symbolen eingeraumt: ▶▶

Sonstige Urheberrechte, liebe Leser und Ideenlieferanten beiderlei Geschlechts, sind grundsätzlich verjährt.



Dank an Sie, an Euch alle, besonders an die Testleser der digitalen Buchversion, und – fast hätte ich's vergessen – an Heidrun, die Frau, mit der ich seit 37 Jahren vernetzt bin, »beruflich« wie »privat«. Drei Jahrzente lang haben wir in unserem Studio produziert, 15 Jahre »*analog*« – mit Tonband, Schere, Klebeband und Bandtellern. Hand- und Kopfarbeit.

»Alles gut und schön«, schrieb ein Kollege aus München, »aber wie lässt sich Feature-Machen und Familienleben vereinbaren? Ist es vielleicht doch nur eine solipsistische Männer-Angelegenheit von einsamen Haudegen, die es sich und der Welt noch mal beweisen wollen, was sie für tolle Hechte sind (...) Wer tippt die Bänder ab? Wo schreibt der Mann? Im stillen Kämmerlein – und nebenan schreit der Säugling?«

Ich weiß nicht, ob meine Antwort zufriedenstellend ausfiel:

»Mein lieber N... Wir hatten eine klare Aufgabenteilung. Der Autor im tradierten Sinn war ich. Da gab's nie Konkurrenz. Der schreiende Säugling

ist ja nun bald 36. Heidrun hat damals ihren Job im SPIEGEL-Sekretariat aufgegeben, um beides unter einen Hut zu bringen.

Kaum ein Feature-Thema, das wir nicht schon beim Frühstück diskutiert, kaum eine Reise, die wir nicht gemeinsam unternommen hätten (zum Babysitten gab's – wie schön! – die 'fliegende Großmutter'). Reinstes Autoren-glück! Wir könnten uns das Leben nicht anders vorstellen«.

Radiomachen ist eine Lebensform.

Im übrigen soll mein Buch von dem handeln, was ich vermissen würde, was ich nicht verlieren will, was ich für bewahrenswert halte. Was ich liebe. Alles möglichst praxisnah, z. T. anekdotisch.

Der Text, den ich auf meinem Keyboard tippe, geht von der Prämisse aus, dass die Hör- und Nachdenkkultur des Radios überleben wird – auf anderen Bühnen unterschiedlicher Größe wahrscheinlich und mit uns Autoren in schwer voraussagbaren Rollen und Identitäten.

Unlängst las ich in einem Aufsatz des Filmregisseurs Luis Buñuel (»Pessimismus«, 1981/82), er halte den Film – hier zu ersetzen durch »das Radiostück« ...

... für eine vorübergehende und gefährdete Kunst. Sie ist eng an die Entwicklung der Technik gebunden. Wenn es in dreißig oder fünfzig Jahren keine Leinwand mehr geben wird, wenn die Montage nicht mehr notwendig sein wird, dann existiert auch die Filmkunst nicht mehr.

Sie wird etwas anderes geworden sein.

Der Kern der Sache wird überleben.

Fulda, Herbst 2012 / Frühjahr 2013

Der Riss

Wenn das Leben nur noch live ist

Sommer 1995 – Lieber Jan,

entschuldige, wenn ich manchmal nicht ganz mitkomme. Unsere Welt war langsamer. Du zum Beispiel erlebst jede Gemütsbewegung der politischen Entscheider in Echtzeit. Den Kanzler sah ich früher nur auf Zeitungsfotos oder eine Woche später in der Wochenschau, im Kino. Da war freilich alles schon abgekühlt und von Adenauer längst entschieden. Die Wirkungen ließen uns noch Zeit, auf die Ursachen zu warten. Wir lebten unplugged, keine Zeit- und Datenkompression. Ehrlich-handgemachtes Leben.



Kreditkarten, Talkshows, drum-machines, Satellitenschüsseln – das alles, ja sogar das Fernsehen, mussten wir Zug um Zug erst lernen. Die neuen Computer haben wir mit Begriffen aus der Hirnforschung erklärt. Jetzt erklären wir das Gehirn mit Computerbegriffen. Alle zwei, drei Jahre stürzte ein Stockwerk unseres abendländischen Gedankengebäudes krachend zusammen. Die alte Welt – ein wachsender Trümmerhaufen. Wir: dauernd am Aufräumen. Du verstehst – oder bin ich dir zu langsam?

Es heißt, Erziehung sei vor allem Nachahmung. Töchter ähneln immer ein wenig den Müttern, Söhne kopieren die Charakterzüge ihrer Väter. Ich fürchte, unsere Söhne widerlegen solche alten Regeln. Der stärkere Teil ihres Ich stammt nicht mehr von uns. Was ist denn ein biologischer Vater gegen die Vorbilder im Netz?

Und ich erwarte, dass mein Sohn (*1976) eine Stunde lang in bester Stereo-Position vor den Boxen ausharrt und mir zuhört.

Nichts als ... ZUHÖRT!

Oft reibe ich mir die Augen und starre ihn an – »eines der Experimente, die hier und da von der Natur gemacht werden, ehe sie sich entschließt, eine neue Gattung hervorzubringen« (Joseph Roth), Prototyp für die Welt nach uns? Mein Sohn ein Totengräber meiner, unserer Kultur?

Wie kaum zuvor in der Geschichte wird der akkumulierte »Erfahrungsschatz« von den Nachfolgenden gänzlich ignoriert.

Ein gewisses Bildungskontinuum, das die Welt unserer Vorfäder und Urmütter noch mit unseren eigenen Lehr- und Wanderjahren verband (...) scheint ein für allemal unterbrochen, abgerissen, (...) und das »Bleibende«, das angeblich »die Dichter stiften«, endgültig den Styx hinunter, falls überhaupt noch jemand weiß, was das mal für ein Flüsschen war.

Peter Rühmkorf in »Mein Goethe«, Suhrkamp-Umfrage 1982

Fast übergangslos klafft an der Kante zwischen linearer und vernetzter Welt ein Spalt, ein Riss. Nach Erfindung des »Apple Macintosh« und der Entstehung des Internet aus einem militärischen Vorgänger-System genügten weniger als 40 Jahre zur Umwandlung der linear und vertikal organisierten Weltgesellschaft in die schein-egalitäre Struktur des »globalen Dorfs«.

Das Radio hat seine Rolle als führendes Informationsmedium an eine Vielzahl von Konkurrenten abgetreten. »Twitter«-Kurznachrichten, zum Beispiel, sind schneller als das gesprochene Wort, und oft können die Gedanken der *User* ihren Fingern auf den Eingabetasten kaum folgen. Wo inmitten dieser Raserei bleibe ich mit meinen 40 Stunden Material pro Sendung, den Transkripten, Textentwürfen, meinem handverlesenen O-Ton?

Ob »die Menschheit« *uns* braucht, ist mir zunächst gleichgültig. Sie würde sogar ohne Mozarts Divertimentos und Dostojewkijs »Brüder Karamasow« auskommen. Doch wo finde *ich*, wo finden meinesgleichen einen Überlebensplatz?

Das Gemeinschaftserlebnis Radio als virtuelle Verbindung zwischen Sendern und Empfängern ist Vergangenheit. Podcasts und programmierbare Empfangsgeräte haben dieser schönen Illusion den Garaus gemacht.

Der auf Empfang (und nur auf Empfang) geschaltete Hörer, mit dem das Radio noch im 20. Jahrhundert rechnen konnte, stirbt aus. Radio kann heute nicht mehr die Inszenierung für ein gedachtes Massenpublikum sein, das sich zu festgesetzter Zeit voll Andacht um die »Apparate« versammelt.

Auf einer Ausstellung in Portland, Oregon, wurde im Dezember 2012 ein »antik« gestyltes Holzradio gezeigt, das mit quäkender Retrostimme vor einem rauschenden, knisternden Wellensalat-Hintergrund live-eingehende Tweets vorlas. SPIEGEL ONLINE, augenzwinkernd wie ich hoffe, über diesen Twitter-Empfänger: »Fertig ist der Rundfunk des 21. Jahrhunderts.«

Selbst unser Sohn, Mitte Dreißig, hört in die Features, die ich mache, bestenfalls »mal 'rein«. Als Vertreter und Kronzeuge der ersten voll digitalisierten und vernetzten Generation, die meine lineare Welt nur in ihrer letzten Phase kennen gelernt hat, wird Jan (auch »Janko« genannt) in diesem Text noch häufiger erscheinen. Seine Nachkommen dürften bereits einer spontanen, mündlichen, analphabetischen Menschheit angehören, die keine »linearen Medien« mehr braucht.

Das Leben ist dann nur noch live!

In der Gruft

Eisentüren, Blechregale, 16 Grad Celsius, 50 Prozent Luftfeuchtigkeit. »Das akustische Gedächtnis der Nation«, sagt der Archivleiter. Eine Gruppe japanischer Besucher, erinnert er sich gerührt, betratene diese Räume wie ein Heiligtum – flüsternd und auf Zehenspitzen. Solche Magazine gibt's in jedem deutschen Funkhaus und Zentral-Lagerstätten in Frankfurt/Main und Potsdam-Babelsberg – eine für Deutschland West, eine für Ost bis zur Wende.

Da stehen sie in vergilbten Pappschachteln, die rotbraunen und grauen »BASF«-Studiobänder, zehntausende: Symphonien und Kammermusik, Schlager, Sonntagsreden, Vorträge, Features und Hörspiele aus Jahrzehnten... »Furtwängler 31. 3. 1943«–77 cm/Sek Bandlaufgeschwindigkeit, die Norm der Reichsrundfunk-Gesellschaft. Im »Giftschränk« die erste erhaltene Stereo-Tonbandaufnahme der Welt: Johannes Brahms, Serenade op. 11, D-dur. Großes Berliner Rundfunk-Orchester, Leitung Walter Lutze. Aufnahmedatum 26. 4. 1943. Mitten im Krieg!

Dutzende Namen aus unserer dokumentarischen Ecke. Auch eigene Titel lese ich da: »In den Tod – Hurra!«, »Yesterday Line. Mit dem letzten Passagierschiff der Nordatlantik-Linie nach New York«... »Queen Elizabeth II«

– da war ich 35 Jahre jünger. Aber den Ton, diesen mittlerweile schon etwas gestrigen Sprachgestus, habe ich noch im Ohr:

◀ SPRECHER (DIE SONORE STIMME VON JOACHIM CADEN-BACH) November. Regen klatscht auf den Kai. Arbeiter in kleinen Gruppen. Fröstelnd, rauchend... In den Büros am Hafen brennt den ganzen Tag Licht. Polizei steht 'rum. Zu zweit, zu dritt. Schwarzer Helm, schwarze Peleline. Alle 20 Meter Polizei. Die frierenden Arbeiter, die schweigsamen Constables, die Polizeidetektive in den alten, grauen, regentriefenden Docks von Southampton erwarten eine Königin... ▶

Reliquien und Leichen. Plötzlich entdeckst du den eigenen Grabstein.

»Schnürsenkel« nannten wir die gewöhnlichen viertelzollbreiten Tonbänder – im Studio und draußen bei den Aufnahmen. Dieses Kapitel der Industrie- und Mediengeschichte ist abgeschlossene Vergangenheit, wie der Bleisatz im Zeitungswesen oder die Labortechnik in weiten Bereichen der Fotografie.

Das »Heimtonbandgerät« ist seit 30 Jahren passé. Video-Cassetten: museumsreif. So auch das hochgelobte Digital Audio Tape (DAT), ein ultradünnes Band zur Speicherung von Tönen als Nullen und Einsen – erster Schritt ins digitale Zeitalter. Die Compact-Cassette und die Mini-Disc (MD): zwei Auslaufmodelle. »UKW war gestern« – ein Werbeslogan zur Einführung des Digitalradios...

»Es stimmt schon«, sagt der Archiv-Leiter, »DAT-Cassetten steigen immer häufiger aus. Auch die CDs sind gefährdet. Nichts auf der Welt hält ewig!«

Und so verwandelt man im Deutschen Rundfunkarchiv und in den Funkhäusern Analogsignale mit Hochdruck in digitale Spannungs-Zustände: Plus/Minus, Ein/Aus. Der Archivleiter:

Diese Files gehen dann auf den zentralen Großrechner in Frankfurt am Main. Die Roboter sind heute schon so intelligent, dass die feststellen können, wie oft sie eine Cassette aus ihrem System gezogen haben und ob sich ein Verschleiß eingestellt haben könnte. Und in einer nutzungsarmen Zeit stellen sie – die Roboter! – eine Kopie dieser Cassette her, legen eine neue ein und spucken die alte, mehrfach abgenudelte aus...

Automatische Umbettung also. Wie viele dieser tiefgefrorenen Leichen werden nach dem Auftauen jemals wieder »laufen«? Im Radio?

Nein, ich gehöre nicht zum Club der Radio-Nostalgiker. Weißt-Du-noch-Geschichten langweilen mich meist. Aber dann blättere ich doch ein wenig in meinem Erinnerungsspeicher:

Das robuste »*Uher Report*« Tonbandgerät taucht aus den Nebeln (drei Geräte habe ich verschlissen, Produkte wie aus der Dorfschmiede, verglichen mit dem Flash-Recorder, den ich jetzt benutze)... Und dann die herrliche Stereo-»*Nagra*«, acht Kilo mit Batteriegürtel – diese Rollen und Rädchen und Hebel aus glänzendem Aluminium... Das warme Rotbraun und später das kalte Schlachtschiffgrau der »*LGR*«-Studiobänder... Oder das kurz vor der Sendung vom »Teller« trudelnde Feature: Bandsalat... Auch ein auf dem Weg ins Funkhaus verlorenes und vom Doppeldecker-Bus überrolltes Sendeband (Original, kein Backup, nun flach und breit wie ein Pfannkuchen)... Der Paternoster in der Berliner Masurenallee, immer rund herum, eine knarrende, hölzerne Gebetsmühle, Zahnräder, Ketten... Der Anblick des nächtlich beleuchteten Funkturms nach einer gelungenen Produktion...

Wer würde da nicht angesichts der lieblos zusammengemixten Zweiminütter im Format-Radio für die Dauer eines Herzschlags weich werden!

Digital Natives leben in Echtzeit

»*Entschuldige*«, meinte ein jüngerer Freund aus der Nachbarschaft, der meinen Geburtstag vergessen hatte. »Ich hab' einfach nicht an Dich gedacht!«

Aber er sagte: »Sorry! Ich hatte Dich nicht auf dem Schirm!«

Radio-Dinos meines Alters haben im 20. und beginnenden 21. Jahrhundert eine Serie folgenreicher Umbrüche erlebt: von der Klappenschreibmaschine zum PC, vom »*Tipp-Ex*«-Fläschchen zur Erase-Taste, von der Vervielfältigungs-Maschine für Matritzen zum Schnellkopierer, vom Fernschreiber mit Lochstreifen zum Internet, die Ablösung des 16mm-Films durch Video-Cassetten, den Wechsel vom Magnetband zur digitalen Rundfunktechnik, die Einführung des UKW-Rundfunks in den Fünfzigern und des Fernsehens (erst schwarz-weiß, dann schreien-bunt) in den Sechzigern.

Damals, in jener Übergangszeit, war meine Großmutter schon an die Achtzig und mit einer liebenswerten Altersdemenz gesegnet. Bevor sie vor dem Fernseher Platz nahm, richtete Oma die Haare, zog ihre gute Strickjacke an und setzte ein ernstes Gesicht auf. Mich, den längst Erwachsenen, ermahnte sie mit Nachdruck zu ordentlichem Benimm – »Was sollen die sonst von Dir denken!« Auf dem Bildschirm ein anspruchsvoller Vortrag (Heinz Haber?) über die »Vierte Dimension«.

Ich sehe Großmutter noch freundlich-zustimmend nicken.

Viele von uns Autoren montierten jahrelang ihre Manuskriptblätter mit Klebstoff auf dem Fußboden zu langen Papyrusrollen – kein *Drag & Drop*, no *Copy & Paste*. In der Redaktion der Lokalzeitung, bei der ich anfing, hämmerten wir auf alte »IBM«-Maschinen ein und erzeugten kurz vor Redaktionsschluss den Soundtrack eines altmodischen Kriegsfilms.

Als Pressefotograf, der ich auch war (Pkw rammt Moped, Prügelei nach Polterabend, Unwetter und Überschwemmungen, der größte Kürbis, Karneval – jedes Jahr die Pappnase im Schubfach) stolzierte ich mit meiner 6x6-»Rollei«, dem schweren Umhänge-Akku und dem Blitzlicht-Reflektor der Firma »BRAUN« wie Weegee im New York der 50er Jahre durch die osthessische Kleinstadt.

Wir schossen unsere Manuskripte mit der Rohrpost in die Setzerei, in der es nach Maschinenöl und MännerSchweiß roch. In einem Glaskasten saßen die Korrektoren, ehrfürchtig bestaunt – die Hüter des *DUDEN*. Und der Chef-Metteur ließ, wie es Brauch war, den Neuling »Bleiläuse« jagen.

Beim Übergang zum Foto-Satz: versteinerte Gesichter, abgebrochene Leibensläufe, Selbstmorde sogar. Und ähnliches erlebten Kameraleute, die unantastbaren Herrscher am Film-Set, beim Wechsel vom Zelluloid zum Videoband. Der Film war eine kokette aber treue Freundin gewesen, Band war geduldig und ging mit jedem.

Mittlerweile hat »Kodak«, ein Synonym für das Zeitalter der analogen Fotografie, Insolvenz angemeldet. In den Worten meines britischen Kollegen Simon Elmes wurde die Firma »obliterated« (ausgelöscht) »*by the creative destruction of the digital age*«.

Auch die Hersteller von Druckmaschinen kämpfen verzweifelt gegen den Vormarsch der Einsen und Nullen. Eine Institution des englischen Kulturliebens, die »Encyclopaedia Britannica«, erscheint nach 244 Jahren glorreicher Publikationsgeschichte nur noch online. Das Grimmsche Wörterbuch, die »Brockhaus Enzyklopädie« und das »Große Wörterbuch der deutschen Sprache« werden in der Druckform nicht mehr aufgelegt.

»Newsweek«, ein früheres Flaggschiff des US-amerikanischen Qualitäts-Journalismus, und »Financial Times Deutschland« falteten ihre Papierseiten zusammen. »Die eigentliche Tragödie liegt in der Unfähigkeit des gesamten Sektors, das Internet für sich zu kolonialisieren«, schreibt Wolfgang Münchau, ein früherer Chefredakteur von »Financial Times« auf »Spiegel Online« über das Zeitungssterben. Der Autor prognostiziert den »Anfang vom Ende für das bedruckte Papier«.

In vielen kleineren Städten der USA sind Journalisten schon ausgestorben. Eine Firma namens »Journatic« versorgt sogenannte »Kopfblätter« nationweit mit lokalen Nachrichten. Ihre schlecht bezahlten freien Mitarbeiter sitzen vor den Laptop-Bildschirmen in Afrika, Süd- und Osteuropa, auf den

Philippinen und recherchieren – im Internet. Schließlich hat jedes Kaff in Nebraska seine offizielle Website.

Unter der Überschrift »Wie uns die Zeiten ändern« behandelt der Berliner *»Tagesspiegel«* vom 4. August 2012 das allmähliche Verschwinden der Handschrift zugunsten von Tastatur-Eingaben. Zitat: »Die Blicke der Kinder in der U-Bahn wissen nichts von Verlust (...) Ein Mensch, der mit Kugelschreiber auf einen Zettel schreibt – ungewohnt scheint das in ihren Augen, dieses Schreibzeug, das klickt, wenn man die Mine aus dem Gehäuse drückt ...«

Zwischen den S-Bahn-Stationen Wollankstraße und Schönhauser Allee in Berlin starre ich fasziniert auf eine junge Frau, die abwechselnd mit zwei Handys telefoniert. Sie spricht in das eine hinein und bedient währenddessen die Wählstaste des anderen.

Jan – der gar nicht mehr so junge »Wilde« – kommuniziert von jedem beliebigen Ort auf der Welt, vorwiegend per World Wide Web. Sein *iPhone* liegt kaum fünf Minuten unberührt am Frühstückstisch oder im Lokal. Er pflegt seine Beziehungen durch *social networks*, ohne im »wirklichen Leben« zu vereinsamen – im Gegenteil. Als freiberuflicher Fotograf teilt er sein Profiwissen bereitwillig mit anderen (*»shared informations«*) und profitiert von deren Kollegialität (*»collective intelligence«*). Die grenzenlose Netz-Öffentlichkeit (*»post-privacy«*) bereitet ihm keine Angst und seine Freundschaften, die zum Teil noch aus dem Kinderladen herrühren, leiden nicht darunter. »*Multitasking*« ist für ihn kein Schimpfwort, auch keine Sucht, die behandelt werden müsste. Er tut »es« effektiv und lustvoll.

Ich habe das erlebt: Während einer knappen Stunde kann Janko zwei neue Wohnungen im Netz besichtigen, das Frühstück vorbereiten, die Steuerberaterin anrufen, auf dem Laptop Fotos bearbeiten und Nachmieter zur Wohnungsbesichtigung empfangen.

Wenig später spurtet er auf dem Rennrad mit Headset und Freisprechanlage durch den dicksten Berliner Verkehr zum nächsten Termin. Totale Erreichbarkeit.

Ein Kollege, erzählte er neulich, fährt mit dem ICE grade in einen Tunnel, als sein *iPhone* blökt. Als er wieder rauskommt, ist der Job, auf den er scharf war, schon vergeben. Auch die Konkurrenz lebt immer im Standby-Modus.



Die Foto-Reihe »ZUHÖRER« wurde von Jan Kopetzky
beim PRIX EUROPA in Berlin aufgenommen.

Mein Sohn erklärt mir sein Smartphone

Oktober 2010. Ich beobachte Jan während des Wettbewerbs um den Prix Europa im Berliner »Haus des Rundfunks«. Er wurde engagiert, um die Highlights im Programm und die allgemeine Stimmung des Festivals zu dokumentieren.

In den Pausen sehe ich ihn an einem der kleinen runden Bistrotische, abwechselnd Zigarette oder Kaffeetasse in der Hand, beim Auswählen der Fotos, die er gerade aufgenommen hat. Er verschickt die Bilder, ohne seinen Platz zu verlassen, paketweise an diverse Adressaten.

Von Zeit zu Zeit erklärt er mir die neuen *Apps* in seinem Smartphone. Es gibt hunderttausende Applikationen, sprich Anwendungsprogramme. Jan arbeitet u. a. mit den folgenden:

SUN POSITION CALCULATOR Die Software berechnet an jedem beliebigen Ort der Welt den Auf- und Untergang der Sonne und die Sonnenposition. Der Fotograf kann heute schon den Schattenwurf eines Bauwerks für den nächsten Tag minutengenau vorausbestimmen und entsprechend kalkulieren.

WEATHER APP Der Wetterdienst im Taschenformat liefert zuverlässige Voraussagen über Regenwahrscheinlichkeit, Windstärke und Windrichtung, Luftfeuchte (Wahrscheinlichkeit für Nebelfotos am frühen Morgen) und Luftdruck vor Ort.

AROUND ME ermittelt alle lieferbaren Informationen über Banken, Bars, Tankstellen, Krankenhäuser, Hotels und Taxiunternehmen, die aus der betreffenden Gegend bekannt sind, und bucht das Passende.

DRIVE NOW Mit GPS-Hilfe werden die im Weichbild der Stadt abgestellten Mietwagen eines Autoverleihs aufgespürt. Man öffnet sie mit einem vorher bezahlten Schlüssel-Code und lässt sie am Ziel einfach stehen. Die Gebühr – meist günstiger als Taxifahren – bucht das System diskret ab.

Ich glaube, Jan ist enttäuscht über meinen Mangel an Begeisterung. Die kleinen glänzenden Allzweckdinger, die das Handy abgelöst haben, flößen mir noch immer Furcht ein. Schon beim Versuch, die wöchentlichen Com-

puter-Seiten meiner Tageszeitung zu lesen, werde ich melancholisch. Das Fachchinesisch der Experten schließt mich aus: Du gehörst nicht zu uns, digitaler Analphabet!

Zu lange hatte ich das Internet als Monsternmaschine links liegen lassen. Bis mir dämmerte, wie sehr sich mit den neuen technischen Möglichkeiten die Inhalte und Denkweisen verändern.

Der Science-Fiction-Autor Bruce Sterling schrieb darüber in der »FAZ« vom 13. März 2010:

»Früher gab es die literarisch-historische Erzählung, heute gibt es die kollektive Intelligenz« ... »Lineare Erzählungen mit Anfang und Ende (sind) nichts, was die Netz-Kultur interessiert« ... »Suchmaschinen mausern sich zu tonangebenden intellektuellen und politischen Akteuren« ... »All dies verändert die Erzählung und die organisierte Darstellung von Geschichte in einer Weise, von der die Geschichte sich nicht erholen wird« ... »Die Karten in unseren Händen stimmen nicht mehr mit der Landschaft überein«... »Wir leben jetzt in einer zeitlosen Netzwerk-Kultur«... »Aber wir können uns die geschichtliche Epoche nicht aussuchen, in der wir leben«...

Das analoge System sei »mittlerweile von Einschusslöchern durchsiebt«. Unwiderruflich nähmen wir Abschied von einer Welt, die im Wesentlichen durch Modelle der Kausalität erklärt wurde. Neben der detaillierten Vorgabe von Informations- und Kommunikationsstrukturen durch eine »zentrale Instanz«, die uns Autoren einschließt (*top-down*), werde in Zukunft eine benutzerbasierte Selbstorganisation (*bottom-up*) stehen.

Die verlorene Hörer-Generation

Dezember 2004—Lieber Janko,

mein letztes Feature hast Du sicher nicht gehört. Trotzdem eine Kopie. Der Stapel ungehörter CDs dürfte beträchtlich sein... Das nächste Mal vielleicht ein USB-Stick? Hören musst Du aber leider selbst...

Eines ist unbestreitbar: Die nachwachsende Generation von Zuhörern mit ihrer »Distanz zur traditionellen Hochkultur« haben wir schon verloren. Mein Sohn ist mein Kronzeuge, ein Vertreter der 2.-Generation (ohne, dass er viel davon hermacht – ich glaube, er selbst kann mit dem Begriff wenig anfangen).

Schon die Nachfolgenden, bereits Geborenen, fürchte ich, werden einen

Teil des zeitraubenden Vorgangs, den wir heute noch »Denken« nennen, an das Weltgehirn delegieren. Der *edge-rank* von *Facebook* zum Beispiel erkennt, wie unser Sohn auf die Kürzest-Botschaften seiner derzeit 511 »Freunde« reagiert. Aus der Häufigkeit angerissener Themen und den »Like«|»Don't like«-Signalen errechnet das Programm Jankos spezielle Vorlieben und »bewahrt« ihn künftig vor abweichenden Nachrichten (= Meinungen).

Ohne eigenes Zutun – und vermutlich, ohne das selbst wahrzunehmen – befindet sich der User in einer *filter bubble*, die ihm das System zuweist.

Da Jankos Pinwand dennoch überläuft und nach Angaben des Konzerns (!) nur noch etwa zwölf Prozent der Nachrichten überhaupt gelesen werden, experimentiert *Facebook* mit *promoted postings*, die für jeweils 7 Dollar die angeblich aufgehobene Hierarchie im Netz wieder herstellen sollen. Wer zahlt, steht bei seinen »Freunden« ganz oben im sogenannten *thread*, der aktuellen Nachrichtenliste.

In meiner Tageszeitung lese ich heute (24. Juli 2012) einen Bericht über den jungen Amokläufer, der in einem US-amerikanischen Kino zwölf Menschen erschossen und über 50 verletzt hat: »Nach bisherigen Erkenntnissen war Holmes« – so heißt der junge Mann – »weder bei Facebook noch bei Twitter aktiv«. Glaube man den Verfassern einer Studie aus dem Vorjahr, könnte dieses Verhalten sogar auf eine ernsthafte Krankheit hindeuten. Auch die absolute Abstinenz sozialen Netzwerken gegenüber mache verdächtig.

»Der Aggregatzustand der Gesellschaft«, schreibt Gabor Steingart, Chefredakteur des »*Handelsblatt*«, in seinem Buch »Das Ende der Welt« (2011), wechsle von fest zu flüssig. Laut »*Tagespiegel*«-Kolumnist Harald Martenstein ist die Welt von einem »unaufhörlichen Meinungsgesumm erfüllt«. Rainer Langhans, den »Ex-Kommunarden« und »Apo-Clown«, umhüllt das Netz »wie ein spiritueller Dampf«.

Die Verflüssigung und folgende Verdampfung des Autors (Netz-Sprech: der Abschied vom *stand alone communicator*) scheint nur eine Frage der Zeit zu sein.

Vor einem halben Jahrhundert – in seinem Buch »Die magischen Kanäle« – hatte Marshall McLuhan prophezeit, die Menschheit werde sich mit Hilfe neuer Medien in eine »orale Stammesgesellschaft« zurückverwandeln.

Auch die meisten *Facebook*-Postings entsprechen ja in ihrer Kürze und Umgangssprachlichkeit eher mündlichen Kommunikationsmustern.

Sollte das an unserer Art der Medienrezeption spurlos vorübergehen?

12. Februar 2013 – Lieber Alexander,

gerade bereite ich nach viermonatiger Mitgliedschaft bei Facebook meinen Wieder-Austritt vor, eine gar nicht so einfache Prozedur. Dein Rat, nur so könne ich eine »breitere Öffentlichkeit« für mein Buch interessieren, hat nicht gefruchtet, und ich bin reumüdig zur guten alten e-Mail zurückgekehrt.

Besonders stört mich die Bevormundung durch eine MASCHINE, die mir gerade wieder schreibt: »Hallo Helmut, Du hast ›Radiojahre‹ schon länger nicht mehr besucht, und es gibt einige Dinge, die Du schnell umsetzen kannst, um Interesse an Deiner Seite zu wecken (...) Sieh Dir unser Schulungsvideo an und lies Dir den Produktleitfaden durch!«

Was denkt sich dieses ... Ding?? Wer sich von einem Homunkulus aus Nullen und Einsen duzen und herumkommandieren lässt, ist selber schuld ...

Wie nachhaltig das Medium die Message und das Verhalten der »User« beeinflusst, haben Heidrun und ich wie in einem Live-Experiment auf den irischen Aran Islands westlich Galway vor 39 Jahren erlebt:

Insel mit Stromanschluss

1974 Bei unserem ersten Besuch (Jan spielt noch auf der Himmelswiese) hat der größte der drei Felsbrocken im Atlantik 900 Einwohner. Die Vermieterin einer bescheidenen Kammer versorgt uns mit Kerzen und Streichhölzern. Es gibt keine Elektrizität auf Inishmore

In Dara Kenney's Pub hocken die Männer des Dorfs, gewohnt zu warten – tagelang, wochenlang, wenn das Meer die Inseln belagert. Sie freuen sich über jeden Gast, der durch die Tür kommt. Sie sind voller Neugier und geben sich alle Mühe, das aufkommende Gespräch in Gang zu halten. Die Freundlichkeit auf ihren Gesichtern ist noch nicht so eingefroren wie in einigen Hotels am Festland.

Derselbe Pub, dieselben Pudelmützen und Aran-Pullover zwei Jahre später (seit Weihnachten '75 gibt es Strom aus einem kleinen Generator zwischen Moor und Stein): Von den Männern nur die Hinteransicht, acht bestrickte Rücken, regungslos. Ein Wall aus Schafswolle. An der Wand hinter dem Tresen ein Fernsehgerät. Keiner dreht sich zu uns um. Niemand spendiert ein Glas Stout, frisch vom Zapfhahn. Auf dem Bildschirm nur Schneegestöber,

Schemen. Ein regionales Fußballspiel, sagt uns der Ton. Zu sehen ist eigentlich nichts. Aber sie glotzen, als hätten sie nie etwas anderes getan. Klinischer Befund: Regression und beginnendes Suchtverhalten. Verkümmert sind Bewegungen, Lautäußerungen und andere menschliche Regungen; schon gar die »Würde«, von der sich der Dichter John Millington Synge (1871-1909) als gebildeter – soll heißen: emotional verarmter – Festlandbewohner »für immer ausgeschlossen« fühlte.



Heidrun auf Inishmore, 1977

Mittlerweile prägt auch das *World Wide Web* die menschlichen Wahrnehmungs- und Interaktionsformen – ob wir wollen oder nicht. Unser Gedanken und Gefühls-Apparat scheint mit diesem Welthirn ein für allemal verlinkt zu sein. Wie jeder einzelne Ein- und Ausgabevorgang durch reale Ereignisse im »wirklichen Leben« verändert auch der Kontakt mit dem digitalen Universum die neuronalen Verschaltungen unseres Gehirns.

Prof. Manfred Spitzer (*1958), ärztlicher Direktor der Psychiatrischen Universitätsklinik in Ulm, hat für seine zum Bestseller avancierte Streitschrift »Digitale Demenz – Wie wir uns und unsere Kinder um den Verstand bringen« (2012), ein Buch über die Folgen der »Internetsucht« Jugendlicher und den unkritischen Umgang mit den neuen Medien in der Schule, reichlich Prügel bezogen. Kritiker verweisen zum Beispiel auf die enorme Anpassungsfähigkeit der menschlichen Gattung.

Kaum zu leugnen aber, dass die Adhoc-Freigängbarkeit aller nur denkbaren Inhalte unsere Gedankenwelt – na sagen wir: »vereinfacht« hat. Unmittelbare

Ergebnisse, erzielt durch versiertes *browsen*, scheinen gedankliche Wege und Umwege überflüssig zu machen. Der User lebt ergebnisorientiert – von Klick zu Klick.

Schon Zweitklässler, die ich bei Aufnahmen im örtlichen Planetarium erlebte, riefen während eines spannenden Vortrags über Lichtgeschwindigkeit im Chor: »Schneller! Schneller!« – Aus meiner Feedback-Kladde:

Einmal in der Woche nach S. – das sind drei Stunden im Auto. Nur selten verirre ich mich zum Kulturradio. Warum? Zeit hätte ich doch! Aber keine Ruhe »dafür«. Ist es das? Fehlende Ruhe?

Die resultierende Ungeduld verhagelt dem Radioautor die Aufmerksamkeit selbst des älteren Publikums – der Schreiber ist 65 Jahre alt – für einen ausgefeilten Text, ein durchkomponiertes »Stück«.

Ungeholtene Ansprache an die 2.0-Generation

»Ich bin meine Mausklicks«

(Titel eines Medientags im HR-Funkkolleg 2012)

Bei Workshops und Seminaren meldet sich immer häufiger ein kleiner, aber deutlich hörbarer Gewissenswurm. Ich möchte sie begeistern, die so viel Jüngeren. Ja, ich selber bin nach vier Jahrzehnten im Geschirr immer noch ein Streiter für die große Form im Radio. Aber müsste ich nicht sagen:

Freunde, unsere Lage ist schizophren! Das akustische Zeitalter, das ich so farbenreich ausmale, ist lange vorbei, das multi-mediale längst angebrochen... Habt ihr nicht bemerkt, dass die Radioempfänger in den Hotels, sofern noch vorhanden, seit Jahren nicht mehr funktionieren? Die Regler (Senderwahl, Lautstärke) sind im Gehäuse festgebacken. Die Skala ist erblindet. Und die Fernsehbildschirme in den Hotelzimmern werden von Jahr zu Jahr breiter. Wenn ich auf einer Straße die ›Stimme des Volkes‹ (Vox pop) einsammle, laufen Passanten mit krummem Rücken unter meinem Mikrophon vorbei – wo ein Mikro ist, kann die Kamera nicht weit sein.

In der »Internet-Galaxis« (ein Begriff des spanischen Soziologen Manuel Castells) scheint Bert Brechts Radiotheorie post Radio endlich verwirklicht: Der Distributions- ist zum Kommunikationsapparat geworden. Der »User« sendet selbst und stellt sich seine eigenen Programme à la carte zusammen, während wir Alten noch mit Stammessen aus der Radio-Kantine zufrieden waren. Weltweit, sogar im traditionsreichen Radioland USA (Orson Welles!), gibt es keine »Funkhäuser« mehr; Tausende hochklassiger Hörfunk-Journalisten sind in den letzten Jahren entlassen worden. Auch früher bedeutende Radio-Stationen in Europa (Frankreich, Polen, Belgien, Dänemark) haben ihre dokumentarischen Programme mittlerweile abgespeckt, »verschlankt« oder gestrichen.

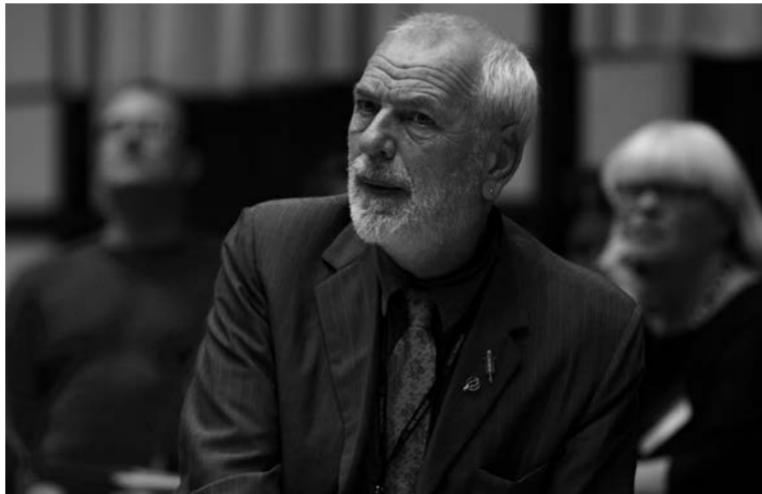
Ich predige Autorenstolz – aber wo um Himmelwillen wollt ihr den noch anwenden? Alles Etikettenschwindel, müsste ich euch sagen, fast Betrug. Die Mauer, gegen die ihr morgen rennt, wird stärker sein, als die aufflackernde Begeisterung heute...

Bis der Wecker klingelt, täglich 6.30 Uhr... Disziplin gehört zum Handwerk. Und gejammert wurde immer schon. Bald meldet sich die andere Stimme wieder. Sagt: Weitermachen! Es gibt sie noch, die guten alten Dinge, auch im Radio-Dok – mutig, geistreich, phantasievoll!

In Panik die Pferde wechseln, ist feige. Nein, wir dürfen nicht bei laufendem Programm unsere tradierten Sendeformen leichtsinnig im Stich lassen! Entwicklungsphasen folgen nicht Naht an Naht. Sie überlappen einander. Als Medienarbeiter befinden wir uns mitten in einer Kreuzblende von linearen zu multiplen Formen, die einander auch in Zukunft nicht ausschließen müssen.

Kein Entweder/Oder also. Vielleicht entwickelt das dokumentarische Radiofach in den kommenden Jahren doch noch körpereigene Kräfte, die ihm einen Platz im öffentlichen Diskurs sichern werden – und nicht nur ein Nischenplätzchen am äußersten Rand!

So denke ich an guten Tagen...



Vier kleine Radiogeschichten

◀ 1948 steht bei uns ein flacher »Telefunken«-Kasten auf dem Waschtisch, Sperrholz mit Papier beklebt – es ist Weihnachten. Was für ein Geschenk! Erst im Sommer ist mein fixer Onkel Poldi aus Gefangenschaft zurückgekehrt, und schon wieder hat er einen kleinen Radioladen irgendwo in Hamburg.

Ich erinnere mich an eine enge, mit Gerümpel vollgestellte Dachkammer. Der Lampenschirm: bemaltes Packpapier. In der Kammer hausen meine Mutter, meine Großeltern und ich, Deportierte aus dem Osten – drei Lebensalter, eingepfercht in einem Raum. Und mein Großvater, gelernter Schlosser, nimmt den Hammer; wortlos nagelt er ein grobes, meterbreites Eisendrahtgebilde an die Wand. Der Draht ist angerostet, denn er stammt aus ausgebrannten Güterwagen auf dem nahen Bahnhof. Die Frauen schütteln stumm die Köpfe...

Und siehe: In der Drahtantenne verfangen sich asthmatisch-pfeifende, krächzende, geisterhaft verzerrte Stimmen. Tauchen auf und ersaufen wieder in der »Aetherwellen«-Brühe: *This is AFN, the American Forces Network...* *Radio Eireann* aus Athlone in Irland... und *Ici Paris...* und *Polskie Radio*, Warschau, mit Chopin als Pausenzeichen...

Europa, dieser eiskalte, vom Krieg zerzauste Kontinent da draußen, knattert, pfeift und rauscht in unserem Mansardenloch. ►

»Die Zehn Geräusche meines Lebens« – SFB, »Passagen«, 1993

1994 Das alte Prager Funkhaus an der Weinbergstraße (Vinohradská). Eine Frau betritt das düstere Foyer. Grauer Regenmantel, derbes Schuhwerk, Wollstrümpfe, gelbe Plastiktüte unterm Arm. Geschätztes Alter: Ende 60. Befugte mit Chipkarten zwängen sich durch verchromte Drehkreuze, verschwinden hinter Pendeltüren. Wachleute in schwarzer Uniform.

Die Rezeptionistin, auch schon fast im Pensionsalter, nickt der Frau im Regenmantel zu. Diese, indem sie zögernd die Halle durchquert,wickelt aus dem Plastiksack – behutsam, beinah zärtlich – ein kleines dunkelbraunes Radio, Bakelit soweit erkennbar, Nachkriegsware. Das Stromkabel trudelt heraus. Ich übersetze mir die Szene aus dem Tschechischen (das ich nicht verstehe). Frau: »Es spielt nicht mehr! 40 Jahre hat es ausgehalten. Bis gestern! Und ich dachte mir...« Teilnahmsvoll die andere im Glaskasten: »Ein schöner Apparat! Hatte auch so einen... Tut mir leid, hier ist nur das Funkhaus...«

Die Frau im Regenmantel packt ihr Radio wieder in die gelbe Plastiktüte. Zottelt Schritt-vor-Schritt zum Ausgang, so als könnte sie »ihr« Sender – Radio Prag persönlich – noch zurückrufen...

Warum ich mir die Pantomime so gut übersetzen kann? Wir Drei sind ungefähr vom gleichen Jahrgang, Kinder des Radiozeitalters. Und demnächst Waisenkinder, vielleicht...

1996 Zum Geburtstag schenkt mir Heidrun ein gut erhaltenes Empfangsgerät, das sie beim Trödler gefunden hat: einen »*Saba*« – poliertes Möbel aus Holz, Lautsprecher mit Stoffbespannung, cremefarbene Kunststofftasten, »magisches Auge« zur Sender-Feinabstimmung. Mit derlei sind wir aufgewachsen! Und »es spielt!« Festliche Premieren-Stimmung, Kerzen und Rotwein. Mein Unterbewusstes erwartet The Soulful Dynamics, Adriano Celentano, Ray Conniff, Edith Piaf, vielleicht auch Marlene Dietrich oder die Comedian Harmonists.

Was spielt mein »*Saba*«? Techno-Musik – BUMM – BUMM...

1999 Es muss um die Wende zum neuen Jahrtausend gewesen sein... Matinee der SFB-«Hörkino»-Reihe im Berliner Zeughaus unter den Linden. Angekündigt sind Highlights aus dem Werk des einmal sehr bekannten Radio-Autors Josef Pelz von Felinau, alias Josef Pelz Ritter von Felinau (1895-1978).

Die Karriere des prominenten Einzelgängers unter den Rundfunkautoren begann schon 1925, zwei Jahre nach den ersten krächzenden Tönen der Funkstunde Berlin. Felinau schlug vor allem aus seiner rauchigen, galizisch-timbrierten Stimme Kapital und brachte es in den Nachkriegsjahren mit Hunderten von »Hörbildern«

über Wissenschaftler und Entdecker, berühmte Künstler (Schaljapin, Mario Lanza, die Don-Kosaken), vor allem aber mit dem vom Südwestfunk Baden-Baden produzierten Doku-Hörspiel über den Untergang des Luxusliners »Titanic« (1950) zeitweise zum Status eines Radio-Stars in beiden deutschen Teilstaaten

Schon früh ist der Saal bis auf den letzten der 200 Sitzplätze gefüllt – meist Gäste fortgeschrittenem Alters. Eine Gruppe von 50 bis 60 Personen wird nicht mehr eingelassen. Man hämmert mit Fäusten gegen die Saaltüren. Es klingt bedrohlich, geradezu verzweifelt. Ich höre sie noch heute bollern, die treuen Hörer mit ihren Erinnerungen an unvergessliche Momente vor den Lautsprechern, die zum Teil Jahrzehnte lang zurückliegen, wie die Antennenwälder auf den Dächern und die gelb-leuchtenden Markierungen auf meiner Radio-Skala: Kairo, Falun, Bari, Limoges, Beromünster, Malmö, Athlone.

Die Städtenamen markierten noch wirkliche Orte. Was wir hörten, kam von dort.



Die Magnetband-Galaxis

Ein Schnelldurchlauf

Mehr als das Blei in den Kugeln, schrieb Georg Christoph Lichtenberg im 18. Jahrhundert, habe »das Blei in den Setzkästen« die Welt verändert. Marshall McLuhan, der kanadische Kommunikationswissenschaftler (1911-1980), sprach von der »Gutenberg-Galaxis«. Das mit der Erfindung beweglicher Lettern eingeläutete Zeitalter des Buchdrucks dauerte 560 Jahre.

Dann, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wurde die elektromagnetische Aufzeichnung von Ton und Bild auf Plastikstreifen zum dominierenden Medium. Das Band, das sich sichtbar fortbewegte von Alpha bis Omega, avancierte an Stelle des Papiers zum Vehikel für akustische Abläufe, Gedankengänge und Erzählungen, Erinnertes und Erträumtes. Diese Papyrusrolle der Neuzeit war nur noch knappe 50 Jahre in Gebrauch – überlappend mit dem Siegeszug der digitalen Aufnahme- und Speichertechniken.

Vor Erfindung der Tonaufzeichnung war das Leben immer *life* gewesen. Unwiederholbar. Musiker packten noch ihre Instrumente ein, sobald das Konzert vorbei war. Caruso verschwand hinterm Vorhang. Man konnte ihn nicht einfach abschalten und wieder anknipsen. Der »On«- und »Off«-Knopf war noch nicht erfunden. Jeder Ton, sogar der kürzeste, hatte seine Ein- und Ausschwingzeit – entstand, verklang. Selbst der ungeduldige Zuhörer, der sich zwischendurch die Beine vertreten musste, entfernte sich von der Musik (und näherte sich dann wieder) mit einer natürlichen Blende.

Doch dieses allzu flüchtige Leben wollte man partout festhalten. Der US-Amerikaner Oberlin Smith versuchte es zwischen 1878 und 1888 mit einem metallspänehaltigen Baumwollfaden, der Däne Waldemar Paulsen 1898 mit seinem »Stahlband-Telegraphon«, ein A. Nasarischwily schlug Anfang der Zwanzigerjahre sogar »Eisenbahnschienen als Träger magnetisch aufgezeichneter Befehlsfolgen« vor.

Vorläufiger Sieger aber blieb der in die USA ausgewanderte Hannoveraner Emil Berliner (1851-1929) mit der Erfindung der Schellackplatte (schon 1887 patentiert).

Und so setzte Ururgroßvater den Tonarm mit der dicken Nadel auf, und eine krächzende Stimme (Enrico Caruso laut Platten-Label) sang »Santa Lucia«. Und wenn der Ahn den Tonarm wieder abhob ...Weg!

Seitdem ist unser Leben fragmentiert. Ein einziges Channel-Hopping. Die Töne, die Welt, die Entfernung, die Freundin – AN|AUS. Welche Wirkung auf unser Fühlen, Denken, Verhalten! Alles, was wir hören, kann mit einem Fingerdruck vorbei sein.

Auch der Rundfunk verwendete anfangs noch Schallplatten, so genannte »Wachskuchen«. Sie waren einmal bespielbar und wurden dann wieder plangeschliffen. Man konnte die Aufnahme weder bearbeiten noch ein zweites Mal erfolgreich abspielen.

1928 ließ der österreichische Erfinder Fritz Pfleumer (1881-1945) das Ur-Tonbandgerät patentieren. Als erster benutzte er einen mit Eisenpulver beschichteten, magnetisierbaren Papierstreifen als Tonträger. 1935/36 entwickelte die »BASF« Ludwigshafen das erste Tonband aus Kunststoff.

1938 stieg der Rundfunk auf Magnetband um. Eine große Zeit für Ingenieure. »Telefunken« wurde 80-prozentiger Rüstungs-Betrieb. Auch das Forschungs-Institut der »AEG« tanzte mit der Wehrmacht. Und das Radio profitierte – von neuen rauscharmen Magnetbändern und immer besseren Geräten.

Dieser qualitative Fortschritt machte einen anderen Quantensprung erst möglich – die Entwicklung der Stereophonie (Siehe »*Stereo und die Folgen*«).

Eine Minute Straße

Zwanzig Jahre, nachdem der von Ferdinand Braun, Guglielmo Marconi und anderen erfundene Funk-Telegraf sprechen gelernt hat, beginnt die Vorgeschichte des Radio-Dokumentarismus – zunächst in Form realistischer Hörspiele. Und zwar live.

Als erstes Funkspiel überhaupt gilt das dokumentarische Radiodrama »Danger« von Richard Arthur Warren Hughes (1900-1976), das am 15. Januar 1924 von der BBC und 1925 unter dem Titel »Gefahr« von der Hamburger NORAG (Nordische Rundfunk AG) gesendet wird und ein Bergwerksunglück behandelt. Auch die in der Rückschau wiederholt als »featurehaft« bezeichnete Funkarbeit Friedrich Wolfs »SOS... rao, rao... Foyn« (1929, Regie Alfred Braun), hat eine »echte« Katastrophe zum Thema, den Absturz des italienischen Luftschiffes »Italia« nördlich Spitzbergen.

Für seinen »Lindberghflug«, eine Radio-Kantate mit Musik von Kurt Weill und Paul Hindemith für das Baden-Badener Musikfest 1929 benutzt Bertolt Brecht die zwei Jahre zurückliegende erste Atlantiküberquerung per Flugzeug als aktuellen Roh-Stoff.

Alfred Döblins literarische Produktion lebt zum Teil von den täglichen Eindrücken in seiner hauptstädtischen Arztpraxis. Seine Technik der Montage von Realitätspartikeln könnte aus dem Rundfunk entlehnt sein – wenn nicht vielmehr der Rundfunk von ihr gelernt hätte. Döblins Großstadtroman

»Berlin-Alexanderplatz« über den Transportarbeiter Franz Biberkopf, der nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis ein anständiger Mensch werden will, trotz aller Anstrengungen aber scheitert, wird folgerichtig 1931 von der Reichsrundfunk-Gesellschaft adaptiert, bleibt allerdings bis in die 50er Jahre ungesendet.

Der Schauspieler Alfred Braun, Schüler des Regisseurs Max Reinhardt, ist die beherrschende Figur der frühen Rundfunk-Jahre. Dieser »erste Radioreporter«, Regisseur und rastlose Experimentator beschreibt das schöpferische Brodeln im Rundfunk 1929:

Akustischer Film – so nannten wir in Berlin in einer Zeit, in der ein Funkregisseur nicht nur das Regiebuch zu besorgen hatte, sondern auch seine Manuskripte mehr schlecht als recht schreiben musste, ein Funkspiel, das in schnellster Folge traummäßig bunt und schnell vorüber gleitender und springender Bilder, in Verkürzungen, in Überschneidungen, im Tempo, im Wechsel von Großaufnahmen und Gesamtbild mit Aufblendungen, Abblendungen, Überblendungen bewusst die Technik des Films auf den Funk übertrug; 1 Minute Straße mit der ganz lauten Musik des Leipziger Platzes, 1 Minute Demonstrationszug, 1 Minute Börse am schwarzen Tag, 1 Minute Maschinensymphonie, 1 Minute Sportplatz, 1 Minute Bahnhofshalle, 1 Minute Zug in Fahrt ...

Da ist Alfred Braun schon in das Feature-Fach gewechselt. Er weiß es nur noch nicht.

1933 reißt der schöpferische Faden ab. Der deutsche Rundfunk wird dem Reichs-Propagandaminister Goebbels unterstellt. Auf dem Haus des Rundfunks weht die Hakenkreuzfahne. Die Radiopioniere der Weimarer Republik werden entlassen, führende Vertreter des Berliner Senders landen im Untersuchungsgefängnis Moabit wie Hans Bredow, Vorsitzender der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft, oder im Konzentrationslager Oranienburg wie Braun und andere.

Nach der Entlassung und kurzer Emigrantenzzeit in der Schweiz sechs Jahre später kehrt Braun nach Berlin zurück und kooperiert mit den Machthabern, u. a. als Drehbuchschreiber für Durchhaltefilme im Zweiten Weltkrieg und Assistent des »Jud-Süß«-Regisseurs Veit Harlan.

Zwölf verlorene Jahre lang sendet der »großdeutsche« Staats-Rundfunk aus Berlin – zuletzt die Luftlagedmeldungen über anfliegende alliierte Bombergeschwader.

Radio-Anarchisten

Das Programm des technisch noch intakten »Reichssenders« Hamburg wird am Abend des 3. Mai 1945 durch einen historisch punktgenauen Stromausfall beendet. In der folgenden Nacht besetzt die britische Armee kampflos die Stadt und ihr Funkhaus. Am nächsten Morgen, 10 Uhr, übernehmen drei britische Offiziere das Kommando, und schon neun Stunden später meldet sich der Besetzungs-Sender mit der britischen Nationalhymne und der Ansage: »*Hello, hello! This is Radio Hamburg, a station of the Allied Military Government!*«

Wie alle drei westlichen Siegermächte des Zweiten Weltkriegs haben die Engländer schon Jahre vor dem Zusammenbruch des Hitler-Reiches Listen »unbelasteter«, das heißt demokratisch gesinnter Intellektueller geführt – und die Sowjetunion ähnliche Verzeichnisse treuer Gesinnungsgenossen, etwa im Umkreis der so genannten »Gruppe Ulbricht«. In den britischen Registern stehen u. a. Journalisten und Schriftsteller wie Axel Eggebrecht, Peter von Zahn und Ernst Schnabel, die zu ihrer eigenen Verblüffung für den demokratischen Aufbau des zerstörten Landes fest eingeplant sind und – wie Schnabel berichtet – ohne viel Federlesens zum Teil von der Haustür weg per Militär-Jeep in das mediale Herz der Besatzungszone expediert werden. Erfahrung mit dem Rundfunk haben die meisten von ihnen nicht.

So wird der »abgebrochene Kommunist« Axel Eggebrecht – der älteste unter den Jungen, Jahrgang 1899, ehemals Mitarbeiter der »Weltbühne« von Jacobsohn / Tucholsky / Ossietzky – vier Jahre lang Leiter einer Rundfunkabteilung, die sich *Talks-and-Feature-Department* nennt. Bis er den Posten 1949 aus Protest gegen die zunehmende Einmischung der politischen Parteien wieder aufgibt.

Der *Nordwestdeutsche Rundfunk (NWDR)* entsteht am 22. September 1945 aus »Radio Hamburg« als Anstalt des öffentlichen Rechts. Eigentlich herrscht in den ersten Monaten der wiedergewonnenen Radiofreiheit schöpferische Anarchie im Funkhaus. Und die Besatzer, bis an die Zähne bewaffnet, sehen (meist) wohlwollend zu.

Liberale und Marxisten, Pazifisten, Sozialisten proben anspruchsvollen Rundfunk, unabhängig von einer noch zu bildenden Regierung wie von demokratischen Parteien: das Radio der Macher unter der weise-zurückhaltenden Leitung von Hugh Carleton Greene, jüngerer Bruder des Schriftstellers Graham Greene.

Ein Gremium von lauter nahezu gleichberechtigten Freunden wirkte zusammen, es gab noch keine Rangunterschiede und keinen Intendanten.

Wir kümmerten uns um keine Begrenzung der Arbeitszeit. Und vor allem stand jeder ein für das, was er schrieb und sprach...

Axel Eggebrecht in der Zeitschrift »Sonntag«, 1956

Paradiesisch! Einzige Übereinkunft sind die von der *British Broadcasting Corporation* entlehnten Leitsätze. Verlangt werden z. B. »Unabhängigkeit, Unvoreingenommenheit und Toleranz«. Aus größerer Distanz befragt, erinnerten Zeitzeugen den Rundfunk an der Rothenbaumchaussee auch als »Spielplatz, als ein Interregnum der Intellektuellen, als einen Ort mithin besetzt von kindlichen Idealisten« (Jürgen Schüddekopf, 1909–62, Schriftsteller und Journalist, u. a. Initiator des Nachtprogramms im *NWDR*).

Das Un-Erhörte ist in dieser Zeit des Um- und Aufbruchs noch das Alltägliche. Das Feature als Gattung formt sich von Sendung zu Sendung, von Autor zu Autor. Jeder ein Wünschelrutengänger, ein Kundschafter, ein Kartograph des neuen Genres bei der Vermessung der Radiowelt.

»*Re-Education*« heißt der Auftrag der Sieger an das einzige funktionierende Massenmedium der Zeit, Erziehung zur Demokratie, zum Mit-Denken und Mit-Handeln – nicht mehr »Ein Reich, ein Volk, ein Führer!« Endlich soll der Rundfunk das leisten, was die Redner bei der Grundsteinlegung für das Haus des Rundfunks an der Berliner Masurenallee (das erste eigenständige Funkhaus der Welt) 1929 pathetisch beschworen hatten: »Ermutigung zu allem Schönen, Wahren, Großen« – »Der Wissenschaft verbunden, der Kunst dienstbar, dem Volke zur Bildung«.

Das Radio als ein Instrument des Weltfriedens. Wie verhaltengestörte Kinder müssen die Deutschen wieder sprechen und zuhören lernen. Heinz Klunker, ehemaliger Leiter der Feature-Abteilung des Deutschlandfunks, nannte unser schönes, friedfertiges Fach durchaus zutreffend »ein Kind des Krieges«.



Das Feature – eine britische Züchtung

Das Experimentierfeld um Alfred Braun, Brecht, Döblin, Wolf, Erich Kästner, Hermann Kasack, Walter Benjamin u. a. in den fröhlichen vier Jahren 1929-32 war nur ein begrenztes Biotop inmitten der Ödnis billiger Unterhaltungsmusik und ermüdender Radio-Vorträge über »Neue Wege in der Fabrikation künstlicher Öle und Fette« und das Liebesleben der Waldameisen gewesen. Es lieferte aber den Humus, in den die Britische Besatzungsmacht das im Krieg herangezüchtete Radio-Gewächs »Feature« einpflanzte. Denn das Feature wurde uns geschenkt.

Zunächst war es nur ein Wort, das – jedenfalls in deutschen Ohren – eher unangenehm klang. Es quietschte (und quietscht immer noch). Die Bedeutung: unscharf, schillernd.

Das »OXFORD ADVANCED LEARNER'S DICTIONARY« beschreibt das Hauptwort als

*(1) something important, interesting or typical of a place or a thing:
An interesting feature of the city is the old market – Teamwork is a key feature of the training programme – Which features do you look for when choosing a car?*

- (2) *A part of somebodies face such as their nose, mouth and eyes:
His strong handsome features*
- (3) *In the media a special article or programme about somebody / something*
- (4) *Old-fashioned: The main movie in a cinema programme.*
- (5) *Verb: The film features Anthony Hopkins as Picasso – Many of the hotels featured in the brochure offer special deals for weekend breaks.*

Was uns daran interessieren sollte, ist die Zuspitzung des schwammigen Begriffs »Feature« in der angelsächsischen Zeitungssprache auf die Erscheinungsform (die Aufmachung) eines publizistischen Produkts. Seit den Vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat sich die Bezeichnung nach und nach auch für dokumentarische Radio- und Fernsehsendungen eingebürgert.

Viele haben sich im Lauf der Jahre an einer »gültigen« Definition des Feature-Begriffs abgearbeitet, um am Ende einzusehen: Es gibt sie nicht. Jeder Autor trägt seine eigene Version wie einen Blutspende-Ausweis in der Brusttasche: »A corner of reality told by an artistic temper« (wie meine dänische Kollegin Lisbeth Jessen formuliert) oder ähnlich, 50 Jahre früher, John Grierson, der »Vater« des britischen und kanadischen Dokumentarfilms: »The creative treatment of reality«. Der langjährige BBC-Feature-Chef Laurence Duval Gilliam sprach von »Large scale actualities«. Und ebenso gebrauchen französische Radiomacher den Ausdruck »grand format«.

Für Martin S. Svoboda, den ersten Leiter der Hamburger »Tagesschau«, war das Feature, das wir seit einigen Jahren auch »RadioDok« nennen...

... eine Mischung, in der das Leben pocht und rauscht – Wort, Musik, die Stimme des Autors, Sprecherstimmen, Originalaufnahmen, Rückblenden in die Vergangenheit oder Zukunft, Schreie, Philosophie, Weinen, Lachen, Zitate. Eine Art quer durch den Garten mit dem Pfeffer und Salz des Lebens...

Etwas schnoddrig, wie es seine Art war, Axel Eggebrecht:

Feature ist... Feature. Da können Sie alles!«

Peter von Zahn, ein anderer Säulenheiliger des Fachs, spielte ratlosen Fragern bei einer Rundfunktagung in Bad Pyrmont 1948 eine Aufnahme von Bachs Matthäuspassion vor – mit dem steten Wechsel von Chorsätzen, Chorälen,

Arien und Rezitativen, dem Sprechgesang des Evangelisten (Tenor), den Protagonisten im Bass (Jesus, Judas, Petrus, Pilatus, Hohepriester), den »Zeugen« (Alt und Tenor).

Bericht und Drama in einem. Voilà: ein Feature!

Der Autor Michael Lissek hat in einem Vortrag (Rendsburg 2010) den Begriff »Akustisch-dokumentarische Erzählung« eingeführt: »Die Information informiert *mich*, die Erzählung erzählt *sich*«. Bei der Erzählung sei es laut Walter Benjamin dem Zuhörenden »freigestellt, sich die Sache zurechtzulegen, wie er sie versteht, und damit erreicht das Erzählte eine Schwingungsbreite, die der Information fehlt«. Die Erzählung transportiere »ein *Mehr* der Information, ein *Dahinter*, einen *Raum*, eine *Szene*«. Ihr hafte – wieder Benjamin – immer auch »die Spur des Erzählenden wie die Spur der Töpferhand an der Tonschale« an.

Die Beiträge zum ersten Feature-Symposion im Nordkolleg Rendsburg sind unter dem Titel »Geschichte und Ästhetik des Radio-Features« 2012 bei der Books on Demand GmbH, Norderstedt, erschienen.

Ich selbst übersetzte mir den Gattungsbegriff »Feature« als längeres, meist sehr persönlich formuliertes und dramaturgisch gestaltetes Radiostück, das seinen Stoff aus den sozialen, politischen, ökonomischen, gesellschaftlichen Zuständen bezieht und ein allgemein interessierendes, oft »heißes« Thema von allen Seiten beleuchtet und »auf den Punkt bringt«. Es behandelt Themen von Gewicht und mittelfristigem Verfallsdatum, die für eine möglichst große Zahl aufgeschlossener Hörer und – sagen wir's ruhig – für unser Gemeinwesen ganz allgemein von Interesse sind; ungewöhnliche, aufregende, so-noch-nicht-gedachte bzw. noch-nicht-formulierte Gedanken; Visionen, Provokationen; Denk-Ereignisse, die aus dem stereotypen, festgefahrenen Diskurs herausragen.

Gute Feature-Stoffe bewegen sich, wie der Schriftsteller und Feature-Autor Alfred Andersch formulierte, »im weiten Feld zwischen Nachricht und Drama«. Oder, in Hegels Worten, »zwischen der Poesie des Herzens und der entgegenstehenden Prosa der Verhältnisse« (»Vorlesungen über die Ästhetik«).

Wir schreiben weder für die Ewigkeit, noch bedienen wir eine täglich wechselnde, flüchtige Gegenwart.

»Die echte Aktualität ist keineswegs auf 24 Stunden beschränkt. Sie ist zeit- und nicht tagesgemäß« (der Schriftsteller Joseph Roth, 1894-1939).

Andererseits hätte ein Feature, das nie veraltet, das Fach eigentlich verfehlt.

Das ganze Leben

»RadioDok« passt in keine Schublade

Sehr geehrter Herr Redakteur,

wie ich Ihrer heutigen Mail entnehme, möchten Sie mein Feature über vergleichende Beobachtungen bei der Erziehung von Hundewelpen und Kleinkindern nicht übernehmen. Das ist Ihr gutes Recht. Ich kenne die Grenzen der Programmgestaltung aus eigener Erfahrung und beneide Sie keineswegs um Ihren Job. Was mich ärgert, ist Ihre Begründung. »In unserer Anstalt«, schreiben Sie mir, »fällt das vorgeschlagene Thema in den Bereich der Wissenschaftsredaktion, es könnte sich u. U. auch für den Sonnabend-Termin »Erziehung heute« (Frau Dr. Nüßlein-Hannslick) eignen...«

Da liegt, glaube ich, ein Missverständnis vor. Ich schätze die genannten Fach-Redaktionen und bewundere durchaus deren Kompetenz. Frau Dr. Nüßleins populär-pädagogische Samstag-Sendung ist zum Beispiel ein Programm mit klaren Konturen und beachtlichem Service-Wert, und ich plädiere keinesfalls für ein gemischtes Sortiment nach Art der Tankstellen, die auch Brötchen und Angora-Unterwäsche verkaufen. Andererseits können – und sollen (sofern sie können) – Fachredaktionen gelegentlich »Feature machen«, was einem öffentlich-rechtlichen Radiosender allemal besser zu Gesicht steht, als zweistigmig verlesene Funk-Vorträge.

Nun schreibe ich Ihnen aber als Feature-Autor, geehrter Herr Redakteur – das heißt: Ich versuche ein komplexes Thema in seiner Komplexität mit möglichst vielen Facetten und aus verschiedenen Blickwinkeln darzustellen, und erlebe nun zum wiederholten Mal, dass Sie mich in eine Schublade (ab)schieben möchten, in die wir beide – mein Projekt und ich – beim besten Willen nicht hineinpassen.

Jedes »gute Feature« oder »RadioDok«-Programm (verstehen Sie dies bitte nicht als Schulmeisterei) behandelt nun einmal das GANZE LEBEN. Selbst ein kleines und scheinbar banales Thema sollte sich durch verschiedene inhaltliche und formale Ebenen auszeichnen – historische, politische, wissenschaftliche, polemische, humoristische, menschlich-anrührende und so weiter –, durch Bedeutungsschichten, in die ich mich als Autor im Lauf meiner Recherchen hineingrabe, die ich freilege, ans Tageslicht befördere und als erkennbar subjektive Entdeckungen präsentiere: »Hört nur, was ich da gefunden habe!«

Das Feature ist der Universalist, der Libero, unter den Gattungen. Vom Autor – aber auch von Ihnen, sehr geehrter Herr Redakteur – verlangt es »Denken ohne Geländer« (Hannah Arendt). Der in Ihrer Mail angedeutete Zwang zur Schubladisierung aber lähmt freies Denken und erwürgt die Phantasie. Noch nie habe ich die freiwillige Selbstzerlegung, die Fraktionierung unseres schönen Fachs in Unterabteilungen wie »Politisches«, »Künstlerisches« oder »Wissenschafts-Feature« wirklich verstanden. Wer sollte mich als Autor, der keinem Fraktionszwang unterworfen ist, daran hindern, politisch zu denken, wissenschaftliche Fragen wichtig und aufregend zu finden und dies alles mit »künstlerischen« (dem Medium entsprechenden) Mitteln vorzutragen?

Die große Idee – und Chance – des Features ist doch die Zusammenfassung aller Aspekte unseres Lebens, zumindest aber von Teilbereichen. Dass Sie diesen Versuch einer Synopsis, verehrter Herr Redakteur, nicht bereits im Ansatz kannibalisieren, wünscht sich im Namen vieler Autoren Ihr...

Ist Featuremachen eine Kunstform?

An der Tür meines Berliner Studios hing ein kleines Schild mit der Aufschrift »Werkstatt«. Ich selbst habe mich immer in erster Linie als Journalist (im weitesten Sinn) und bei der praktischen Arbeit eher als Hand- und Kopfwerker verstanden. Feature-Machen ist nach meiner Überzeugung Konstrukteurs-Arbeit – nichts Geheimnisvolles, kein Dampfen und Blubbern in der Gedankenküche, nur selten das Warten auf die erlösende Inspiration.

Alles – es hört sich banal an – ist eine Frage der Organisation, der Logistik, der Planung. Die Herangehensweise, wenn auch individuell verschieden, ist beschreibbar wie die Anordnung der Audio-Klötzchen auf unserem Bildschirm (shift and shuffle, grab and trim, copy and paste) – nur, dass wir zusammen mit den Audio-Signalen auch Gedanken und Gefühle anordnen.

Das Feature bedient sich zwar der gleichen Werkzeuge und Materialien, wie seine ambitionierte Schwester, das Hörspiel, die es von klein auf zur Bühne zog. Mein Fach, wie ich es verstehe, ist auf die Vorsilbe »Dok« (von dokumentarisch) stolz wie ein mittelalterlicher Steinmetz auf den Umgang mit Hammer und Meißel.

Zur Kunst gehört die künstlerische Intention. Wie es in »meiner Familie« lange Zeit unwidersprochen Brauch war, wollten wir Featuremacher zu allererst informieren, möglichst auf hohem Niveau.

Einer hat den Feature-Begriff durch-buchstabiert, wie kaum ein Zweiter:

Der Unbedingte: Ernst Schnabel – ein Welterzähler (I)

Ich will Ihnen nämlich meinen Traum erzählen, Herr Oberst. Den Traum träume ich jede Nacht. Dann wache ich auf, weil jemand so grauenhaft schreit. Und wissen Sie, wer das ist, der da schreit? Ich selbst, Herr Oberst, ich selbst...

Am 13. Februar 1947 sendet der NWDR ein Hörspiel des 25-jährigen Hamburger Schriftstellers Wolfgang Borchert: »Draußen vor der Tür«. Borcherts Redakteur und Mentor ist Ernst Schnabel, Chefdrdramaturg der Hörspielabteilung, der das noch unfertige Manuskript des Todkranken für den Rundfunk adaptiert hat. Auch der Titel stammt von ihm.

Hauptfigur des Radiostücks: der Kriegsheimkehrer Beckmann, der das erlebte Grauen hinter einer zerbeulten Gasmaskenbrille verbirgt.

Auch Ernst Schnabel kommt direkt aus dem Krieg, genauer: aus Bremerhaven, wo er als Oberleutnant der Marine und Kommandant eines Konvoi-Geleitbootes samt seinem Schiff in englische Gefangenschaft geraten ist.

Schnabel, Jahrgang 1913, stammt aus einer Zittauer Kaufmannsfamilie, die durch die Inflation in den »golden« Zwanziger Jahren ökonomisch abgestürzt ist. Mit Hilfe eines Stipendiums besucht er die »Fürstenschule« St. Afra in Meißen – 130 Zöglinge, grün-silberne Schülermützen, man sagt »Sie« zu einander.

»Wir waren selbstgenügsam, abweisend und elitär«, erinnert sich sein Schüler und späterer Feature-Kollege Peter von Zahn.

1929, mit 16 Jahren, schmeißt Schnabel die Schule und heuert auf einem Segelschulschiff der Handelsmarine an – ein Matrose aus Sachsen, Joseph Conrad im Spind, das »Abenteuer des Windes in breiten Segeln« suchend. Später verfasst er Seefahrerromane (»Die Reise nach Savannah« 1939, »Nachtwind« 1941, »Schiffe und Sterne« 1943).

Er hat jeden Tag geschrieben. Jeden Tag auf der Brücke, auf seinem Schiff. Ich glaube, es war die Zeit, wo die Flieger oder die Seeleute vorwiegend mit Pervitin lebten, und wo er oft so Stunden nicht zum Schlafen kam. Jede freie Minute hat er sich hingesetzt und geschrieben...

Gudrun Schnabel, mit der er 28 Jahre verheiratet war, gestorben 2010



Ernst Schnabel 1972

Im Deutschen Literatur-Archiv Marbach, das seinen Nachlass verwaltet, lese ich 60 Jahre später Schnabels Tagebuchblätter aus dem Jahr 1943, stockfleckig, in Segeltuch eingeschlagen. Die zerlaufende Schrift tanzt und schlingert – schwere See wahrscheinlich:

Eben starke Einfüsse von Feindmaschinen. Eine sternlose Nacht. Während von entfernen... (unleserlich)... Zwei deutliche Ab... (unleserlich)... Mit Fallschirmen... (unleserlich)... aus den brennenden Flugzeugen im Augenblick vor dem Aufschlag. Ein grausiges, beinahe unbegreifliches Bild...

In fast allen seiner späteren Arbeiten ist Schnabel Augenzeuge und Beteiligter zugleich. 1951, in dem NWDR-Feature »Interview mit einem Stern«, Protokoll einer Weltumrundung in einem Flugzeug der *PanAmerican World Airways*, sagt seine körperlose, rauchig-raue Radiostimme (40 Gauloises täglich):

Ich habe die drei großen Ozeane gesehen. Die sind leer. Ich habe Amerika gesehen – die Hälfte ist Gebirge und Wüste. Griechenland ist ein Gebirge,

der Balkan Karst. Ich habe Indien gesehen – die Hälfte Gebirge und Wüste. Persien – ein Mondgebirge. Arabien Wüste...

Der Mann erzählt fast drei Stunden lang. Und die Hörer des Nordwestdeutschen Rundfunks, die sich grade mal eine Fahrkarte von Pinneberg nach Hamburg leisten können, gehen mit auf Weltreise. Die reale Welt ist für die meisten Deutschen ja noch unerreichbar. In den Flegeljahren des Radio-Features wird Ernst Schnabel zum Welterzähler.

Eine große viermotorige Constellation (...) stand silbern im Schnee und Nebel, von allen Scheinwerfern des Flugplatzes angestrahlt, und ihre Flügel warfen große schwarze Schatten in die Luft (...) Am Bug steht ihr Name: Clipper GOLDENES VLIESS. Und jedesmal, wenn sich einer der Scheinwerfer auf dem Dach des Flugplatzgebäudes ein wenig bewegt, flammt ein weißer Blitz über die geschwungenen Aluminiumflächen hin...

Welche Weltneugier der frühen Nachkriegszeit in diesem Bild! Wer wollte – wer könnte – heute noch sein Feature mit der poetischen Feier eines Passagierflugzeugs beginnen, um aus diesem technischen Idyll so traumhaft-sicher aufzusteigen in die Troposphäre – und weit darüber hinaus: der Globus als »rasende Kugel«, die Nacht »ihr eigener Schatten«, der Mensch schon aus 5000 Metern Höhe nicht mehr zu sehen. Das sind Schnabelsche Dimensionen. Er denkt, phantasiert, träumt grenzenlos. »Der gehört in die Raumkap sel«, scherzte der Rhetorik-Professor und Essayist Walter Jens (*1923).

Schnabels »Der 29. Januar 1947« ist eine literarisch verdichtete Lagebeschreibung Deutschlands, kompiliert aus über 30 000 Hörerzuschriften – und ein Experiment, wie es der Hörfunk logistisch und formal bis dato nie erlebt hat. Selbst die Zoom-Technik der digitalen Animation (»Google Earth«!) wird radiophon vorweggenommen.

TOTALE In dieser ersten Minute des 29. Januar 1947 befand sich die Erde zwischen dem Winter- und dem Frühlingspunkt ihrer Jahresbahn, genau gesagt: sie hatte sich um 38 Tage vom Winterpunkt entfernt und flog auf den Frühling zu, von dem sie noch 53 Tage trennten...

HALBTOTALE Es herrschte in Europa einer der schlimmsten Winter, deren man sich entsinnt. Viele Menschen lebten im Elend...

NAH (DAS JUNGE MÄDCHEN:) »Und ich konnte vor Frieren nicht einschlafen.«

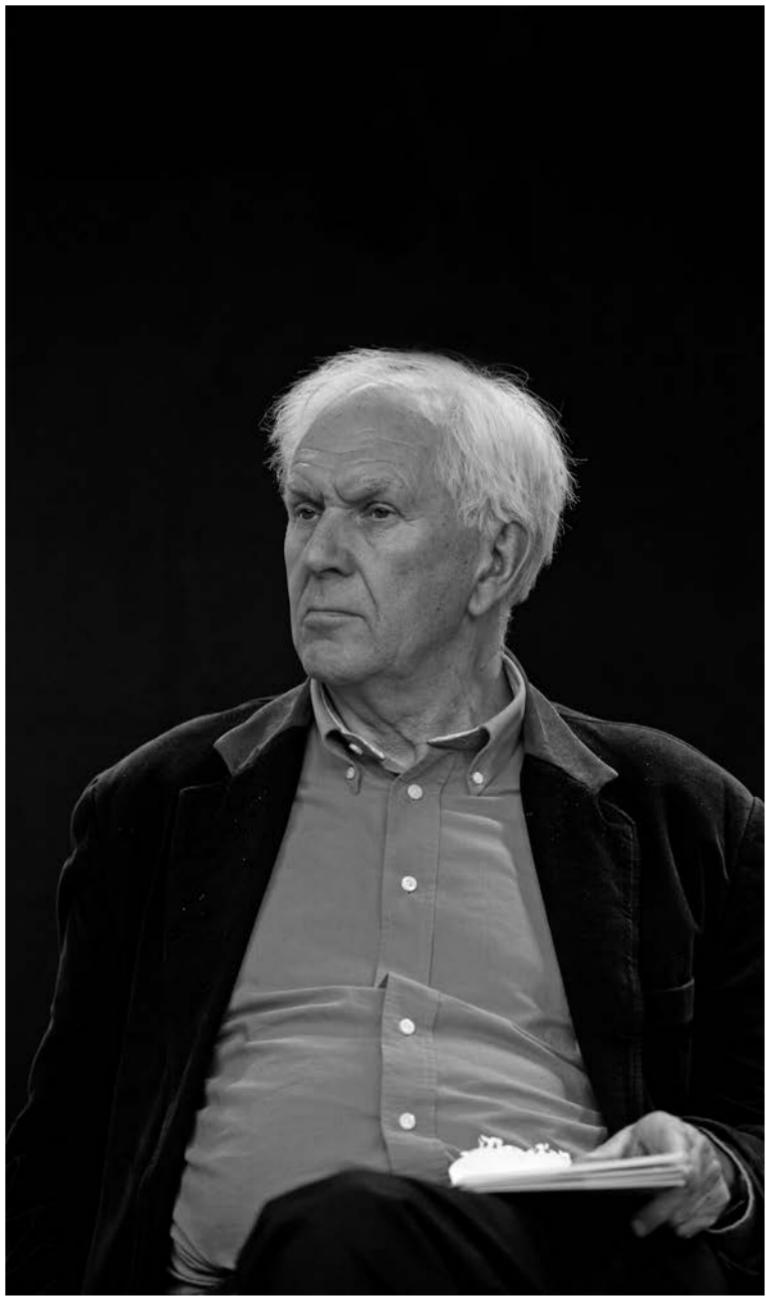
CLOSE UP »In dem Spalt, wo die Pappe sich durchbiegt, mit der das Fenster vernagelt ist, sah ich den Mond.«

150 Schauspieler sprechen die Texte. »Hier ist einer, der einerseits Avantgardestisches macht, andererseits sich so verhält, als lebten wir noch im Zeitalter des Epos, der mündlichen Überlieferung, wobei er uns, unmerklich ironisch lächelnd, darauf aufmerksam macht, dass wir qua Radio tatsächlich zu den Strukturen mündlicher Überlieferung zurückgekehrt sind«, schreibt Alfred Andersch, den der Chefdramaturg Schnabel ein Jahr nach seiner Erdumrundung vom Frankfurter Nachtpogramm (auch eine Erfindung der BBC) nach Hamburg gelockt hat.

In der Nachkriegszeit gilt der Autor Ernst Schnabel als »deutscher Joseph Conrad«. Ein Epiker des elektromagnetischen Zeitalters.

Noch schwankt der Feature-Neuling zwischen harten Facts, akustischer Vor-Ort-Reportage und lyrischer Naturschilderung, wie in dem Augenzeugenbericht »Luftbrücke Berlin« (NWDR 1948). Aber er hat das Radio, den Sound, gerochen.

Wir erleben das Blubbern und Brodeln im Rundfunk-Labor bei der Schöpfung einer neuen Radiogattung. Ihr Protagonist: der akustische Autor.



Brecht, Zappa, die Apo und ich

1961 folge ich dem Tross gleichaltriger Freunde nach Berlin. Noch zwischen Ruinen über leer gebombe freie Plätze pilgern wir angehenden Theaterwissenschaftler von der U-Bahn-Station Gleisdreieck zum Berliner Ensemble am Schiffbauerdamm. Alle großen Brecht-Stücke, die meisten in »Modellinszenierungen« des Meisters, stehen auf dem Spielplan, und der Eintritt ist für West-Besucher lächerlich gering.

1968 Meine Bude (mit dem ersten eigenen Fernsehapparat) liegt am Ende einer mit Möbeln und anderem Hausrat verstellten typischen Berliner Fünf-Zimmer-Wohnung, die der Schatten einer steinalten Witwe bewohnt – keine 500 Meter vom Ku-Damm entfernt, der Hauptader des sog. Studentenprotests. Das tägliche Konzert der Martinshörner klingt in den Ohren des politischen Hinterwäldlers wie der Lockruf einer siedenden Anarcho-Welt.

Am Abend des 11. April 1968, an dem der Hilfsarbeiter Josef Bachmann drei Schüsse auf Rudi Dutschke abgefeuert hat, reihe ich begeistert meinen weißen *Deux Chevaux* vor dem Springer-Hochhaus in die Barrikade ein, mit der die Auslieferung der »BILD-Zeitung« verhindert werden soll, und halte schon anderntags eine Vorladung zum Verhör durch den Berliner Staatsschutz in der Hand.

Mein Verleger paukt mich »ein erstes und letztes Mal« raus.

Im Feuilleton-Job bei der Berliner Mittagszeitung *Der Abend* erlebe ich den tobenden Klaus Kinski als Jesus in der Deutschlandhalle, den nöelnden Rainer Werner Fassbinder bei den Filmfestspielen und einen denkwürdigen Auftritt der *Mothers of Invention* im Sportpalast:

Das erste Wurfgeschoss, etwas weiches Grünes, schwirrte gegen 20 Uhr 40. Immer noch unbirrt holten die Mothers ihre Requisiten aus der Wunderkiste, einer Hutschachtel, spielten das schöne Spiel vom Spielzeugkaputtmachen symbolisch vor. Dann zerbarst das erste (faule?) Ei an Zappas gelber Gitarre.

Frank Zappa, den ich am Vormittag mit meiner »Ente« verabredungsgemäß vom Flughafen Tempelhof abgeholt habe, um ihn unterwegs zu interviewen, knurrt ins Saalmikrophon: »Ihr Leute benehmt euch wie die Schweine!«

12 Minuten vor 9 ging die Bühnenverkleidung in Fetzen (...) Die Band hämmerte als Antwort auf lädierten Instrumenten das Ho-ho-Ho-chi-Minh, dass es wie der Marschrhythmus einer Nazikolonne klang...«

Mein *Abend*-Artikel schmückt die Hüllen-Rückseite der LP »*Mothermania*«.

Nach einem Mäuseaufstand des »linken Flügels« unserer Feuilleton-Redaktion gegen Eingriffe des Chefredakteurs, die wir als Zensur skandalisieren, gründen wir drei Dissidenten zwei Pressedienste für westdeutsche Zeitungen. Grundausstattung: das Telefon der Wohngemeinschaft und eine quietschende Matrizen-Abziehmaschine mit Kurbelantrieb. Auch recherchiere ich mehrere Artikel (»Fidel Castro und die Frauen« etc.) für ein neues deutsches Sex-Magazin, *Daily Girl*, das vor Erscheinen der Nullnummer glücklicherweise eingeht.

1971 Am 1. Mai trage ich mein erstes Funk-Manuskript zum »Sender Freies Berlin, »Rotfunk« im BZ-Jargon. *Wir um Zwanzig (WuZ)* heißt die Sendereihe im Jugendprogramm – ich selbst schon über Dreißig.

Die Helme und Plastik-Visiere der Berliner Schutzpolizei blitzen in der Sonne. Wie Lego-Soldaten eine Ritterburg umrahmt die aufgezogene Polizeieinheit das rotbraun-gekachelte Funkhaus von Hans Poelzig in der Masurenallee. Botschaft an die Terroristen (und die »BILD«-Leser): »Hier wird Meinungsfreiheit verteidigt!«

Erster Mai – ein kitzeliges Datum. Andreas Baader, führendes Mitglied der *Baader-Meinhof-Gruppe* und späteren *Rote Armee Fraktion (RAF)*, ist vor einem Jahr verhaftet und fünf Wochen später gewaltsam befreit worden. Er lebt mit zwei Dutzend anderen Terroristen im Untergrund. Banküberfälle nach dem »Konzept der Stadtguerilla« (Ulrike Meinhof) und Sprengstoffanschläge häufen sich. Wann kommt der Rundfunk dran?

Die Scherengitter vor dem Eingang sind bis auf einen kleinen Spalt zugezogen. Ich zücke meinen Passierschein der Redaktion und das zerknitterte Manuskript, an dem ich bis zum Morgen gefeilt habe, und trete steifbeinig durch die Schlachtreihe in das ehrwürdige Gebäude, in dem ich so etwas wie eine Fünfte Kolonne der Studentenbewegung vermute. Ich spüre es bis in die Fußsohlen: der Rundfunk ist umkämpft, also WICHTIG. Mein Auftrag ist WICHTIG. Ich, der nach Abenteuern dürstende Neu-Berliner aus der hessischen Provinz, bin WICHTIG...

»Wir um Zwanzig« und die Randgruppen

Jugendfunk-Mitarbeiter glauben Anfang der Siebziger fest an die gesellschaftsverändernde Kraft jeder einzelnen Sendung. *WuZ*, das wöchentliche Live-Feature, wird von einer festen Studio-Mannschaft »gefahren«, oft in letzter Minute. Manchmal werden Einspiel-Bänder »hinten« noch geschnitten, während »vorn« die Sendung schon läuft. Jedes Manuskript in meiner Sammlung trägt vier oder fünf Autoren-Namen. Im Zigaretten-Qualm nächtlicher Sitzungen hat das Kollektiv Satz für Satz gemeinsam redigiert und meine kunstvollen Metaphern reihenweise hingerichtet.

In der Studentenbewegung entstand das programmatische Wir, darin ging ich fast unter, wie viele andere auch... Erst in 'Lenz', meinem ersten Roman, wagte sich das Ich wieder hervor. Es war eine Befreiung vom Denken im Verein (...) Ein WIR schreibt ja nicht, schreiben kann nur ein ICH.

Peter Schneider, Jahrgang 1940, ein Wortführer der »Achtundsechziger-Bewegung«, im Berliner »Tagesspiegel«, 20. 4. 2010. – Am 31. März 2012 lese ich im selben Blatt ein Interview mit dem Vizevorsitzenden der »Piraten«-Partei, der die verbreitete Meinung unter seinen Parteifreunden problematisiert, »dass einzelne Personen nicht wichtig seien, die eigentliche Kraft röhre aus Netzwerken« her. Das World Wide Web an Stelle des Kollektivs. Same procedure?

WuZ handelt von Erziehung und Strafe, Sex, Jugendkriminalität; von »Gastarbeitern« und Wohngemeinschaften, Musikgeschäft und Werbung, von Behinderten und sozialen Randgruppen aller Art. – Vorspann eines Features über wohnungslose Jugendliche:

Keiner von uns hat selbst Erfahrungen auf Trebe oder im Erziehungsheim gemacht. Keiner hat sich in einer kinderreichen Familie behaupten müssen. Keiner kennt die Auswirkungen eines Acht-Stunden-Tages am Fließband – weder auf das eigene Verhalten noch auf die Erziehungspraxis der Eltern. Wir berichten über eine Gruppe von Jugendlichen und hoffentlich in deren Namen, die selbst nicht die Möglichkeit hat, ihre Situation öffentlich darzustellen (...) Es ist auch unser eigener Lernprozess, über den wir hier berichten.

Die *WuZ*-Ausgabe »Sexuelle Minderheiten«, gesendet am 4. März 1973, attackiert den Paragraphen 175 des Strafgesetzbuchs. Dieser stellt »sexuelle Handlungen zwischen Personen männlichen Geschlechts« unter Strafe.

Nach den verschiedenen Fassungen sind zwischen 1872 und der Streichung des Tatbestands 1994 etwa 140 000 Männer verurteilt worden. Der »Hundertfünfundsiebziger« gilt 1973 auch im Jugendfunk noch als heißes Thema. Berliner O-Ton:

◀ *MANN Die gehör'n aufgehängt. Dagib's nix. Die gehör'n weg von der Welt.*

FRAU Die sollten wir sofort anzünden.

MANN Die wo so was machen, denen g' hört glatt der Kopf runterg'haut. ▶

»Diese, wie alle Themasendungen der Reihe ›Wir um Zwanzig‹, entstand als Gruppenarbeit«, heißt es in der Einleitung. »Die Sendung hat fünf Autoren – vier Frauen, einen Mann. In vielen Gesprächen hat das ›Wir-um-Zwanzig-Team‹ versucht, das eigene Verständnis und das Selbstverständnis gegenüber einer Minderheit zu klären, der niemand von uns angehört«.

Das Feature endet mit der Verlesung einer »vorläufigen Grundsatzerklärung der Homosexuellen-Aktion West-Berlin«. Nie wieder werden wir politisch so korrekt sein.

Und doch haben wir von *WuZ* und *SFBeat* einmal pro Woche reihum Suppen und Eintöpfe gekocht, kartonweise Rotwein aus dem Getränke-Discount über den Theodor-Heuss-Platz geschleppt, Janis Joplin gehört, getanzt und geflirtet. Dies der Vollständigkeit halber.

Das Umfeld, in dem wir uns »Wir um Zwanzig« und andere Jugendsendungen denken müssen, markieren Arbeiten wie »Die Sieben-Tage-Woche des Drahtwerbers Rolf Piechotta« (Boldt/Garczyk), »Akkord« (Kratisch), »Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt« (Praunheim), »Ich heiße Erwin und bin 17 Jahre« (Runge), »Porträts junger Arbeiter« (Strobel/Tichawsky), »Vera Romeyke ist nicht tragbar« (Renke Korn), »Liebe Mutter, mir geht es gut« (»Trilogie vom aufrechten Gang«, Ziewer) und andere Produkte der »Berliner Schule des Arbeiterfilms«; Ulrike Meinhofs Radio-Features (»Karl Wolff oder Porträt eines anpassungsfähigen Deutschen«, »Gefahr vom Fließband«), Max von der Grüns Geschichten aus der Arbeitswelt und die aufklärerische Periode der »Schaubühne am Halleschen Ufer«.

Aus der Radio-Szene: Wolfgang Bauernfeind (»Chronik einer Pleite«), Katharina de Fries (»Sie können keinen erziehen, den sie nicht haben«), Detlef Michelers (»Mein Leben kommt in Schulbüchern nicht vor«), Wolfgang Röhrer (»Stilllegung«), Karl-Heinz Schmidt-Lauzemis (»Ich wurde immer kleiner«), Wolfgang Wölfer (»Glücklicher wollen wir uns gar nicht wünschen«), Jochen Ziem (»Die Klassenfrau«), Ingeborg Drewitz (»Vater spielt mit meiner Eisenbahn«) u. a.

In der Rückschau fällt mir auf, wie sehr jeder von uns jungen Autoren seinem Leben einen individuellen Sinn geben wollte, der über Karriere und materiellen Verdienst hinausging. Im »Kollektiv« klammerten wir uns an die gleiche »politische Aufgabe«, hinter der Fassade aber lebte das biographische ICH unausrottbar weiter. Wir waren Gespaltene. Wie die meisten Anhänger oder – in meinem Fall – Mitläufer der Außerparlamentarischen Opposition rebellierten wir auch gegen den »bürgerlich-opportunistischen Bodensatz« in uns selbst.

Eigentlich ahnte ich schon damals bei den rauchgeschwängerten Zusammnkünften der Jugendfunk-Redaktion, dass ich als Autor kaum kollektivfähig bin. Heute weiß ich: Autorenarbeit ist eine entschieden persönliche Sache. Wir sind, wie wir geworden sind – auch wir »Dokumentaristen«.

Die Erste Person Singular lässt sich partout nicht in ein berufliches und ein privates ICH aufspalten.

30. Januar 2008 – Liebe Ursula,

von Deiner Mail war und bin ich immer noch ganz angerührt! Du hast Bilder und Gefühle wieder hervorgeholt, die wohl die meisten von uns aus historischem Nach-Wissen und politischer Korrektheit ins Unterbewusste verdrängt haben. Einfach und verkürzt: das (jugendliche) Leiden am Zustand der Welt, den Zorn, den Glauben an die Veränderbarkeit der Verhältnisse von Grund auf, den romantischen Schwung... Wie banal ist doch oft die Wirklichkeit des Jahres 2008!

Als Du von der FU nach Hamburg gingst, als Rundfunk-Guerillera mit aufgepflanzten Ausrufezeichen am Tornister, war ich grade 12 Monate zum zweiten Mal in Berlin und zum ersten Mal frisch verheiratet und stürzte mich ein Jahr später in die ach-so-revolutionäre Nach-68er-Jugendfunk-Schlacht, wo es weder ein »Ich« noch Fragezeichen gab.

Zugegeben: Die Sachen von damals mit ihrem trivial-marxistischen Gerippe lesen sich zuweilen unfreiwillig komisch. Und trotzdem gäbe ich was für die Unbekümmertheit und den ungebremsten »Sendungsdrang«, mit dem wir ans Werk gingen.

Diese Endsechziger und frühen Siebziger Jahre waren aber auch eine Zeit des anhaltend schlechten Gewissens. Verschlafen, ungekämmt, saß ich an meiner Schreibmaschine, ein Medien-Soldat, während die Arbeiter in der nahen Reifefabrik um diese Zeit im Frühnebel schon unterwegs waren – geduscht, rasiert, gekämmt, gefrühstückt... Ich hörte ihre Kadetts und Polos auf der Hauptstraße. War ich »etwas Besseres«?

Ich spürte die Abneigung meiner Umgebung gegen brotlose Künstler und »Intellelle«. »Ihr Mann hat's gut«, sagte eine Nachbarin, die mich durchs Arbeitszimmer-Fenster beobachtete, zu Heidrun. »Den ganzen Tag lesen...« Das Gefühl nicht wirklich produktiv, nicht nützlich zu sein, hatte ich verinnerlicht. Was war ein Manuskript gegen die unleugbare Nützlichkeit eines Autoreifens...

»Doch nun zu mir!«

1974 Mein erstes »wirkliches« Feature, weil für die Feature-Redaktion des *SENDER FREIES BERLIN* produziert, heißt »Freddy – Der Sänger auf dem Drahtseil«. Eine Woche lang, während seines Gastspiels mit dem Volksstück »Mensch Kuddel, wach auf!« im Hamburger St.Pauli-Theater, bin ich der Schatten des Schlagerstars Freddy Quinn. Ich beobachte den Sänger in der Garderobe, in der Kulisse und in dem engen Durchgang zum Bühneneingang, wo allabendlich die Fans mit Blumen, Teddybären und Autogrammbüchern Schlange stehen. Und hinterher mit Bandgerät, Mikrophon und angstgeweiteten Augen klammere ich mich an den Beifahrersitz in Quinns demonstrativ bescheidenem VW, den er in halsbrecherischem Tempo durch das nächtliche Hamburg zu meiner Unterkunft steuert. – Exposé:

Nach der Seemann-Periode hat sich F. immer stärker an Aufgaben gewagt, die seine Möglichkeiten eigentlich weit überschreiten (Musical, Operette, Bänkelsongs etc.) Dieser Kampf gegen die Grenzen der eigenen Begabung, den F. von Zeit zu Zeit besteht, soll in der Sendung vom Standpunkt des kritischen, an der Person F. interessierten Beobachters und gelegentlichen Bewunderers nachgezeichnet und analysiert werden: Freddy als Prolet des Schaugeschäfts, der die »deutsche Arbeitsmoral« bis zum Tragikomischen in die Unterhaltungskunst eingebracht hat, Freddy als literarische Figur mit den Qualitäten eines Comic-Helden, der viele Eigenschaften, Urteile, Vorurteile und Wunschbilder der Gesellschaft repräsentiert, in der er lebt, Freddy als alternder Schlagerstar, der seine Popularität aus den fünfziger Jahren herübergerettet hat und immer härter kämpfen muss, um kein lebender Anachronismus zu werden (...)

Dem Gespräch mit meinem Redakteur glücklicherweise zum Opfer gefallen: »Eine ausführliche Selbstdarstellung des Sängers, die Analyse der Selbstdarstellung durch einen Psychoanalytiker und die Konfrontation des Sängers mit dieser Analyse«.

BEIFALL / TUSCH / O-TON REISST AB

Ich bin der Autor, und
...Doch nun zu mir. Ich möchte, daß Sie verstehen,
warum ich das Thema ausgewählt habe; was mir der Mann
auf dem Drahtseil bedeutet.
Denn was Sie in dieser ~~Stunde~~ ^{halbe} über ihn hören werden,
ist auch eine Sendung über mich selbst.
Ich bin Freier Mitarbeiter, das heißt, ich habe
keinen festen Job, kein festes Gehalt, keine feste
Arbeitszeit. Ich kann mir meine Arbeit aussuchen.
Aber ich muß auch leben davon.
Ich lebe von Einfällen, die ich verkaufe.... etwas
einfach ausgedrückt.
Bei dieser Sendung ist das anders. Freddy ist mein
Spezial-Thema.
Ich bin der größte Freddy-Fan weit und breit.
Sie glauben das nicht?
So geht es mir immer!

PARTY-ATMO MIT POP-MUSIK HOCHZIEHEN

»Freddy – Der Sänger auf dem Drahtseil« (Kurzfassung | Typoskript)

Auf das persönlich formulierte Opening (»Doch nun zu mir – ich bin der Autor dieser Sendung«) folgt die »Entlarvung« von Freddy Quinn als Erzeugnis der Unterhaltungsindustrie, als ihr Frontmann und Opfer, und eine Beschreibung des einträglichen »Teufelspakts«, der beide Seiten an einander fesselt – jene glasklaren Deutungen der Nach-68er Jahre also, die keinen Widerspruch erlauben.

► SPRECHER Nicht, dass wir uns falsch verstehen: Ich weiß natürlich: Freddy ist auch ein Produkt, ein Gebrauchsgegenstand. Das hat er mit Anbauküchen und Deodorants gemeinsam. Ein Schlagerstar ist ohne die Vervielfältigungsindustrie nicht denkbar (...) Das Stück, das heute Abend gespielt wird, ist laut, polternd, auf satte Wirkung aus. Clever angerührtes Wegwerf-Theater. Ex und haha und hopp. ►

Noch Fragen?



Die tägliche Illusion

Auch die »kitschigsten« Zitate müssen mit Ernst und Sachlichkeit gelesen, d. h. als Dokumente behandelt werden. »Sprecher I« soll sehr privat, souverän und nie ironisch distanziert klingen. Eine ältere, warme, tiefe Stimme hilft den Eindruck der Kuriositäten-Ausstellung vermeiden. Die angestrebte Grundhaltung der Sendung ist nicht kritische Distanz zu den vorgeführten Personen, sondern zu den Verhältnissen, unter denen sie so geworden sind...

»Die tägliche Illusion«, SFB 1976 – Anmerkungen für den Regisseur im Studio

Eine 35jährige Frau steht mehrere Tage nach jeder Vorstellung im Hof des St.Pauli-Theaters, mit kleinen Geschenken bepackt, ihre beiden Jungen an der Hand. Mit 13 hat man sie ins Heim gesteckt, erst Lüneburger Heide – daran denkt sie gern, es gab Tiere und einmal fuhren alle nach Helgoland. Dann Berlin. Mit 18 Lehre als Verkäuferin, abgebrochen. Färberei, Wäschelei, Fabrik. Nichts, was Spaß macht. Mit 20 das erste Kind. Hochzeit mit 27. Das zweite Kind. Das dritte Kind. Scheidung. Männer sind schlechte Erinnerungen, ausnahmslos.

◀ MASCHINENGERÄUSCH | ETWA ZEHN SEKUNDEN STEHEN LASSEN | DARAUF:

SPRECHER I Ein Laden im Berliner Stadtteil Wedding – dort, wo das Viertel besonders grau und eintönig ist. Die Mauer in Sichtweite. Parfüm wird abgefüllt. Es hat einen noblen englischen Namen. Die elektrische Pumpe presst abgemessene Portionen stoßweise aus einem Bottich. Die Heimarbeitlerin Marga S. hält den Schlauch mit der Pipette im Pumpenrhythmus über die Öffnungen der Parfüumfläschchen (IM RHYTHMUS DER MASCHINE:) 30 Kubik –30 Kubik –30 Kubik –30 Kubik...

Die Handgriffe müssen gleichmäßig sein, sonst geht der Schwall daneben. Die Etikettiermaschine klebt den noblen englischen Namen auf die Fläschchen. Auch sie muss gleichmäßig beschickt werden, sonst sitzt die Banderole schief. Füllen–verschrauben–etikettieren–verpacken. Jeden Tag dasselbe. Auch sonn- und feiertags. Nie Urlaub. Alles riecht nach dem Parfüm. Wer hier arbeitet, braucht es nicht zu kaufen. ►

»Freddy«, sagt Marga S., »ist das einzige, was mich rauszieht«. Und: »Er ist ja im Grund genommen einsam und verlassen. Er hat keine Frau, er hat keine Kinder...«

Zwei-, dreimal im Jahr zieht er sie raus aus Berlin. Dann packt sie ihr schönstes Kleid ein, kauft einen Rosenstrauß, nimmt die Kinder und fährt zu IHM: »Wenn wir zu viert fahren, nehm' ich zwei Doppelzimmer. Fahren wir zu dritt – die beiden kleinen und ich – nehm' ich eben nur ein Doppelzimmer und lass mir 'n Bett mit reinstellen«.

Diesmal fährt sie nach Lübeck. Freddy spielt den König von Siam, eine berühmte Yul-Brynner-Rolle – »The King and I«, ein Musical. Ich fahre mit.



Wir schlafen in einem Hotel in Bahnhofsnahe. Im schmalen »Ehebett« liegen Marga und die beiden Kleinen. Das Einzelbett ist für mich. Mit meiner Rollei fotografiere ich für ein parallel entstehendes Fernsehfeature des SFB jede Station dieser Pilgerfahrt. Nichts darf mir entgehen. Wir haben als Familie S. eingckeckt. Die Concierge mustert uns misstrauisch.

Guter Gott, der Autoren-Wahnsinn hat mich gepackt!

Drei Stunden später stehen sie am Bühnenausgang. Peter hat Bauchweh. Er sieht verheult aus. Volker kämpft mit dem Schlaf. Auch die Rosen lassen schon die Blätter hängen. Endlich der Star, noch immer ganz König von Siam. Freundlich ist er nicht gerade.

»Der sieht es eben nicht gerne, dass ich mit so kleinen Kindern...« erklärt mir Marga auf dem Heimweg. »Die haben um die Zeit ins Bett zu gehen. Hat er auch sehr recht – bloß: Er muss sich in meine Haut versetzen. Ich lass' meine Kinder nicht alleine in Berlin!«

Quinn ist das Idol einer schweigenden Mehrheit unter den Superfans. Wo Mick Jagger weithin hörbare Gefühlsausbrüche provoziert, bringt dieser »gewisse Saiten« zum Schwingen. Er wirkt innerlich. Über die Wochen, Monate, Jahre schrumpft das Idol. Es schrumpft, ganz langsam, auf Normalgröße, passt durch die Tür (Ackerstraße, Berlin-Wedding, Hinterhaus, Parterre links), auf's Sofa, an den Kaffeetisch, sogar ins Bett. Beschlagnahmt Herz, Verstand und Geldbeutel und füllt das Leben aus, wie es vorher nie ein Mensch getan hat.

Freddy heißt das Meerschweinchen, die Schildkröte, das Fahrrad.

Albumwidmung:

*»Wenn alle Dich verlassen – wir verlassen Dich nicht!
Denn es gibt nichts besseres als ewige Liebe und Treue!«*

Als mein Fernseh-Feature »Für Freddy tu' ich alles« (SFB 1976) erscheint, ist der Sänger mit den realistischen Abbildern seiner Fans ganz und gar unzufrieden und beschwert sich beim Rundfunkrat. -

Adolf Superman

◀ ANSAGE Meine Damen und Herren! In dem nachfolgenden Bericht mit Originalaufnahmen ist der Autor Helmut Kopetzky der Behauptung nachgegangen, ein Teil unserer Jugend verharmlose und bewundere sogar den Nationalsozialismus... ▶

1976 ist das noch eine »Behauptung«. Als Gymnasiasten – der Zweite Weltkrieg war keine 15 Jahre vorüber – hatten wir alle Bernhard Wickis Antikriegsfilmer »Die Brücke« gesehen. Klassenweise zogen wir durch die Stadt zum Filmtheater, die ganze Schule, 900 Mann. Der Rektor hielt eine Ansprache: »Nie wieder!« Und jetzt:

◀ SPRECHER (IN DER ROLLE DES AUTORS) Bruno ist 15. Er wohnt in Berlin-Kreuzberg, dem »Arbeiterviertel«. Man geht durch zwei Höfe. Überall fällt der Putz ab – eine Abrissgegend, der Besitzer lässt das Haus verkommen. Bruno wohnt im zweiten Stock. Aus dem Fenster links hängt eine Fahne, schwarz-weiß-rot, darauf ein Zettel mit dem durchgepausten Kopf von Rudolf Hess. »Wir gratulieren zum Geburtstag!«

Ich klopfe mich zu Bruno durch, denn es gibt keine Türschilder – und gerate in eine Versammlung. Zigarettenqualm und Bierlachen. Der Vorhang ist zugezogen. Draußen scheint die Sonne. Zwölf Personen zähle ich im Halbdunkel, die jüngsten sind Zehn, der Älteste höchstens Zwanzig. Sie hören Schallplatten – Marschmusik, »Die Fahne hoch«...

Ich nehme das angebotene Bier, versuche in den Gesichtern zu lesen. Ernstes Kindergesichter – Jungen, die irgendwo auf die Tapete starren, Mädchen mit halbgeschlossenen Augen. Rauschzustand. An der Wand Richard Wagner, ein Hitlerporträt. Und noch eine Reichskriegsflagge, I. Weltkrieg.

AUTOR Wofür steht Eure Fahne?

BRUNO Die steht für Deutschland! Ich liebe mein Volk! Ich würde für mein Volk durchs Feuer gehen! Und wenn ich hier aus der Wohnung rausfliegen würde – ich würde die Fahne immer wieder raushängen... Und wenn die Polizei kommt und mich verhaftet – ich häng die Fahne raus!

SPRECHER Die Polizei ist mehrmals da gewesen. Wegen Ruhestörung. Auf dem städtischen Abenteuerspielplatz haben sie einen Bunker ausgehoben. Im Grunewald ballern sie mit dem Luftgewehr – richtiges Manöver. Und

einer hat sich selbst ein Hakenkreuz tätowiert. Sie erzählen alles mit rührender Offenheit, wie von einem Indianerspiel. Doch später, nach noch mehr Bier und noch mehr Schallplatten...

BRUNO Ich meine – in der Sache der Juden, und das meine ich: Ich hasse die Juden wie die Pest! (SEINE STIMME ÜBERSCHLÄGT SICH) Ich hasse die! Und ich könnte denen den Hals umdrehen, jedem einzelnen! Und ich sage mir: Hitler war nicht radikal genug! Der hätt' sie alle umbringen sollen, alle!!«

SPRECHER Wie zur Bestätigung geht ausgerechnet dem langen, ängstlichen Willi die Gaspistole los. Alle müssen sich die Nase zuhalten, und Bruno schimpft, denn das ist seine Wohnung. Willi gibt mir sein Taschentuch, entschuldigt sich und fragt, ob ich nun sehr enttäuscht sei von ihnen. ►

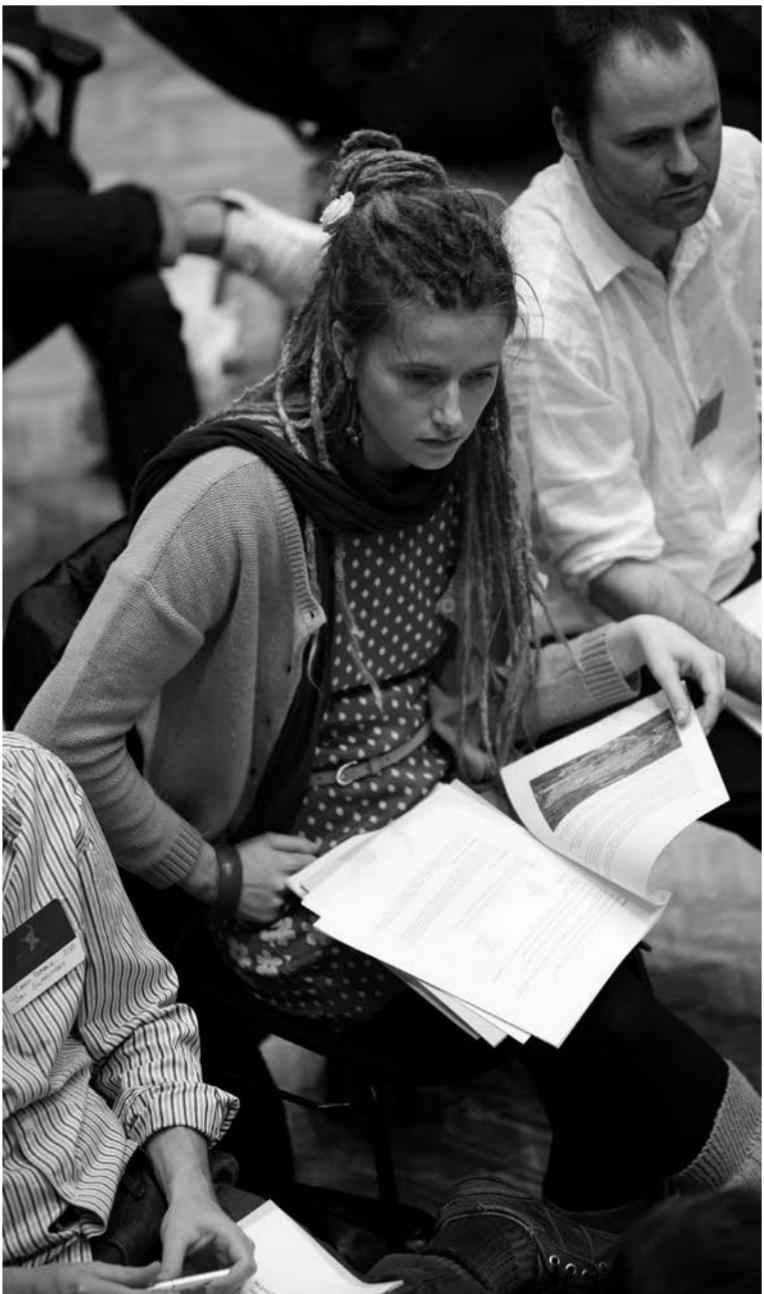
»Adolf Superman – Wie Geschichte zur Legende wird | Das Bild des Nationalsozialismus bei Kindern und Jugendlichen in der Bundesrepublik«, SFB 1976

Das Thema ist unerwünscht. Oft genügt die bloße Erwähnung, und freundliche Fünfziger werden unfreundlich oder lassen mich einfach stehen. Seit Jahren geht es ohne Presseausweis. Jetzt muss ich ihn fast täglich vorzeigen. Ein Berliner Zeitschriftenhändler notiert sich die Nummer und vergleicht das Passbild mit meinem Gesicht.

Bahnhofsbuchhandlung einer süddeutschen Kleinstadt. Ich frage nach Kriegsromanen. »Jugendliche«, sagt die nette Verkäuferin, »sind unsere besten Kunden«. Der Anblick meines Mikrophons verdirbt die Stimmung. Rückzug in den Hintergrund. Der Geschäftsführer tritt auf. Ernstes Gesichter, Konferenz. Dann die Auskunft: Jugendliche kümmern sich um »so was« überhaupt nicht. Die Verkäuferin hat rote Ohren.

Ein Berliner Arbeiter entschuldigt seinen Sohn, mit dem ich verabredet bin, wegen dringender Gartenarbeit – heute, morgen... Ja, die nächste Woche auch. Den ganzen Monat. Es ist ein großer Garten. Und wenn ich unbedingt wissen möchte, warum er den Kindern Hitlers *Mein Kampf* geschenkt hat: aus rein pädagogischen Gründen. Vorwurfsvoll sagt ein Geschichtslehrer in Tübingen: »Warum kommen Sie jetzt damit? Hitler ist für die Kinder tot. Mausetot!«

Tatsächlich spukt die 1945 verkohlte Leiche schon seit Jahren wieder durch die Medien. Nach 1952 zieht die rechts-nationale *Wiking-Jugend* hunderte Kinder und Jugendliche an. Ende der Sechziger formiert sich eine *NSDAP-Aufbauorganisation* und die *Wehrsportgruppe Hoffmann* spielt in deutschen Wäldern Krieg. Der Kieler Landwirt Thies Christoffersen erfindet 1973 die »Auschwitz-Lüge«. Mit dem Oktoberfest-Attentat in München 1980 erreicht der entstehende Rechts-Terrorismus einen ersten grausamen Höhepunkt (13 Tote, 211 Verletzte).



Stereo und die Folgen

*1967 Merken Sie sich den Termin: 5. April, 20 Uhr!
Schalten Sie dann das Erste Programm des SFB-Hörfunks ein,
und Sie werden eine Sensation erleben!*

»Nachtdepesche«, Berlin, 31. 3. 67

Die »Sensation« ist das erste »voll-stereophone« *SFB*-Feature »Hühner« des Berliner Autors Peter Leonhard Braun (* 1929), sechzig spannende Radiominuten über das damals noch kaum zur Kenntnis genommene Phänomen der industriellen Tierherstellung und Verwertung. »Eine echte Pionierleistung«, schreibt »*Die Welt*«. »Brauns Hühner-Feature dürfte in der Geschichte des Rundfunks eine historische Stunde eingeläutet haben«. Dies in einer Zeit der Totenglöckchen und Nachrufe, als das Fernsehen dem Hörmedium schon gewaltig zusetzt. Für die lange dokumentarische Form eine Rettung in letzter Minute vielleicht.

LAND-IDYLLE: HAHNKRÄHEN UND GLOCKEN

*ERZÄHLER So sitzt es mir im Gemüt... Bauernhaus, Land, Grün.
Die Weiden reichen bis nah an den Hof, Sonne. Vor der Scheune Ackergeräte, ausgespannt, manche rostig. Obendrauf der Hahn. Die Hennen stelzen über den Hof zwölf, zwanzig – braun, bunt, gesprenkelt. Picken, scharren... träge. Gakeln leise, zufrieden...*

*FACHSTIMME 1 Verlogen – FACHSTIMME 2 Bilderbuch – BAUER
Veraltert – BOSS Unrentabel – FACHSTIMME 1 Ein Hof ist ein
Produktionsbetrieb – FACHSTIMME 2 Der Bauer ist landwirtschaftlicher Unternehmer – FACHSTIMME 1 Zwanzig Hühner – BAUER
Fünftausend – FACHSTIMME 1 Fünfzigtausend – FACHSTIMME 2
Hunderttausend – BOSS Halbe Million (...)*

Mit diesem nur 90 Sekunden langen Opening ist die Kontroverse aufgemacht. Zunächst sitzt der Hörer zwischen den Stühlen seiner Erwartungen und den Aussagen der Fachleute. Die folgende Akustik überzeugt ihn, dass die Beschreibung einer Farm mit hunderttausenden Hühnern längst Wirklichkeit ist.

HÜHNERHALLE, PANORAMAEFFEKT | VOLLE, DAS THEMA UND DIE NEUE TECHNIK AUSDRÜCKENDE WIRKUNG ERREICHEN (...)

Der Zusammenprall zwischen »Gestern-noch« und »Heute-schon« als stereophones, bis dato im Radio nie gehörtes Crescendo bis zum Aussteuerungs-Limit hätte in einer Mono-Version weit weniger Eindruck gemacht.

Leopold Stokowski, der britische Dirigent und Experimentator mit US-amerikanischem Pass, hat bereits Anfang der 30er Jahre mit dem Philadelphia Orchestra eine Stereo-Schallplatte aufgenommen, und auch die Techniker des »Großdeutschen Rundfunks« experimentieren während des Zweiten Weltkriegs mit zweikanaligen Tonaufnahmen.

Im Radio zu hören ist Stereophonie schon während einer kurzen Versuchsphase des *SENDER FREIES BERLIN* im Dezember 1958 mit Hilfe von zwei Empfangsgeräten. Der linke Kanal wird auf der einen, der rechte zeitgleich auf einer anderen Welle übertragen – eine technische Spielerei, ein Ertasten des Machbaren. Anfang der Sechziger Jahre gelingt es dann, die beiden Kanäle einem einzigen Sendesignal »aufzumodulieren«, Englisch: *Frequency Modulation (FM)*. In Deutschland: *Ultrakurzwelle (UKW)*.

Deshalb hat der Mensch 2 Ohren

Wir hören räumlich, weil unsere beiden links und rechts am Schädel angebrachten Schallsammler mehr oder minder abweichende Klangeindrücke empfangen. Schallwellen – eigentlich Druckschwankungen in der Luft – erreichen beide Ohren nie gleichzeitig. Geräusche links von uns erregen z. B. die mikroskopisch feinen Haarzellen des linken Innenohrs um Sekundenbruchteile eher, als die am abgewandten rechten Ohr. Der direkt auftreffende Schall ist heller, brillanter, obertonreicher und geringfügig stärker.

Das Gehirn schließt aus dem Laufzeitunterschied und dem differierenden Frequenzspektrum auf die Beschaffenheit des Raums, in dem das Schallereignis stattfindet. Solange wir Klänge so unterscheiden können, hören wir stereophon.

Auch die optische Wahrnehmung einer räumlichen Welt entsteht ja durch die geringfügige Verschiebung zwischen den Abbildern im linken und rechten Auge – leicht nachprüfbar beim Anvisieren des eigenen Daumens im Verhältnis zum Hintergrund ohne Drehung des Kopfs. Der Einäugige kennt dieses 3D-Phänomen nicht. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebten sog. »Stereoskope« zur Betrachtung von Fotografien, die mit zweiäugigen Kameras aufgenommen waren, einen wahren Boom.

Die Kapellmeister von San Marco in Venedig hatten Mitte des 16. Jahrhunderts begonnen, verschiedene Chöre getrennt aufzustellen und gemeinsam oder im Wechsel singen zu lassen. Die Mehrchörigkeit wurde an der Wende zum 17. Jahrhundert bis zur Maßlosigkeit getrieben. Giovanni Gabrieli schrieb ein 33-stimmiges »Magnificat«, besetzt mit einem Dutzend Posaunen, mehreren Orgeln und sieben bis acht kommunizierenden Chören – ein musikalisches Riesenpuzzle.

Die Stimmen der Seraphime in Monteverdis »Marien-Vesper« (»Echo-Solisten«) antworteten einander aus Nischen und Balkonen unter den Deckengewölben. Dabei achteten die Komponisten der italienischen Renaissance wegen des Nachhalls bei der Anordnung der einzelnen Stimmen und instrumentalen Blöcke und ihrer Klangfarben schon in der Partitur auf äußerste Transparenz.

Die Wahrnehmung der Stereophonie begann mit dem Hinhören auf den Raum.



»PLB« während des Prix Europa 2011

Die Emanzipation des O-Tons

Mein erstes Stereo-Erlebnis Anfang der 60er Jahre ist enttäuschend. Als »Jungredakteur« der Lokalzeitung sitze ich mit meinem Notizblock im kleinstädtischen Radiogeschäft und höre einer dieser Werbe-Schallplatten mit lächerlichen Ping-Pong-Effekten zu. Die Einführung des Stereo-Tons im deutschen Wohnzimmer: eine 10-Zeilens-Meldung »Aus dem Geschäftsleben«.

Ein paar Jahre später – »AEG-Telefunken« sei Dank – bekommt die Aufnahmetechnik Beine. Zwar fließt der Strom noch aus der Steckdose (hundert

Meter Verlängerungskabel war die maximale Reichweite, erinnert sich Peter Leonhard Braun an die Aufnahmen in der »Hühnerfabrik«). Aber die beiden Mono-Mikrophone in Stereo-Anordnung nehmen zum ersten Mal die akustische Wirklichkeit open air und räumlich auf.

Noch wichtiger: Der damals 38 jährige studierte Volkswirt Braun (Diplomarbeit: »Soziologie des Rundfunks«) und längst arrivierte Funkautor entdeckt die dramaturgischen Möglichkeiten der Stereophonie für das dokumentarische Fach, für das Feature. Auf einmal ist Wirklichkeit – wenn auch erlebt und gefiltert durch das Temperament einzelner Autoren – im Radio tatsächlich zu hören, nicht nur als Dokument oder bloßes Hintergrundgeräusch.

Was uns die Autoren der ersten Feature-Jahre noch schuldig bleiben müssen, war »die Sache selbst«. Vor Braun und der stereotauglichen Ultrakurzwelle klang die »Königsdisziplin« des Hörfunks gewöhnlich wie vertonter, auf Stimmen verteilter Print-Journalismus, in seltenen Sternstunden wie dokumentarische Literatur. Stereo- oder Mehrkanal-Sound aber klingt dreidimensional wie »die Wirklichkeit«, die uns umgibt.

Das nun ist die Einlösung von lang gehegten Radio-Träumen – der Autoren, der Techniker, auch eines Rundfunk-Theoretikers wie Rudolf Arnheim, der in seinem Essay-Band »Rundfunk als Hörkunst« (1933) die Beschränktheit der *monauralen* (»einkanaligen«) Schallübermittlung noch sehr bedauerte:

Rechts von links können (...) nur zwei Ohren unterscheiden. Das Mikrophon aber ist ein Ohr (...) Wahrscheinlich gibt es in dem psychologischen Hörraum, den uns das Mikrophon vermittelt, überhaupt keine Richtungen sondern nur Abstände (...) Bei allen reportagegemäßen Übertragungen entsteht daher auch zumeist ein unbefriedigender Eindruck.

Arnheims Buch erschien rund 28 Jahre vor der ersten Stereo-Sendung 1961. Jeder kann heute noch seine Beobachtungen nachprüfen: Ein Mono-Signal, über eine Stereo-Anlage abgespielt, hören wir aus der Mitte zwischen beiden Lautsprechern; alle Elemente der Aufnahme sind in einem Punkt zusammengestaucht, Stimmen, Echos, Hintergrundgeräusche. Ein Soundknödel entsteht, ein dumpfer akustischer Schleimklumpen, in dem alle Klang- und Richtungsanteile des räumlichen Originaltons vermengt sind.

Eine wesentliche Errungenschaft der Stereo-Technik heißt: Transparenz. Der Knoten wird entwirrt, die unterschiedlichen Schallereignisse werden wieder so im Hörraum verteilt, wie es in etwa ihrer ursprünglichen Position entspricht. Peter Leonhard Braun hatte bereits 1965 in Teilen seines »London-Report« (SFB) mit stereophonen Wirkungen experimentiert – Pseudo-Stereophonie allerdings: »In dem Ü-Wagen liefen zwei Aufnahme-

maschinen, die das Gleiche mit einer winzigen Zeitverzögerung aufnahmen. Die Wirkung ist aus heutiger Sicht natürlich nicht überzeugend«.

Erst mit »Hühner«, zwei Jahre später in Berlin produziert, gelingt der Durchbruch. In gerade einmal vier weiteren Stereo-Features (»Catch as catch can«, »8 Uhr 15, OP III, Hüftplastik«, »Hyänen« und »Glocken in Europa«) buchstabiert Braun das ganze Alphabet *binauraler* (»zweikanaliger«) Möglichkeiten durch.

Vor unseren Ohren jagen, reissen und verspeisen Raubtiere die Beute, dass die Knochen krachen (»Hyänen«, 1971). Das flüssige Metall der Glocke brodelt beim Guss in beiden Kopfhörern (»Glocken in Europa«, 1973). Im häuslichen Wohnzimmer catchen Catcher (»Catch as catch can«, 1969), operieren Ärzte (»Hüftplastik«, 1970). Das ist mehr als purer 3D-Effekt. Aus Radiohörern werden wir zu Ohrenzeugen. Wir dürfen »mit den Ohren gaffen« (Braun).

Die Geräusche teilen sich in Hauptdarsteller, Nebenrollen, Chöre – tiefe Bässe, trillernde Sopranstimmen, in den »fetten Brummbären« in der Mitte und das kleine dumme Stimmchen vorne links. Und alle sind gleichzeitig auf meiner Hörbühne versammelt, losgelöst von den Lautsprechern, freigelassen in den Raum, einzeln zu orten auf der Hörbühne wie die Protagonisten eines Opernensembles. Sie kommen uns nah. Wir können eintauchen in eine Klangwelt, die unserer realen Welt entspricht. Mit den ersten Prototypen bringen Braun und seine Techniker fast im Alleingang den Hörfunk wieder ins Gespräch – seine Ästhetik und seine Themen.

Die neue Aufnahme- und Sendetechnik ermöglicht die »Emanzipation des Originaltons« und damit auch die Emanzipation des Hörers.

»Akustisch glotzen«

Auf der anderen Seite verlangt diese Denk- und Produktionsweise den multi-talentierten Autor: Journalist, Schriftsteller, Techniker, Regisseur, Musiker – möglichst alles in einer Person. Die tradierte Arbeitsweise wird auf den Kopf gestellt. Der neue Feature-Autor »illustriert« nicht mehr seinen Text mit Originaltönen. Er schreibt ihn vielmehr »in die Töne hinein«: erst Tonband, dann Farbband (15 Jahre vor den ersten Personal Computern »tippen« wir ja noch »auf der Maschine«).

Was der am Ort aufgenommene O-Ton – Wort, Musik, Geräusch – hinreichend ausdrückt, muss uns der Autor nicht noch wortreich sagen. Feature ist kein gefällig aufgeputzter Radiovortrag mehr, kein zweitverwerteter Essay,

sondern die dramaturgisch wirkungsvolle Darbietung dokumentarischen Materials durch den Einsatz aller radiophonen Ausdrucksmittel. Der Autor sieht sich gezwungen, viel bewusster über die akustische, dramaturgische und damit kognitive Wirkung auf ein Publikum nachzudenken – über Tempo, Rhythmus, Dynamik, Pausen also. Braun im Interview 2009:

Du musstest akustisch glotzen lernen! Das war der Punkt! Du kommst von der Sprache. Du bist gewöhnt, Dinge mit der Sprache auszudrücken. Und jetzt gilt eben nicht mehr »Am Anfang war das Wort« sondern: »Am Anfang ist der Klang«, der Ton, die akustische Empfindung! Das heißt, du benutzt eine zweite Sprache. Und das ist das Entscheidende! Das akustische Denken! Dass du siehst, was da draußen passiert. Dass du es erfassst und dann auszudrücken verstehst!

Aus Text und Material, Form und Idee entsteht etwas Drittes, dem Medium auf-den-Leib-Geschneidertes. Der gute Feature-Autor, so eine von Brauns drastisch-anschaulichen Metaphern, umkreist sein Material gespannt, mit nervöser Aufmerksamkeit wie ein Boxchampion den Gegner, achtend auf dessen Blößen und Stärken, die im Material verborgenen Absichten: »Wo will es mit mir hin?«

Feature, schärft er seinen Gesellen und Lehrlingen immer wieder ein, werde nicht aus der Trickkiste gezaubert; entspringe vielmehr einer allgemeinen Haltung dem Thema, dem Beruf, ja dem Leben gegenüber. Denn eines verlangt »Father Brown« von seiner Gemeinde auf jeden Fall: *devotion, commitment*. Auf Deutsch – und damit allzu teutsch: »Hingabe«.

Angesteckt von der »Droge O« (wie Originalton/Stereo) versammeln sich in den späten 60er, frühen 70er Jahren immer mehr Radio-Enthusiasten um die Feature-Abteilung des *SENDER FREIES BERLIN*, deren Leiter P. L. Braun ab 1974 zwanzig Jahre lang bleiben wird. Und wie die Handwerker einer mittelalterlichen Bauhütte meißeln und feilen sie gemeinsam an der neuen Gattung, diesem medialen Wechselbalg auf dem »Grenzstreifen zwischen realistischer Kunst und Dokumentation« (PLB), dem »Berliner akustischen Feature«.

Wie viele andere werde ich da selbst geschliffen und behauen. Der Braunsche Filzstift ist gefürchtet, Manuskripte färben sich im Handumdrehen grün. Zu meinem Entsetzen stelle ich fest, dass eine Projektbesprechung selten weniger als vier, zuweilen mehr als sieben Stunden dauert. Der Meister der Bauhütte – so formuliert es ein britischer Kollege – ist »generous in his praise but deadly in his criticism« – ein Mann von furchteinflößender Präsenz, aber auch ein aufmerksamer, zuverlässiger Partner.

Die »Emanzipation des Original-Tons« Ende der Sechziger des vorigen Jahrhunderts gibt dem Feature endgültig Konturen als einem selbständigen Genre neben der anderen funktischen Großform, dem Hörspiel. In den folgenden dreißig Jahren entwickeln Feature-Autoren und -Regisseure, gestützt und ermutigt (zuweilen aber auch gebremst) von ihren Auftraggebern im öffentlich-rechtlichen Rundfunk, einen weit gefassten Kanon von inhaltlichen wie ästhetischen Möglichkeiten. Nie war unser Handwerkszeug reicher. Nie hatten wir Feature-Menschen bessere Arbeitsbedingungen.

»Micro Stylo« Schreiben mit Tönen und die Montage im Radio

Seit Einführung der Stereophonie in unser dokumentarisches Fach benutzen wir das Mikrophon als Schreibwerkzeug so selbstverständlich, wie Schriftsteller in der Vergangenheit den Federhalter. Wir schreiben mit Tönen. Das Wort »schreiben«, etymologisch von *scribere* (mit dem Griffel eingraben, einzeichnen), ist nicht zufällig in seiner englischen Version *to write* in die technische Begriffswelt digitaler Aufnahmeverfahren eingegangen.

Schreiben ist demnach ein manueller bzw. technischer Vorgang und zugleich ein individuelles Ausdrucksmittel: schreiben, aufschreiben, beschreiben (nämlich einen Gegenstand, eine Person, einen Sachverhalt, Orte und Situationen). Schreiben ist die Urtätigkeit des Autors.

Die Idee vom Film-Autor, der mit der Kamera schreibt, und der dazu passende Begriff stammt aus einem Essay von Alexandre Astruc: »*Naissance d'une nouvelle avant-garde: le caméra-stylo*« (1948). Wieder ist beides gemeint: das Handwerkliche – die Handhabung des Aufnahmegeräts – und das Subjektive. Schreiben als Autor heißt auch immer: Schreiben von sich selbst.

Auch wenn ich einen Film über einen Hund oder einen Stuhl machen müsste, würde er in gewisser Hinsicht immer autobiographisch (...) Wenn ich einen Film drehe, kommt mir das fast so vor, als würde ich mich selbst interviewen (...) Das Werk eines Menschen ist sein erweitertes Ich...

Federico Fellini in seinen Erinnerungen, deutsche Ausgabe 1994

Agnès Varda, François Truffaut, Marcel Camus, Alain Resnais, Alexander Kluge und viele andere Filmkünstler verstanden und verstehen sich in diesem

Sinn als *auteurs*. Allen – auch zeitlich – voran: Sergej Eisenstein. Nach seiner Theorie, die er konsequent in die sowjetische Filmpraxis der 20er Jahre umgesetzt hat, ehe Stalin den platten Realismus zum Dogma erhob, ähnelt die Filmsprache in ihrer Syntax dem geschriebenen Text.

Grundelemente sind einfache Symbole (Linien, Flächen), gruppiert zu Film-Silben. Die »Silben« formen sich zu sogenannten *cadres*, aus deren Aufeinandertreffen in der Montage – Eisenstein nannte sie »Montage der Attraktionen« – Inhalt, Sinn und Tendenz entstehen:

Eine Frau mit kurzem Haar wirft vor Entsetzen den Kopf zurück | Die Menge (...) stürzt fliehend die Stufen hinunter | Dem obersten Absatz der langen und breiten Treppe nähert sich eine Reihe Soldaten | Ein tödlich getroffener Mann sinkt um | Die Reihe der Soldaten schreitet (...) unbarmherzig, wie eine Maschine | Im Fallen stößt die junge Mutter den Kinderwagen vom Rand des Treppenabsatzes | Die ältere Frau mit dem Zwicker erstarrt vor Entsetzen | Der Wagen mit dem Kind | springt | über die Stufen der Treppe

»Panzerkreuzer Potemkin«, 1925 – aus dem Filmszenarium

Die Trägheit des Auges – besser: unseres Sehkomplexes, an dem der kognitive Teil unseres Gehirns maßgeblich beteiligt ist – ermöglicht das Verschmelzen der Einzelbilder zu kontinuierlicher Bewegung. Die Auge-Hirn-Verbindung leistet noch mehr: In der dialektischen oder Oppositions-Montage setzt Eisenstein Inhalt gegen Inhalt. Der Autor argumentiert (oder agitiert) mit Hilfe des Schnitts.

Wir alle nehmen die Welt ja »montagehaft« wahr, nie als Ganzes. Während ich diesen Text in das Keyboard meines Computers hacke, montiere ich meine Gedankensplitter nach einem individuellen Bauplan. Jeder geschriebene Satz, jeder Gedanke entsteht durch Montage. Worauf es ankommt, ist der Zusammenprall, der Konflikt zwischen zwei aufeinander stoßenden Elementen. Nur so entsteht »Inhalt«.

Auch ein Großteil der Radio-Features ist formal eine Folge disparater Materialien, die von Alpha bis Omega in möglichst schlüssiger Weise an einander montiert sind. Die handwerkliche Kunst des Autors besteht darin, die einzelnen Elemente trotz ihrer Verschiedenheit zu einem erzählerischen Fluss zu verbinden – inhaltlich und formal.

Allerdings verläuft die Verarbeitung von optischen, akustischen und verbalen Botschaften unterschiedlich. Bilder, sofern sie halbwegs eindeutig sind, lösen rasch deutbare Schlüsselreize aus (siehe Fibeln, Moritatentafeln, Piktogramme – hier *FOR GENTLEMEN*, dort *FOR LADIES*). Wörter wiederum entziffern wir schneller als natürliche Geräusche.

Während das Auge in Sekundenbruchteilen lesen und begreifen kann, muss unser Ohren-Hirn-Komplex aus dem Akustischen erst übersetzen, analysieren und interpretieren. Und obwohl dies mit unglaublicher Geschwindigkeit geschieht – schneller wahrscheinlich, als jeder Notebook-Prozessor arbeitet – verläuft dieser Identifizierungs-Prozess langsamer ab als das Erkennen und Erfassen von Bildern. Das Auge liest ab, das Ohr hört hin.

Das bedeutet, dass eine *montage rapide* à la Eisenstein, also Radio im Sekunden-Rhythmus, selten mehr ausdrücken kann als »Tempo«, »Durcheinander« oder vielleicht »Verstreichen von Zeit«. Wird eine nicht zu Ende aufbereitete akustische Information von nachfolgenden überrollt, produziert unser Hirn (der Prozessor) Gedankensalat. Folge: Notabschaltung. Wir hören nicht mehr zu.

»Da glauben sie, hierdurch soll 's feurig werden. Ja, wenn 's Feuer nicht in der Composition steckt, so wird 's durch Abjagen wahrlich nicht hinein gebracht« (Mozart über den Hang mancher Musiker zu übertriebener Geschwindigkeit an seinen späteren Biographen Georg Nikolaus Nissen).

Das große Missverständnis der unangemessenen Beschleunigung im Hörfunk röhrt zum Teil von der Imitation des optischen Mediums her. Das Fernsehen, an das wir uns gewöhnt haben, namentlich im pseudo-dokumentarischen Bereich (»Reality TV«), erlaubt uns nur noch Reflexe: Plus und minus, ja und nein. Man betrachte nur die Körperhaltung eines Fernsehzuschauers! Welche Anspannung!

Das Radio, das ich mir wünsche, lässt die Zügel locker.



Hören–Sehen–Riechen

Der multiple Autor unterwegs

Während Feature-Autoren von mehr essayistisch-kontemplativem Temperament weiter am Schreibtisch verharren, mutiert ein anderer Teil während der 70er Jahre zu abenteuerlustigen Allroundern, journalistisch erfahren, technisch lernbegierig, gesellschaftspolitisch wach – phantasiebegabte Rechercheure und brillante Schreiber (so der Ideal-Fall). Ein eher wildwüchsiger Prozess.

Budgetgründe spielen noch keine besondere Rolle wie später bei der Erfin-dung des »Ein-Mann-Teams« im Fernsehbereich. Die vom »Apparat« zuge-standene lange Leine erlaubt während der Recherche- und Aufnahme-Phase den spontanen Zugriff auf die Realität. Und die technische Entwicklung hilft uns dabei.

Reklametext für das Tonband-Aufnahmegerät »Uher-4200 Report«:

Jetzt können Sie auch im Freien, unterwegs, auf Reisen Stereo-Aufnahmen in HiFi-Qualität machen. Erstaunliche Effekte lassen sich damit erzielen: Züge, Autos, Flugzeuge, die sich wirklich bewegen; Musikaufnahmen, bei denen man jeden Sänger, jedes Instrument an seinem rich-tigen Platz zu sehen glaubt...

Als Standard-Gerät neben der sendereigenen »Nagra« hängt das private »Uher« in der Umhängetasche aus goldgelbem Leder immer einsatzbereit und herausfordernd am heimischen Garderobenhaken. Dazu gehören neben den obligatorischen Kopfhörern zwei »Sennheiser MD421N«-Mikrophone (dynamisch), auf einer kurzen Metallschiene montiert. Mit Haltegriff, Schaumstoff-Windschutz und separaten Kabel-Anschlüssen eine sperrige Angelegenheit. Der vollständig aufgesattelte Autor gleicht einer Aufnahmeverrichtung auf zwei Beinen, die an eines jener Ein-Mann-Orchester der Nachkriegszeit erinnert: vorn die Becken und das Xylophon, große Trommel auf dem Rücken, auf dem Kopf der Schellenbaum.

1976 Auf meiner ersten großen Feature-Reise ist Ton-Ingenieur Bernd Bergner noch mein technischer Schutzengel. Zwei Taxen transportieren unser Equipment von Heathrow Airport nach Southampton. Dort gehen wir an Bord der »Queen Elizabeth II« – damals »die Größte, die Schönste, die Teuerste und die Letzte ihres Formats auf dem Nordatlantik«, wie es im Vor-spann des Features »Yesterday Line« (SFB 1977) heißen wird.

Aus »berufsethischen« Gründen hat mein Redakteur P. L. Braun souverän auf Freifahrt-Tickets der »Cunard-Line« verzichtet – wir sollen unabhängig berichten können. »Sponsoring« ist im öffentlich-rechtlichen Hörfunk noch ein Fremdwort. Außerdem hat »die Queen« gerade einen gravierenden Streik wegen unzumutbarer Arbeitsbedingungen überstanden, also ein Imageproblem, und wir wollen es nicht lösen helfen.



Grundidee des Projekts: ein Ozean-Riese als vertikal angeordnete Zwei-Klassen-Gesellschaft – unten die Mannschaft, Männer und Frauen, die oft wochenlang kaum Tageslicht sehen; oben die Luxus-Suiten mit Balkon und separatem Hundezwinger.

Schon am dritten Tag sind alle – Passagiere und Mannschaft – während eines November-Sturms kreatürlich vereint.

◀ DINNER-ATMO | LEBHAFTE UNTERHALTUNGEN | SERVIER- UND FLAMBIER-GERÄUSCHE

SPRECHER Durch die Gänge streifen Nerz und Ozelot. Flambierflammen leuchten wie kleine Lagerfeuer. Donald W. Slack jr., Präsident der Slack & Rose Construction Company in Jackson/Mississippi sitzt aufrecht in seinem Fauteuil und tätschelt beruhigend die Wangen der kleinen, aufgeregten Mrs. Slack & Rose. Die Stewards in ihren weinroten Uniformen lächeln leise, wenn das Restaurant zur Seite kippt (...) Die Oberschwester im Bordkrankenhaus spritzt Antihistamine und Beruhigungsmittel. Nur das Klinnen der Eiswürfel in den Cocktaillässern und die ungeschickten Schritte der Tänzer zeigen den Sturm an. »Zwei Tagereisen ostwärts«, sagt der Funkoffizier, »geht ein Frachtschiff unter.▶



»Departure Lounge« an einem Flugfeld bei Itaituba, Amazonien

Reden wir also vom Abenteuer

»Tolle Reise, was?« – Vor diesem Satz graut mir schon auf manchem Heimflug. Fachmännisch-korrekt müsste ich antworten: »Toll, aber die Hörer wollen etwas über das Land, den Ort, die Verhältnisse in XY erfahren – nicht, wie mir's dort gefallen hat.«

Pflichtschuldig packe ich dann doch meine Zoll-Querelen und Zeckenbisse auf den Tisch, das Tropengewitter im Mangrovenwald, die gähnende Langeweile an dienstfreien Tagen, Hitze und Kälte, tropische Diarröhö (immer ein Thema). Und natürlich den kleinen Überfall in Salvador de Bahia spät abends im Altstadt-Viertel Pelourinho und den Beinahecrash auf der vereisten Landebahn im kasachischen Kustanai .

Anders als der »Reisejournalist« legitimiert sich der reisende Featureautor einzig durch den Wert seiner individuellen Wahrnehmungen – Erlebnisfähigkeit und Kompetenz vorausgesetzt. An jedem Ort der Welt ist »die Realität« bekanntlich differenzierter, als sie uns durch die verkürzende Ad-hoc-Berichterstattung aus der Ferne erscheint. Selbst in aktiven Kriegsgebieten oder während einer Naturkatastrophe leben Menschen ihre »kleinen« Leben weiter, doch die erhaschen wir bestenfalls als Zwischenschnitte in der »*Tageschau*«.

Auch ein ganzes Land, und sei es noch so groß und geopolitisch bedeutend, kann immer nur Gegenstand individueller, selektiver Autoren-Wahrnehmungen sein. Es schrumpft zu Nahaufnahmen, die sich im Idealfall mit der Neugier eines »breiten Publikums« für bestimmte Stoffe und Entwicklungen treffen.

Politische Leidenschaft und politische und sozialkritische Angriffslust ist bei den Autoren die Voraussetzung für Featurekunst (...) Wo das nicht mehr gewünscht oder aus irgendeinem Grunde nicht mehr möglich ist, lässt die Kunst des Features bald nach und die Featureschreiber gehen auf Reisen (...) Die Geographie, mehr oder weniger harmlos, ist das Ende des Features, wenn auch zugegebenermaßen ein Ende in Schönheit.

Heinz Schwitzke, von 1951 bis 1971 Leiter der
Hörspielabteilung des NWDR | NDR

Als wacher Zeitgenosse wird der Reisende also zwischen Relevantem und rein Anekdotischem zu wählen haben. Nachdem jeder Rentner schon dreimal Kap Horn umschifft hat, sind auch enzyklopädisch-beschreibende »Reisefeatures«, die noch Mitte des vorigen Jahrhunderts eine gewisse Ersatzfunktion erfüllten, ein für alle mal passé. Die Frage, *warum* einer reist, stellt sich heute schärfer.

Friedrich Schütze-Quest, früher Hörfunk-Korrespondent in Australien und Asien (*1943), war stets der erlebende Reisende, aber nie auf der Touristenroute. Die Rückseite der Dinge interessiert ihn mehr. Er beobachtet, registriert, beschreibt – lapidar, schnörkellos. Und doch ist es immer *sein* Blick, der Lichtkegel seiner Taschenlampe. Nie schwebt er über den Dingen, dieser Spezialist der musterhaften Anfänge, jeder einzelne empfehlenswert für die Journalisten-Schule:

Hoffentlich bleibt der Mann noch ein paar Tage gesund, dachte ich, als ich erfuhr, wie ich in das Zimmer gekommen war, in dem ich aufwachte, in einem chinesischen Krankenhaus (...) Das Bett in der Notaufnahme hatte eine Matratze und ein Kopfkissen mit Sandfüllung, aber keine Decke (...) Auf dem anderen Bett lag ein Mann mit blutigen Binden. Ich wusste nicht, was mit ihm los war. Als sie ihn wegholten in der Nacht, hatte ich Angst, dass er gestorben sein könnte...

»Unbekanntes China«, 2000

Nur das Schild war da. Ein großes blaues Schild, nicht zu übersehen an der Schotterstraße auf der Hochebene, 200 Kilometer westlich von Kabul. Hier sollten Unterkünfte für mehr als tausend obdachlose Menschen entstanden sein. Baubeginn und Bauende waren säuberlich auf dem Schild vermerkt. Darunter stand: »Eine Spende des Flüchtlingswerks der Vereinten Nationen«. Der Fertigstellungstermin war verstrichen, doch von einer neuen Siedlung weit und breit keine Spur, nicht ein einziges Haus – nur das Schild war da...

»So ist Afghanistan«, 2004

Links oben zeigt die Zielscheibe ein Loch. Wäre das ein burmesischer Soldat gewesen, hätte er jetzt einen Schulterschuss. Der Ausbilder ist damit nicht zufrieden. »Ruhiger halten«, sagt er, »ganz ruhig – lass' dir Zeit. Du musst ihn töten, gleich beim ersten Mal!« Die Waffen: deutsche G3-Gewehre und amerikanische M-16. Die einen im Kampf erbeutet, die anderen aus Restbeständen der Amerikaner in Vietnam. Der Ort: Ein Ausbildungslager im Nordosten von Burma / Myanmar nahe der thailändischen Grenze, erreichbar nur in tagelangen Fussmärschen...

»Ein aussichtsloser Kampf?«, 1989

Verloren im Unbekannten (Ernst Schnabel II)

Ich könnte Ihnen noch den Meilenstein zeigen auf der Straße vom Gott-hard-Pass nach Appenzell. Da in der letzten Kurve, da ist mir eingefallen: Gott, Donner, du wolltest doch einen Roman über dich schreiben, und der ist ja schon geschrieben. Das war die Odyssee. Und da bin ich nach Hause gefahren, ganz aufgeregt, und habe geschrieben: »Der Mann schwamm und schwamm. Er schwamm schon die 16. Stunde«...

Ernst Schnabel in einem Interview 1978

Schnabels Odysseus-Roman »Der sechste Gesang« (1956) verrät die eigene Passion des Schriftstellers für das »Verlorene und Grausen im Unbekannten«. Wirklich zu Hause habe er sich bis ins Alter nirgends auf der Welt gefühlt, erinnert sich Corinna Schnabel, die Tochter. Abreisen und nie ankommen – in diesem Sinn war Schnabel ein Geistesverwandter des bis auf wenige Tage gleichaltrigen Albert Camus. Sein Lieblings-Idiom war »die Sprache der Fremde – auf keine andere hören wir so atemlos«.

Nach dem ersten Herzinfarkt lernt Schnabel fliegen, um sich laut Peter von Zahn »als Mutmensch zu beweisen und dieses nagende Gefühl loszuwerden, nicht vollkommen zu sein«. Anfang September 1965 – inmitten einer schweren Lebenskrise und nur wenige Monate nach seinem zweiten Herzinfarkt – startet der Autor von Puerto Rico aus mit einem Aufklärungsflug der US Air Force in das Auge des karibischen Wirbelsturms »Betsy«. Mit verhaltenem Stolz zeigt er später das »Certificate for having penetrated a hurricane by Aerial flight with the 53rd Weather Reconnaissance Squadron, 3rd Sep 65«.

Wieder einmal bestätigt der gelernte Seemann seinen Ruf als unverwüstlicher Abenteurer, als He-Man nach den Vorbildern Joseph Conrad und Hemingway, die er – zum Teil mit seiner Lebensgefährtin Elisabeth Plessen – ins Deutsche übersetzt und für den Funk bearbeitet hat. Nach den Maßstäben seiner Generation und bis zum eigenen Verhängnis ist er MANN. Marcel Reich-Ranicki attestiert ihm postum »eines der männlichsten und unternehmendsten Temperamente der deutschen Nachkriegsliteratur«.

»Unternehmend« sollten wir Autoren sein! Eine Radiosendung nur am Schreibtisch »bauen«, ist wie Reiten ohne Pferd – ein einsamer, unwirklicher Akt. Unsere Triebfeder: Neugier. Der »gute Reporter«, schreibt Egon Erwin Kisch in seiner lose formulierten Reportagetheorie, brauche »Erlebnisfähigkeit zu seinem Gewerbe, das er liebt. Er würde auch erleben, wenn er nicht darüber schreiben müsste. Aber er würde nicht schreiben, ohne zu erleben«.

Kisch hat es immer wieder vorgemacht (»Unter den Obdachlosen von Whitechapel«, »Meine Tätowierungen«, »Bei den Heizern des Riesendampfers«, »Als Leichtmatrose nach Kalifornien«, »Ich bade im heiligen Wasser«): stellvertretendes Erlebnis, sinnliche Erfahrung, Hautkontakt. Dieter Schlensedt, Biograph des »rasenden Reporters«, nennt diese Haltung kurz und knapp das »empirische Prinzip«.

Erleben (leben) und Berichten (übermitteln) sind auch für Ernst Schnabel untrennbar. Er sammelt Fahrkarten und Schlagzeilen, er notiert Farben, Gerüche, Wetterphänomene. Er steckt alles ein, was am »Tatort« herumliegt. »Auf der Höhe der Messingstadt«, seine letzte, 48 Taschenbuch-Seiten schmale Erzählung, folgt streckenweise beinah wörtlich einem Reisebericht, den er gemeinsam mit Elisabeth Plessen in der Zeitschrift »Merkur« Nr. 275 (1971) veröffentlicht hatte – eine literarisch verkleidete Reportage eigentlich, wie viele seiner gedruckten und gesendeten Arbeiten.

Tragischer Held der Geschichte ist ein gewisser Larsson, leitender Angestellter der Firma »Johanson & Johanson, Engineering«, Göteborg, Spezialist für Talsperren. Der Mann geht gleich dreimal verloren. Schon auf den ersten Seiten wird er von streunenden Kinder ermordet. Aber ein paar Zeilen weiter – »Es kann auch anders gewesen sein« – landet er in Belém do Pará an der Amazonasmündung.

Als Ernst Schnabel selber nach Belém fliegt, ist er 55 Jahre alt. In Brasilien herrscht eine *ditadura constitutional* unter General e Silva. In Washington regiert Lyndon B. Johnson, in Bonn Kurt-Georg Kiesinger. Und Ernesto »Che« Guevara, der Guerillaführer, ist seit fünf Monaten tot.

Der Autor braucht Ortstermine. Riechen. Hören. Schmecken.

Im Schatten des Schattens

1990 Für das Hörspiel »Zikadenbaum« (*Hessischer Rundfunk* 1991) starten Heidrun und ich von Belém an der Amazonasmündung auf der Route von Schnabel / Plessen und Larsson. Griffbereit das *dtv*-Taschenbuch Nummer 10298 als literarischer Reiseführer – erste und einzige Auflage vom August 1984, vergilbt, zerlesen, mit Bleistiftnotizen verunstaltet. Die brasilianische Episode dieser Erzählung, die in vier Erdteilen spielt, umfasst nur elf Seiten. Aber sie enthalten alles über dieses Flussmonster und vieles über den Menschen und Schriftsteller Ernst Schnabel.

◀ DIESELMOTOR | RHYTHMISCHES QUIETSCHEN EINER HÄNGEMATTEN-AUFHÄNGUNG | TRÄGE GESPRÄCHE | LEISES GELÄCHTER

ERZÄHLER Dies hier ist ein plumpes kleines Flusschiff, offen, ohne Seitenwände. Keine 15 Meter lang. Aus Holz. Es heißt »Deus é Conosco«—»Gott mit uns«. ►

Auf einem dieser weißen, rundlich-behäbigen *gaiolas* (den schwimmenden »Vogelbauern«), braucht man keine Reservierung. Ein paar Stunden vor der Abfahrt bringst du die Hängematte an Bord und suchst dir zwei Haken – das genügt.

◀ **ERZÄHLER** Nun hängen wir Reisenden wie zwei Lagen Fledermäuse von der niedrigen Decke. Über uns baumeln Taschen, Tüten, Früchte, Käfige mit Haustieren. Jede dieser Hängematten führt ihr Binnenleben, ist Privatraum – manche lang und schmal und ruhig. Andere sind ausgebeult wie Hosentaschen, kantig, eckig, immer in Bewegung. Wenn die junge Mutter links nach Ihrem Kind schaut – das schon schlummert wie die Erbse in der Schote –, fängt die ganze Hängematten-Reihe an zu pendeln, und es knufft und puft von allen Seiten. Die Indiomutter in der Hängematte nebenan setzt ihrem Knaben schillernde Insekten auf den Bauch. Die lassen sich zer teilen, reglos – Flügel, Beine, Rüssel, Hinterleiber. Keine Fluchtbewegung.

Vanildo, der Lehrer, kommt aus Belém, er hat das Seminar gerade abgeschlossen und fährt ein paar Wochen zu seiner Familie nach Óbidos. Vanildo sagt: »Hier wird zehnmal mehr Holz geschlagen, als der Staat erlaubt. Jetzt kommen schon die Multis aus Malaysia und holzen unseren Wald ab.«

Der ernste junge Mann ist Öko-Aktivist. Wie alle Machtlosen verfasst er Denkschriften. »*Agir agora!*« steht auf seinem T-Shirt – »Handeln jetzt!«

Auf dem Fluss Baumleichenzüge zu den Sägewerken. ►

Wäre Larsson – der schwedische Kraftwerkbauer aus Schnabels letzter Erzählung – wirklich an Bord, er könnte die gewaltigen Masten der Fernleitung sehen, die vom *Tucurui*-Damm herkommt, dem größten Kraftwerk, das je im tropischen Regenwald gebaut wurde – Strom für die Minen und Hochöfen des *Grande Carajas*.

Dieses gigantische Bergbauprojekt, das unter anderem von der EU, der Weltbank und der deutschen Kreditanstalt für Wiederaufbau finanziert wird, umfasst ein Gebiet von der Fläche Frankreichs und Großbritanniens, zusammengenommen. Weitere 136 Wasserkraftwerke sind in Amazonien geplant oder schon im Bau, vor allem für die Aluminium-Industrie. Ökologen befürchten ein ähnliches Ende des Brasilianischen Traums, wie vor mehr als 20 Jahren in unserem Semi-Doku-Hörspiel beschrieben:

In Schnabels Story wird der Staudamm nie verwirklicht. Auf mysteriöse Weise geht Larsson im Dschungel verloren.

◀ SPRECHERIN Es kann auch anders gewesen sein ...

SPRECHER Larsson h a t den Damm gebaut (GERÄUSCH BRÖCKELN- DER STEINE). Später muss er leider einsehen, dass sein Großprojekt ein Fehlschlag war. Ceratopteris und Wasserhyazinthen wuchern; ersticken den Stausee von einigen tausend Quadratkilometern. Alle Fische gehen ein. Dreißig Seekühe, die den Bewuchs vertilgen sollten, überfressen sich. Der eröffnete Wald setzt stinkende, giftige Faulgase frei, die in Blasen aufsteigen. Auf der stehenden Wasserfläche vermehren sich die Stechmücken und Saugwürmer. Die Menschen unterhalb der Talsperre trinken das faulige Wasser.

Sie erkranken an Malaria und Schistosomiasis, einer gefährlichen Wurmkrankheit. Viele sterben.

Was für Larsson aber die eigentliche Katastrophe ist: Der Wasserspiegel will nicht steigen. Das Stauwasser verläuft sich in den Mangrovenwäldern. Die Turbinen fallen trocken. Man muss sie, rotglühend, abschalten. Am Ende haben Johanson & Johanson ihren Auftraggebern nichts verkauft als eine hohe Mauer im Dschungel und viele hundert Quadratkilometer Sumpf. Für eine Milliarde Dollar. ►

Auf der großen Lichtung

Santarém, 780 Kilometer oberhalb der Amazonasmündung, 300 000 Einwohner. Stadt des Holzhandels, der Rinderzucht und des Soja-Anbaus, betrieben von multinationalen Unternehmen und ihren brasilianischen Partnern. Bis heute keine ganzjährig passierbare Landverbindung irgendwo hin.

An der Straße nach Cuiaba wird seit Jahren gebaut, aber die Natur holt sich ihren Anteil immer wieder zurück. In der Regenzeit, die sie hier tatsächlich »Winter« nennen, bleibt nur das Flugzeug und der Wasserweg. Wenn riesige Fünfachser, Frachtschiffe zu Land, nach 1500 Kilometern durch Wald und Savanne lehmverkrustet in den Straßen auftauchen, dann werden sie bestaunt, als seien sie aus Seenot heimgekehrt.

Aus manchen der fragilen Hütten auf Stelzenbeinen halb im Fluss schallt »Die Stimme der Caboclos«, der armen Landbevölkerung: »Rádio Rural – die Botschaft der Befreiung«.

◀ P. EDILBERTO | ERZÄHLER Wir begleiten den Kampf des Volkes, sagt Padre Edilberto, Chef der Station und katholischer Priester. Unsere Politiker benutzen das Radio nur als Propaganda-Instrument (...) Die regionalen Sender gehören denen, die das Land auslutschen! ▶

Die *limpeza*, die »Säuberung«, wie der Raubbau an der Natur von Großgrundbesitzern und Investoren genannt wird, treibt die indigenen Waldbewohner ins urbane Elend.

Der Padre, ein Energiebündel von franziskanischer Heiterkeit, ist selbst ein Sohn armer Bauern. Deutsche Missionare haben ihn als Kind erzogen. Er studierte Philosophie in den Staaten und Theologie in Salvador/Bahia. Das Radiomachen hat er in Holland gelernt. Seine neue Waffe ist ein Solar-Empfänger mit eingebautem Dynamo für die Nachtstunden. 60 Umdrehungen mit der Kurbel, und es spielt wieder eine volle Stunde lang.

◀ P. EDILBERTO | ERZÄHLER (ÜBERSETZT)... Ideal für die Armen im *interior*, wo es keinen Strom, aber zwölf Monate lang Sonne gibt. Jede Familie sollte ein solches Radio haben. *Radio Rural* könnte bis zu einer Million Hörer erreichen. Jetzt sind es vielleicht Hunderttausend. Leider ist das kapitalistische System an der Verbreitung nicht interessiert – weil der Kasten keine Batterien braucht. ▶

In der Avenida Mendonça Furtado Nummer 2083 hat es gebrannt. Hier wurde die *Gazeta* gedruckt, ein dünnes Wochenblättchen. Jetzt ist das einstöckige Haus mit schwarzer Folie abgedeckt.

◀ STIMMEN | ERZÄHLER (ÜBERSETZT) Die sind weg, sagt der Nachbar. Es gibt dort niemanden mehr. Alles verkohlt. Drei Uhr morgens bin ich aufgewacht, weil die Feuerwehr da war.

STILLE VORORT-STRASSE | HUNDEGEBELL

ERZÄHLER Hunde und Papageien und zwei Angestellte bewachen das Privathaus von Celivaldo Carneiro, Verleger der *Gazeta*, 45 Jahre alt.

CARNEIRO | ERZÄHLER (ÜBERSETZT) Das hier ist die provisorische Redaktion. Das Druckhaus ist noch von der Polizei versiegelt. Wir lassen jetzt woanders drucken. Wissen Sie – der Journalismus ist nun mal meine Leidenschaft. Glaubwürdiger, unabhängiger Journalismus. Den Dingen auf den Grund gehen... (PAPAGEIEN-GEKREISCH) So einen möchten gewisse Leute natürlich zum Schweigen zu bringen.

Dann kramt er ein paar alte Ausgaben heraus ... Hier, in der vorletzten zum Beispiel: Gerichtliche Untersuchung gegen das 8. Heeresbataillon, zuständig für die Instandhaltung des ersten Straßenabschnitts Santarém-Cuiaba. Korruption. Höchste Stellen sind verwickelt. Darüber redet sonst keiner.

CANEIRO BLÄTTERT | ZITIERT »Die Frau des Bürgermeisters unterschlägt Gelder des Entwicklungsfonds für Amazonien«. Der Präfekt, seine Sekretäre – alle verwickelt! Und das ganze kulminiert im Bau einer Bürgermeister-Villa mit Geldern der Erziehungsbehörde FUNDEF. Diese Sonderbeilage zeigt das Haus von allen Seiten (BLÄTTERT) Aus dem selben Topf kauft er Rindvieh für seine Fazenda *Maravilha* (»Das Wunder«)! Hier seht ihr die Viecher, die er mit Geld der Erziehungsbehörde gekauft hat. ►

So viele mächtige Feinde... Hat er denn gar keine Angst?

»Nein!« sagt Herr Carneiro. »Als Patriot und Bürger muss ich doch die Wahrheit aufdecken! Ja – sie haben mich schon oft bedroht, mein Auto angezündet. Und das Auto meines Bruders. Und jetzt haben sie meine Zeitung angesteckt... Ich könnte Ihnen zahllose Drohbriefe zeigen – Todesdrohungen. Mit mir wollen sie auch die Wahrheit umbringen. Aber die Wahrheit wird siegen!«

◀ DIE MÜLLKIPPE VON SANTARÉM | AN- UND ABFAHRENDE LASTWAGEN | JUNGE STIMMEN | DIE WOLKE DER GEIER

ERZÄHLER Man geht weich auf diesem Untergrund aus Essensresten, Plastik, Draht, Papier. Die Schritte federn wie auf Waldboden. Eine gelbliche Rauchfahne markiert den Standort der Müllkippe von Santarém. Wenn ein Lastauto kommt, stürzen sich die Müllsampler darauf. Viele sind noch keine Dreizehn. Zum Entern der Müllsäcke benutzen sie Stangen mit Eisenhaken, die aussehen wie Geierschnäbel. Man kann die Säcke damit festhalten und aufreißen – mit einem Griff. Man muss flink sein, schneller als die andern Kinder und die *urubús* – die Aasgeier. Die Kippe ist bedeckt von diesem schwarzen fauchenden Geflatter.



GERÄUSCH DES AUFLIEGENDEN GEIERSCHWARMS | KREUZ-BLENDE: EIN SPRECHCHOR: *Trabalhadores unidos—Vivo! Vivo!*

ERZÄHLER Auf einem improvisierten Fußballplatz am Stadtrand sind 200 Leute versammelt. Sie nennen sich *Grupo Chico Mendes* – der Bürgerrechtler Mendes wurde 1988 von den *pistolheiros* eines Grundbesitzer-Clans ermordet.

Frage: Nach welchem Masterplan wächst eine Kleinstadt von 50 000 Einwohnern in wenigen Jahren auf das Sechsfache?

PADRE EDILBERTO | ERZÄHLER Okkupation! Landbesetzung! Zwei Dritteln des bewohnten Stadtgebiets von Santarém wurden okkupiert. In Besitz genommen. Dies hier ist der Anfang einer Okkupation. Es gibt sogar ein *bairro* namens *Conquista*, »Eroberung«. Sechs Monate hat der Kampf gedauert. Ein »Okkupant« wurde von der Polizei erschossen. Auch unser großer Meister Jesus Christus hat das volle Risiko gefahren – gegen die Macht der Römer, der Schriftgelehrten, der Pharisäer. Natürlich ist das riskant. Wer möchte schon sterben wie er? Aber wir können der Wahrheit nicht ausweichen.

E uma luta, uma guerra! Viva Fidel Castro! (DER PADRE LACHT)

ZUSTIMMUNG | LAUTE FRAUENSTIMME | ÜBERSETZERIN
Wir werden eine Schule bauen, und sie soll den Namen von Padre Edilberto tragen! (BEGEISTERTER BEIFALL) Morgen 7 Uhr alle wieder hier! (...)

HART EINBRECHENDES REKLAMEGESCHREI

Die amazonische Freihandelszone Manaus erbebt von Werbebotschaften. Marktschreier in lächerlichen Clownskostümen brüllen sich die Kehlen heiser. Lautsprecherwagen durchflügen die Stadt. Zikaden und Vögel in den kleinen schattigen Gärten sind stumm geschaltet.

Aus dem Kaufhaus des japanischen Konzerns *Yamada* weht ein Eishauch auf die glühende Straße. Personal in perfekt sitzenden Uniformen bewacht die Luxusgüter der Ersten Welt für die *novo-ricos*, die Geldsäcke der Dritten: Givenchy, Yves Saint Laurent, Dior, Calvin Klein.

In den Nobel-Discos schmückt man sich mit bunten Ara-Federn. Man spielt Urbevölkerung. Holzhändlersöhne reiben sich an *fazendeiro*-Töchtern. Jede Woche Karneval (»Unsere Indios sind natürlich eingeladen!«)

Bei den Markthallen schreien hundert Kinder blaue Plastikk Wasserflaschen aus. Auf dem heißen Pflaster vor der Kathedrale braten Bettler ohne Unterleib. »Helft den Leprakranken!« Sekretärinnen von *Sony* und *Toyota* lenken ihre spitzen Absätze mit Anmut durch den Unrat auf den Straßen. Ohne Ekel. ►

Götter landen in Bahia

◀ ANSAGER Die Zwei-Millionen-Stadt Salvador im Bundesstaat Bahia gilt als die »schwärzeste« Stadt Brasiliens. Acht von zehn Einwohnern sind farbig. Aber alle Fernsehansager sind weiß. Sekretärinnen sind weiß. Neun von zehn Studenten – weiß. Professoren, Chefärzte, Präfekten – alle weiß. Alle Hafenarbeiter sind schwarz. Schuhputzer, Chauffeure, Lastenträger – schwarz. Luxus-Callgirls haben helle Haut, Straßenhuren schwarze.

Die meisten Brasilianer nehmen diesen Zustand hin wie ein Naturgesetzt. Doch besonders in Bahia wächst auch Ungeduld und Trotz. Die Kultplätze der afro-brasilianischen Naturreligionen, die *axês* und *terreiros*, haben Zulauf wie noch nie. Salvador, die Bischofsstadt, zählt 160 katholische Kirchen – aber schon 3000 »Heiligenhäuser« synkretistischer Glaubensrichtungen wie *Candomblé*, *Macumba* und *Umbanda*. ▶

Vortext zu »Xangô – Die Nacht der schwarzen Götter« (SFB 1991)

1990 Johannifest (*São João*). Ein Privathaus im pechschwarzen Stadtteil Liberdade. Der Kultraum ist kaum größer als das familiäre Wohnzimmer. Wir sind 21 und warten auf den Beginn eines Candomblé-Rituals. Alle barfuß – Männer hier, Frauen dort. Steinfussboden, der mit Laub bestreut ist. Ventilator. Neonlicht. Ein Tisch mit Kultgeräten aus Metall. Niemand schert sich um die beiden blassen Deutschen mit den Zuschauergesichtern.

Plaudern. Warten. Eine Ewigkeit. Die Tür weit offen. Lauer Wind weht Blütenduft (Jasmin), Müllgestank und Autoabgase herein. Von der Straße das Krachen der Feuerwerkskörper und beißender Qualm der Johannisfeuer.

Die Trommler tändeln. Sie tun harmlos, wie zerstreut. Man sagt: Sie kitzen die Götter.

Mein kleines Aufnahmegerät, ein »Sony Walkman Professional«, beult das schweißnasse Hemd kantig aus. Die Mikrophon-Kapseln, herausoperiert aus zwei sogenannten OKMs (Original-Kopf-Mikrofonen), hat mir Heidrun als »Kragenknöpfe« angenäht. Ich fühle mich nicht besonders wohl in der Rolle des Undercover-Reporters – weniger aus religiösen Skrupeln. Was aber, wenn die Entdeckung zu einem peinlichen, vielleicht sogar gewalttätigen Rauswurf führt?

Der schwarze Kasten unter dem Hemd brummt leise-vibrierend vor sich hin. Ich habe ihn auf einen Mittelwert eingepegelt. Ohne auffällige Kopfhörer kann ich kaum abschätzen, was auf meinem Chrome-Dioxyd-Cassettenband ankommt.

◀ ERZÄHLER (IN DER ROLLE DES AUTORS) Jetzt, endlich, schreiten die »Eingeweihten« herein. Die »Heiligenköchter«, as *Filhas de Santo*. Weiße Spitzenkleider über vielen Röcken, die vor Stärke knistern. Tücher, die zu Turbanen geschlungen sind. Schärpen aus Brokat. Dann die »Söhne«, *Filhos de Santo*. Hübsche Männer, duftendfrisch, wie aus der Reinigung – blütenweiße Anzüge und bunte Ketten. Die Anzüge verneigen sich in Demutshaltung, Handflächen nach vorn.

Und da ist Er: *Pai de Santo*, »Vater« oder Vorsteher des Heiligtums, ein groß gewachsener Mulatte ohne Alter. Dunkelbraunes Porzellangesicht. Er segnet uns, einen nach dem andern. Welche Ausstrahlung. Und dieser feierliche Ernst!

Auch ich verbeuge mich vor ihm. Mein Gott, was würden meine Freunde von mir denken?

»Sei gegrüßt, Xangô!« ►

Die Zeremonie dauert lange. Ich stehe in der dritten Reihe, eingeklemmt, und wage nicht, auf die Uhr zu sehen. Später im Hotel eine niederschmetternde Entdeckung: Die Stimmen des *Pai de Santo*, seiner Söhne und Töchter kommen aus der Tiefe eines Müllcontainers, dünn und farblos, ohne Höhen. Mit einem Wort: zum Wegwerfen

Ich hätte es mir denken können: Mein Hemdkragen mit den angenähten Mikrophonkapseln befand sich ja hinter der Mauer aus Schultern und Rücken. Töne breiten sich gradlinig aus, jedes Hindernis zwischen Klangereignis und Mikrophon – wir wissen es von den Lärmschutzwänden an der Autobahn – verringert und verdumpft den ankommenden Schall.

Unser Freund Mundinho-Carlos hat uns dann getröstet: »Wir suchen uns ein anderes *terreiro*! Niemand nimmt dir übel, dass du aufnimmst – im Gegen teil! Sie verstehen das als Interesse, Zuwendung. Wir sprechen mit ihnen, und alles geht okay!«

Das ist eine der Lektionen, an die wir ein Leben lang denken werden: Mikrophone sind omnipräsent – alle haben sich (ich sage »leider«) an ihre Dauerpräsenz gewöhnt. Und zweitens: Zuhören bedeutet Aufmerksamkeit, »aufgenommen« werden gilt oft geradezu als Auszeichnung (»Ich bin wichtig! Sie nehmen mich ernst – nicht nur diese Prominenten!«).

Zwei Tage später stehen Heidrun und ich bei einem *Macumba*-Ritual in der ersten Reihe. Mundinho-Carlos hatte recht. Mein »kleines Schwarzes« hängt mir – allen sichtbar – vor dem Bauch. Die »*Sennheiser*«-Mikrophone in Stereo-Anordnung, damals noch eine sperrige Angelegenheit, halte ich an einem schaumstoff-umwickelten Griff in der Hand.

◀ ERZÄHLER Und die Geister sprechen – manche in der fremden Sprache der Yorubas aus Nigeria, die meisten aber portugiesisch. Dieser spricht aus einer alten dünnen Frau in einem steifen Kindernachthemd. Sie stemmt sich gegen eine unsichtbare Last. Zuckt wie unter Hieben. Schlottert. Schwankt. In den Augenwinkeln scharfe Schmerzfalten. Sie sagen: »Der Heilige reitet sein Pferd«. Das ist die Trance. Das Vergessen.

TROMMELN JETZT VIEL INTENSIVER | AUSRUFE, SEUFZER

ERZÄHLER Die Luft ist ölig von Gerüchen: Zimt und Nelken, Sandelholz, Weihrauch. An-einander-Kleben. Durst. Müde wie von Schlaftabletten. Hitzephantasien... Jetzt wegtauchen – das wäre gut! Diese können das. Ich: der ewige Zaungast. Neidgefühle...

DAS TROMMELN BRICHT AB | SCHWERES ATMEM, SCHNAUBEN, STÖHNEN, SCHARREN DER »BESESSENEN«

ERZÄHLER Man sagt: Sie werden darauf abgerichtet. Auf die Trance gedrillt. Ihnen wird der Kopf verdreht. Man sagt: Die Vorbereitung dauert Monate. Sie fasten, nehmen täglich Kräuterbäder, trinken giftige Absude – Stechapfel, Hibiskus, Mohn. Eine schleichende Vergiftung. Die Novizen sind meist jung, gefügig. Haben Angst vor Geistern – und vor Priestern. Man dressiert sie auf bestimmte »Auslöser«: Gerüche, Farben, Klänge. Schließlich fallen sie in Trance wie auf Bestellung. Der Rest ist Rhythmus, Resonanz.

DIE TROMMLER (...) ▶

Es sind nur zwei. Sie stehen in einer Ecke, mit hüfthohen Trommeln – *surdo* und *conga*. Sie schlagen mit Händen und Stöcken. Das Potentiometer an meinem Gerät zeigt nur noch Spitzenwerte an. Ich muss das Mikrofon mit meinem Körper abschirmen. Das verringert den Schalldruck.

Mir bleibt nur die eine Option: Mittanzen.

Ich löse mich aus den Reihen der Zuschauer. Bewege mich samt meiner Ausrüstung in die Fläche hinein. Versuche in den Augen der Tänzer Zustimmung zu lesen. Sie nehmen mich längst nicht mehr wahr. Jetzt bin ich mittendrin, Geräte dicht am Leib, um das gefürchtete Kabelrumpeln zu vermeiden. Die Trommler möglichst hinter mir, mein eigener Körper als Schallbarriere.

Im Kopfhörer die Stimmen der Verzückten vor mir, das Platschen ihrer nackten Füße auf dem Steinfußboden. Niemand in diesem Zimmer hört das Geräusch so nah wie ich! Wir kreiseln um einander, die gestärkten weißen Röcke der *Filhas de Santo* streifen mich von allen Seiten.

► ERZÄHLER Die Szene kippt. Der *Pai de Santo* pafft Zigarre, säuft Zuckerrohrschnaps. Die Alte – die im Kindernachthemd – plärrt herum wie eine Rotzgöre aus der Favela: »Die Strandmarie, die Strandmarie | hebt den Rock bis übers Knie«. Ein hübscher junger Waldgeist flirtet, was das Zeug hält. Beißt sich mit den Augen an mir fest.

ABRUPTER MUSIKSCHLUSS | NUR NOCH SCHWERES ATMEN, SCHNAUBEN | VON DER STRASSE HÖRT MAN DAS KRACHEN DER FEUERWERKS KÖRPER

Vorüber. Spuk vorbei. *Exú*, der Teufel, ist auf und davon. Verwirrt, erschöpft ließ er sein »Pferd« zurück. Sein Medium. Die Alte schüttelt ihren Traum ab. Stampft und schnaubt. Reibt sich die Augen, wie es Kinder tun. Sie schaut mich an in meinem deutschen Pflichtkörper. Schlingert auf mich zu. Und umarmt mich lang. ►

Die Gestrandeten

Ein Feature aus den selben Jahren (»São Paulo Baylon – Armut, Flucht und Hoffnung in Brasilien«, SFB 1990) beschreibt den Treck vom armen, ausgedörrten *sertão*, dem Nordosten Brasiliens, in den größten industriellen Ballungsraum Südamerikas und ist zugleich eine Parabel über den dramatischen Run auf alle Megastädte der Welt. 300 000 Armutsimmigranten schluckt der Stadtmoloch São Paulo, ein Betondschungel von 100 Kilometern Durchmesser, pro Jahr.

► VERKEHRS LÄRM | ERREGTE STIMME EINES STAU-REPORTERS
AUS DEM HUBSCHRAUBER EINES PRIVATSENDERS

ERZÄHLER Da ist es! Heilige Maria, steh uns bei! Häuser bis zum Himmel... *A cidade milagrosa* – Wunderstadt (...)

Der echte Großstädter erkennt sie auf den ersten Blick, die frommen Landier aus dem Nordosten. Immer gruppenweise zusammengedrängt in ihrem Poncho aus Heimweh. Dieser erdenschwere Schritt. Die Kulleraugen. Dieses Gaffen, Hälsercken. Vater spielt die Ziehharmonika. Drei Söhne machen Rhythmus. Bettler jetzt.

Der jüngste mit dem ersten Bartflaum sieht unendlich traurig aus. Stumpf haut er die kleine Trommel. Du musst lächeln, Jung! Hier ist deine Zukunft! Kein Centavo für den leeren Blick!

Nachts liegen diese Heimatlosen dicht an dicht gebündelt unter dünnen Lumpen. Bilden vor der Kirchenmauer eine flache Halde. Die Nächte werden kalt in Babylon. Im Morgengrauen kommt ein Tankwagen der Präfektur und spült mit dickem Strahl die Exkremeante in die Gullys. ►

Wochen später:

◀ DIE BETHALLE »DEUS É AMOR« | VIELE KLAGENDE, FLEHENDE STIMMEN.

ERZÄHLER Aus der Tiefe rufen wir – Senhor! Erhöre deine armen Kinder vom *sertão!* 800 Plätze hat die Bethalle am Rand der Armenviertel unter der sechsspurigen Autobahn.

STIMME DES PREDIGERS | ERZÄHLER (ÜBERSETZT) Alle, die ein Problem haben, stehen jetzt auf. Das Problem muss jetzt gelöst werden! Komm' nach vorn mit deiner Arbeitslosigkeit, mit den Familiensorgen... Gott erwartet, dass du jetzt nach vorn kommst! Also komm!

Alle Hoffnungslosen – kommt nach vorn! ►

Da sind sie gelandet – die Armutsemigranten. Und es gibt kein Zurück. Sie kommen, mit kleinen Zetteln voller Anliegen und Briefkuverts mit ihrem vielleicht letzten Geld. Eine Prozession wie daheim im katholischen Norden bei der Verteilung der Hostien. Aber sie empfangen nicht, sie bringen.

Die täglichen Zusammenkünfte in den Beethallen der »*Igreja Pentecostal Deus é Amor*« (»Gott ist Liebe«) und der anderen neo-charismatischen Pfingstkirchen laufen nach erprobten Mustern der Massenbeeinflussung ab und sind streng reglementiert. In dieser Halle, groß wie ein Flughafen-Terminal, flankieren Angehörige einer Art Privatpolizei in schwarzen Uniformen die aufgewühlte Menschenmenge links und rechts, fünf Meter Abstand von einem Aufpasser zum anderen.

Für den Autor ein Abenteuer mit ungewissem Ausgang. In einer Art Überraschung-Coup stehe ich samt meiner sperrigen Ausrüstung (und zur eigenen Verblüffung) plötzlich mitten in der Halle, noch ehe ein Wachmann einschreiten kann. Es wäre unklug, den »Vertreter der Medien«, der in Brasilien noch einen höheren Status genießt, als im abgeklärten Europa, zumal einen *gringo*, vor 800 neugierigen Augenpaaren aus dem Saal zu zerren. Schlecht fürs Geschäft.

Bald ist der breite Mittelgang, durch den in Abständen ohnmächtig gewordene Beter hinausgeschafft werden, mein akzeptierter Arbeitsbereich – auch das ist Brasilien!

Das Stereo-Mikrophon badet in Geräusch. Die Lautsprecherstimmen einander abwechselnder »Evangelisten« und die Schreie der (Gut-)Gläubigen um mich herum schwelen zur schauerlichen Endzeit-Kulisse an.

Das Crescendo, das in Wahrheit zweieinhalb Stunden dauert, wird später im Studio auf zwei Minuten verdichtet werden – Radio hat seine eigene Zeit. Und weil die weltweiten Wanderungen in die Ballungszentren und das daraus resultierende Elend meine Metathemen sind, sagt der Erzähler auf das ausklingende Hintergrundgeräusch:

◀ Karachi: 7 Millionen... Bombay: 10 Millionen... Kairo: 13 Millionen... São Paulo: 16 Millionen Einwohner... Mexiko City: 17 Millionen...

Zur Zeit... ►

Reiseführer für Unerschrockene

Die erste große Migrationswelle innerhalb Brasiliens, ausgelöst durch den Goldrausch der 80er Jahre, verlief in Gegenrichtung – aus den Megastädten des Südens und den nordöstlichen Halbwüsten nach Amazonien. Zehntausende – andere Schätzungen sprechen von einer halben Million – schufteten im riesigen Tagebaugebiet *Serra Pelada*. Wir erinnern uns an Magazinfotos, Schreckensgemälde wie von Hieronymus Bosch: Massen nackter Menschen, lehmverschmiert, wühlten ockerfarbene Berghänge um.

2001 Auf einer fünfwöchigen Reise durchstreifen Heidrun und ich die Goldgräber-Reservate am oberen Tapajós. Jan begleitet uns als Fotograf.

ROLLENSPIEL: Im Radiofeature »Nach dem Goldrausch – Boom und Elend in Amazonien« (Bayerischer Rundfunk 2002) schlüpft der Schauspieler Boris Aljinovic als Stimme des Autors in den Rock eines zynischen Reiseagenten, der

den Dschungeltrip zu diesem Un-Ort, »den Ihnen niemand empfehlen würde«, als eine Art Abenteuerurlaub beschreibt. Das Stück über die Schrecken unserer globalen Gegenwart wendet sich an »unerschrockene« Zuhörer.

◀ ERZÄHLER Die Exkursion zu den Goldminen sollten Sie auf keinen Fall verpassen. Ihr Flugzeug startet von einer schmalen Piste weit außerhalb der Stadt Itaituba. Das ist – na, sagen wir ein »Sonderflug«. Die »Cessna 208 Gran Caravan« hat schwer zu schleppen: zwölf Passagiere und eine Ladung Bootsmotoren. Der Chef der kleinen Fluggesellschaft fliegt selbst.

Eine Weile folgen Sie dem geraden gelben Strich der *Transamazonica*, kreuzen die Straße Santarém/Cuiabá – dann nur noch Wald. Blau-grüner Flußenteppich bis zum Horizont. Ihr Zielort Creporizinho am Creporí, Ableger des heruntergekommenen Urwaldstädtchens Creporisão, steht auf keiner Landkarte (...)

Ein Durcheinander von Schläuchen und Rohren vor Ihrem Hotelfenster. Das »Brasilia Palace« ist eine große, himmelblau gestrichene Baracke auf Stelzen über dem Fluss. Flache Motor-Kanus aus Metall werden mit Kanistern beladen. Dieselöl tropft aus verbeulten Containern. Das Ufer schwarz-blau verkrustet. Die Böschungen sind ausgewaschen – blanker roter Lehm mit tiefen Schrunden. Über Müllbergen am Ufer spielen Schwärme gelber Schmetterlinge. ►



Die meisten Männer hatten für den ersten Goldrausch alles aufgeben. Kein Zuhause mehr. Als der Boden der *Serra Pelada* nach fünf, sechs Jahren erschöpft war, wies ihnen der Staat 1989 dieses »Reservat der Goldsucher«, die *Reserva garimpeira*, zu – 100 000 Quadratkilometer Wald.

Wieder ein Ameisenzug quer durch den Norden Brasiliens. Der Goldpreis war gerade oben. In den *garimpos*, den Camps, kostete die Flasche Whisky eine Million Cruzados – knapp tausend Dollar. Natürlich zahlte man mit Gold – fünf Gramm pro Beischlaf in einer lieblos zusammengezimmerten *Casa nocturno*, 200 000 Cruzados für einen Haarschnitt.

Jetzt reden sie in Creporizinho nur noch vom Überleben. *Sobreviver* ist das meistgebrauchte Wort in der Stadt. Vor manchen Hütten stehen die verrotteten *Cessnas* ehedem berühmter Geldsäcke. Abgestürzt – wie ihre Besitzer. Morgens kommen verschlafene Frauen aus den Bretterhütten, räumen auf, rücken Kneipenstühle zurecht. Spülwasser fließt in den Furchen der einzigen Straße – am oberen Ende auch Landebahn für die Flugzeuge – Richtung Fluss. Kinder lassen Hölzchen schwimmen.

► ERZÄHLER Es gibt viele einsame Frauen in Creporizinho, sitzengelassen mit sechs, sieben Kindern. Diese dort im Schaukelstuhl verhökert ihre beiden Töchter. Die 13-Jährige ist gerade vom Sohn eines *fazendeiros* schwanger. Der Ernährer schuftet im *garimpo* irgendwo, schmeißt das bisschen Geld raus, und die Frau hört nichts von ihm.

Sie möchten endlich Gold sehen? Kein Problem! Mieten Sie doch eines dieser Blechkanus zum nächsten Floß. Die Kanu-Fahrt – 20 Minuten – kostet Sie natürlich eine Kleinigkeit. Sagen wir: 30 Dollar. Alles ist hier ziemlich teuer. Bedenken Sie den Transportweg!

KANU MIT AUSSENBOARD-MOTOR | TIEFER UND NÄHER KOMMEND DIE GERÄUSCHE DER ARBEITSINSELN | RUGE DER MÄNNER

Ihr erster Eindruck: Lärm, alles einhüllender Lärm der Dieselaggregate. Lärm und Hitze. Vor Ihnen die beiden Männer auf der glühend heißen Eisenplattform sehen aus wie Sträflinge. Aber Sträflinge mit Goldzähnen und Goldringen.

Der dritte Mann, der Taucher, wühlt sich fünf, sechs Meter in die Uferböschung – dort sammelt sich das meiste Gold. Der Mann im Lehm sieht nichts. Er tastet. Schwarze, nasse Dunkelheit. Eine Leine und ein Luftschnalz sind die einzige Verbindung zu den beiden anderen. Wie ein blinder Wurm steckt er in dem selbstgebohrten engen Tunnel.

Der Taucher gräbt und dirigiert den Saugrüssel. Durch Rohre wird die dicke Pampe oben auf ein schräg gestelltes Brett mit Querrinnen gespült, das

capete. Man vermischt das Sediment mit Quecksilber. Das nennt man *azougar*, »versilbern«. Quecksilber – *mercúrio* – bindet Gold.

Später wird das Amalgam erhitzt, das Extraktionsmittel verdampft, das Gold bleibt übrig. 15, manchmal 30 Gramm Rohgold produziert die Mannschaft einer *barca* täglich. Das bringt höchstens 30 Euro, fünf bis zehn pro Kopf und Tag. Abzuziehen wären noch die Ausgaben für Treibstoff, Reparaturen und so weiter. Ein lausiges Geschäft! ►

Quecksilber kauft man in den Läden an der »Hauptstraße«. Ein Fläschchen kostet vier Reais, zwei Euro. Der Dampf ist reines Gift. Doch das größte Übel heißt Malaria. Der Bezirk Itaituba liegt in Malaria-Zone C, der höchsten. 14 500 Fälle in einem Jahr – nur die gemeldeten.

► ERZÄHLER Sie, als *gringo* aus dem reichen Deutschland, haben sicher vorgebeugt: Resochin, Paludrine, Lariam, Moskitonetz. Aber niemand – außer den Piloten und den Goldbaronen – kann sich das hier leisten. Im *garimpo* haben die Moskitos Narrenfreiheit.



Ach ja – das Gold! In rohem Zustand sieht es aus wie Dreck – gelblich, stumpf. Wie ausgespuckter Kaugummi. Nehmen Sie den Brocken ruhig in die Finger. Kaum zu glauben: Dieses Zeugs raubt Menschen den Verstand! Noch immer suchen Hunderttausende in Amazonien nach dem Kilo-Ding, dem Klumpen, der *bonança*.

Der Anblick dieser Krümel ist kein magischer Moment am Ende einer Traumreise von 15 000 Kilometern. ►

Der letzte Reisende im Wettkampf mit der Zeit

(Ernst Schnabel III)

»Das Abenteuer des Windes in breiten Segeln«, wollte der junge Schriftsteller suchen – damals in den frühen Dreißigern des vorigen Jahrhunderts. Was aber tun, wenn diese »Sprache der Ferne« Allgemeingut geworden ist; wenn ihre Worte und Geräusche und was sie bedeuten an vielen Orten dieser Welt immer ähnlicher klingen – ein semantischer Treibhauseffekt?

Seemannische Fachausdrücke – etwas Gewachsenes, Solides, Beständiges – gebraucht Schnabel Jahre später wie Beschwörungsformeln, um die verrinnende Zeit festzuhalten. Aber auch dieser Strohhalm entgleitet dem Welterzähler bei den Aufnahmen für sein letztes Radiofeature an Bord des Supertankers »Hongkong-Express« (1978) inmitten einer »MPC« (»Multi Purpose Crew«), einer »Mehrzweckmannschaft«.

SPRECHER »MPC« ist unerträglich und eine Schande nicht nur für die Betroffenen und für die Reeder, Seemannsämter und Gewerkschaften, die gar nichts dabei zu finden scheinen, dass hier der Mehrzweckmensch und Bruder der Kombinationszange erfunden worden ist. Es ist auch eine Niedertracht gegen die Sprache der Schiffe, der ältesten, reichsten und makellosesten Berufssprache der Welt (...)

Selbst der Radarschirm war dagegen noch ein analog begreifbares Instrument wie der Kompass und das Wetterglas. In dem sich unaufhaltsam beschleunigenden Satellitenzeitalter aber findet sich der gebildete Kosmopolit Ernst Schnabel – stets im Wettkampf mit der Zeit, gegen die immer kürzeren Verfallsdaten kultureller Übereinkünfte und kollektiver Erinnerungen mutig ankämpfend – meist in der Rolle des *lonely wolf*.

Nein, Schnabel ist keiner, der vor unaufhaltsamen Entwicklungen davonrennt, der die Uhr anhalten möchte. Er versucht, Schritt zu halten. Er will eine Nasenlänge voraus sein, doch zu seinen Konditionen: nachdenken, einordnen, sich orientieren. Das kann nicht gelingen. Grübler wie er werden von der immer rasender rotierenden Zeitmaschine überrollt; beiseite gedrängt von den Bugwellen der Supertanker und Speedboote. Einfach stehen gelassen.

Ein Mann der produktiven (und erregenden) Umwege – verschlagen in die Zeit der kürzesten Entfernung. Reisen sind ein Krabbeltischprodukt geworden – »Nur Tomatensaft fliegt billiger!«

◀ RUCKSACKTOURIST Indien ist die beste Wahl, im Moment. Es ist warm, man spricht dort auch Englisch. Und es ist billig. Ich hab mir das Ticket vor zwei Wochen oder so gekauft. Man hätt's auch billiger bekommen können, wahrscheinlich. Ich hätte auch mit 'ner russischen Gesellschaft fliegen können, hätt' ich hundert Mark weniger bezahlt, hätt' dann noch 'ne Nacht in Moskau bleiben müssen. Dacht' ich: nee! ▶

»Last Minute – Beschleunigte Zeit, rasender Stillstand«, NDR 1999

Telepräsenz

Den ersten Blick aufs Meer – die Nordsee bei Cuxhaven – warf ich mit 17. Im Alter von Zehn kannte mein Sohn schon die meisten Länder und Meere Europas. Mit Anfang Zwanzig flog er zum dritten Mal nach Kalifornien. Die meisten von uns hatten in diesem Alter noch nie ein Flugzeug aus der Nähe gesehen.

(Während ich dies schreibe, im Dezember 2012, vermute ich Jan, von einem Foto-Shooting in Südafrika kommend, irgendwo im Dreieck Thailand | Laos | Kambodscha).

Wir trampsten oder fuhren Eisenbahn. Und mit jedem Kilometer, jedem Schienenstoß versank die graue, beklemmende Welt der Eltern und Lehrer im Dunst des Sommertags. Und das Herz schlug uns bis zum Hals.

Es gab noch weiße Flecken auf den Weltkarten. Nur 42 Prozent der festen Erdoberfläche waren genauer als 1:260 000 kartiert, nur 2 Prozent im Maßstab 1:25 000. Wir konnten uns nicht vorstellen, dass die »weite Welt« – unser Globus – schrumpft und schrumpft und schrumpft.

Nach einer Theorie des Philosophen und Geschwindigkeitstheoretikers Paul Virilio (* 1932) leben wir im »Zeitalter der intensiven Zeit«. Energie statt Entfernung. Durch die Allgegenwart der Kommunikationsmittel können wir endlich überall zugleich sein. Kein Abschied und kein Wiedersehen mehr. Telepräsenz.

Für die Pauschaltouristen der »Ersten Welt« muss »Ferne« am Zielort eigens inszeniert werden. Skandinavienfahrer sehen sich das meist im Nebel verborgene Nordkap auf einer Riesen-Kinoleinwand an. Sobald Äquator-Reisende in der Nähe des »Original Indio-Dorfs« bei Manaus erscheinen, zapft der Gummizapfer wie auf Knopfdruck Gummi. Gegen Aufpreis tanzt der Indio seinen Kriegstanz. Menschenopfer nur nach Voranmeldung.

Das ist die eigentliche Tragik des Reisenden Ernst Schnabel: Die »männliche Herausforderung« ist zum kalkulierten Risiko geworden. Die ganze Welt ein eingezäunter Klettergarten.

Er weiß (...) dass der Columbus von heute nicht die fremde Welt bekannt machen muss, sondern die allzu bekannte fremd.

Die Schriftstellerin Ilse Aichinger über
Ernst Schnabel in »Frankfurter Hefte« 1/1954

Schöne neue Radiowelt – ein medialer Albtraum

Die letzte Autoren-Karteikarte im Archiv der SFB-Feature-Abteilung unter »Braun, Peter Leonhard« ist datiert vom 30. 5. 73. »Glocken in Europa« war eine Koproduktion von zehn Rundfunkanstalten in sechs Ländern, zu diesem Zeitpunkt das größte internationale Featureprojekt überhaupt.

Seine Werkstatt ist dem Meister bald zu eng geworden. Er denkt in Radiohauptstädten und Featurekontinenten. Ein *Global Player*. Seine Abteilung exportiert, häufig unterstützt von den jeweiligen Goethe-Instituten, ihr Know How in alle Welt – bis nach Australien, Südamerika und China. Vorträge, Workshops, »Feature-Pakete« (kommentierte Sammlungen beispielhafter deutscher Produktionen) und sogenannte »Mutterbänder« zur Nachproduktion in fremden Sprachen dienen dem einen Ziel: »To spread the Gospel«.

1989 Ausgesandt von »PLB« mit großem Gepäck voller Hörbeispiele und Arbeitsmaterialien, guten Absichten, Ehrgeiz und inkompatiblen Spielsachen aus der pädagogischen Trickkiste Mitteleuropas fliege ich als Radio-Missionar zum ersten Mal nach Brasilien. Bekehrungsziel: *Mostrar que os programas radiofonicos de reportagem podem ser feitos de uma maneira diversa da habitual* (»Zeigen, dass dokumentarische Radioprogramme anders gestaltet werden können als üblich»).

Heidrun wird eine Woche später nachkommen. Ein halbes Jahr Portugiesisch-Crashkurs an der FU-Berlin und etwas Privatunterricht sollen uns den Start erleichtern.



Workshop-Teilnehmer, Salvador de Bahia, 1989

Aus meinen Berichten für die Münchener *Goethe-Zentrale*:

- *Brasilien hat zur Zeit 104 Fernsehstationen und 1160 Rundfunksender. Die meisten davon sind stereotüchtige UKW-Sender, sogenannte »Efemis« – von »Frequency modulation« (FM). Das Fernsehen mit seinen überdrehten Shows von morgens bis Mitternacht gibt auch den kommerziellen Radiostationen das Tempo und die Botschaft vor. Alles zappelt und kreischt wie die Go-Go-Girls mit ihren gürtelbreiten Glitzerröckchen. Alles ist käuflich, und Jeder/Jede hat eine Chance. Also: Dauer-Karneval, Kaufrausch, Produkt-Orgasmus. Das Leben: nur ein Quiz, ein Werbegag, Dirty Dancing...*
- *Die Medien haben sich auf ein anspruchsloses, unkritisch-gläubiges, im Hinterland und in den Vorstädten meist analphabetisches, leicht zu manipulierendes Durchschnitts-Publikum eingestellt. Zuschauer und Zuhörer werden nur als Konsumenten ernstgenommen. Fast alle Brasilianer (erstaunlicherweise auch ein großer Teil der Intelligenz) verfolgen Tag für Tag gebannt die Telenovelas, rührselige Märchen des TV-Zeitalters. Wenn schon Kultur zu nachtschlafener Zeit, dann umrahmt von passenden Werbebotschaften: »Mozart schrieb dieses Divertimento mit 18 Jahren. Banco do Brasil ist die Bank der jungen Leute...«*

- Mit wenigen Ausnahmen ist Radio – »chádschu« sagen die Brasilianer – ein Sektor der Konsumgüter-Industrie, Abteilung Reklame. Der uniform marktschreierische Sprechgestus der Moderatoren herrscht auch in den spärlichen Nachrichtenblöcken vor. Die Reporter, denen ich in Rio und São Paulo begegnete, kennen keine Aufnahmegeräte mehr. Alles ist live – per Handy, direkt in die Sendung. Man hält das Mobilteil in die Luft und ruft aufgeregt: »Da hört Ihr's, Leute!« Zeitnah wäre schon zu spät. Alles geschieht JETZT...
- Bis auf ein Dutzend rádios culturais und rádios educativos befinden sich alle Sender in Privatbesitz – als Wertanlage, als Millionärs-Hobby (wie Polo), als politisches Reklame-Instrument, als Fortsetzung der Geschäfte mit anderen Mitteln, als Geldmaschine. Die landesweit operierende Kette »Bandeirantes« gehört dem Unternehmer João Saad aus São Paulo – neben großen Ländereien und einer VW-Vertretung. Sein ältester Sohn leitet den Medienbereich. Das weltweit viertgrößte TV-Netz, »Rede Globo« (derzeit 80 Millionen Zuschauer täglich), wird seit 1965 von der Familie Marinho kontrolliert.
- Regionale Radiostationen, kommerzielle und nichtkommerzielle, arbeiten überwiegend mit schlecht bezahlten, sozial kaum abgesicherten free lancers. Der typische FM-Radiomacher (er ist oft news man, Präsentator und Techniker in einem) verlässt nie das Studio zu Außenaufnahmen; er braucht kein Tonband und erst recht kein Zeitungsarchiv; er hat noch nie ein Band zerschnitten, nie montiert, noch niemals O-Töne gemischt; er verbringt seinen 4-Stunden-Schichtdienst ausschließlich am Mikrophon. Mikro, Plattenspieler, Jingle- und Reklamespot-Kassetten und das Telefon für primitive Mitmachspiele sind sein ganzes Handwerkzeug. Er ist der Medienkuli.
- Die geheiligten Essentiales unserer Kulturradio-Arbeit bleiben für die brasilianischen Kollegen bloße Theorie, so lange der Kampf um die materiellen Grundbedingungen alle Kräfte, alle Phantasie erfordert. »Alles gut und schön«, sagt mir ein Kursteilnehmer bitter, nachdem ich große Bögen als dramaturgische Ideal-Linien an die Wandtafel gemalt habe, »wir Brasilianer können leider nur in kleinen Bögen denken – nämlich von heute auf morgen.«
- In Porto Velho (Bundesstaat Rondônia) bin ich Gast einer Talkshow. Türen und Fenster stehen offen. Wenn ein schwerer Lkw vorbeifährt, wird die Sendung kurz unterbrochen. Hunde und Straßenjungen stecken die Köpfe herein. Niemand stört sich daran. Die Marktschreierei der meisten Fernseh- und Radio-Moderatoren kommt mir plötzlich ganz

plausibel vor, und ich begreife, warum unsere fein gewebten Hörtapisserien in wärmeren Ländern so schlecht funktionieren: in den Häusern das fauchende, klappernde, schleifende Geräusch schlecht gewarteter Klimaanlagen; draußen und von-draußen-herein der infernalische Lärm des Straßenverkehrs.

- *Originalaufnahmen für eigene Programme, die ich aus São Paulo, Salvador de Bahia, Fortaleza, Belém, Porto Velho und Brasilia nach Berlin zurückbringe, sind Futter für ausgeruhte Ohren, akustische Haupte cusine, später serviert von Stereo-Anlagen in den hallarmen Wohnzimmern der »Ersten Welt« – differenzierte Töne, die im Dauerkarneval des brasilianischen Alltags untergehen würden.*

»Magische Momente«

Studio-Produktion als Gemeinschaftserlebnis

Berlin 70er Jahre. Die gute Stube der Magnetband-Zeit ist das Studio. Zutritt haben gewöhnlich nur »Befugte«. Obwohl Routine vieles abschleift, werden unsere Autoren-Schritte auf dem Weg dorthin gemessen, eine Art Ehrfurcht stellt sich ein. Studio-Techniker »wohnen« in diesen Räumen. Manche haben einen Großteil ihres Lebens da verbracht.

Das Studio ist abgedunkelt. Eine dunkle Landschaft mit Menschen. Punktstrahler beleuchten nur das Mischpult, den Regietisch und die Bandmaschinen. Die Leds über den Reglern der verschiedenen Kanäle zucken auf und ab. Schauspieler, noch dampfend von der Abendvorstellung, trotten herein. Hinter der Scheibe des Aufnahmeraums beugt sich ein Sprecher, der als erster »dran« ist, übers Manuskript, fuchtelt mit den Armen wie ein Preisboxer, der sich aufwärmst. Man sieht fast, was er probe-liest. Heute Abend wird nur Sprache aufgenommen, »trocken«.

24 Stunden später:

Die letzten Bänder (Musik, Atmosphären, gesprochener O-Ton) werden »eingecued«, begleitet von dem Micky-Maus-Geschnatter und -Gequatsche, das entsteht, wenn ein Band bei offenem Regler über einen Wiedergabekopf gezogen wird, Grundgeräusche aller Rundfunkstudios jener Zeit (so finden Techniker Anfang oder Ende eines aufgespielten Tons).

Nun liegen die Einspielbänder auf den acht oder zehn »Telefunken«-Bandmaschinen vom Typ 15 A bereit. Die Gespräche verstummen. Dann das Startzeichen, das Klacken der »Play«-Tasten. Los!

Was jetzt zu sehen ist, nennen wir »Ballett«: Techniker(in), Assistent(in), wenn's sein muss auch Regisseur(in) und – seltener – Autor(in) umtänzeln einander nach einer vorher abgesprochenen Choreographie, um auf die Zehntelsekunde genau die nächste und die übernächste Bandmaschine abzufahren, anzuhalten, vorzuspulen. Zum ersten Mal hören wir den Zusammenklang aller Elemente – Sprache, Geräusch, Musik – die der Ton-Ing an seiner »Orgel« mischt ... Und Stop!

Manchmal spielt alles zusammen wie ein Spitzenorchester – Autor und Text, Band und Mikrophone, Regisseur und Schauspieler, Mensch und Technik. Die »Melodie einer Sendung« (Peter Leonhard Braun) entsteht.

Manchmal geht alles schief. Kurzes Chaos, Haareraufen. Der Regisseur wirft mit dem Stift, rennt raus, kommt wieder. »Alles auf Anfang – Donner, Arsch und Zwirn!« Der »Undo«-Knopf ist noch nicht erfunden. Jede Mischung ist live und einmalig. Auch der Zufall bekommt seine Chance.

Manchmal sind wir alle glücklich.



Mit Ton-Ing Günter Genz im SFB-Studio T5, etwa 1978

Der blutige Schnitt

Ich, der Zeitung-Machen aber nie »das Radio« gelernt hat, bin wie die meisten anderen schreibenden und inszenierenden Kollegen Autodidakt. Es gibt keinen Lehrplan für das Multifunktionswesen »Featureautor«. Technische Fertigkeiten haben wir uns gegenseitig beigebracht.

Nach und nach lerne ich das Fachchinesisch: »Bandteller« und »Bobby« oder »Bobino« (ein Kern aus Metall oder Plastik, von dem das aufgewickelte Magnetband durch die pure Adhäsion der Oberflächen-Moleküle in der Regel nicht herunterfällt), »deutsche« und »internationale Schichtlage«, »einemessen«, »durchmessen«, »Schwalbenschwanz« (eine Schnitttechnik, die das »Springen« des Stereosignals zwischen linkem und rechtem Kanal verhindert), »Systementzerrung«, »Kopfschere«, »Bandsättigung«, »Headroom«, »Dolby«- und »Telcom-C4«-Rauschreduktion, das »Eintaumeln« der Tonköpfe, »Blutiger Schnitt« (im Gegensatz zur digitalen Technik werden ja die Bänder physisch durchgetrennt) – »vorne hart, hinten weich« (am Ende bleibt ein »Atmo-Schwanz« zum Überblenden).

Es gibt gute und böse Magneten. Die Angst vor den bösen, die das Band heimlich ruinieren könnten – abstrahlende Lautsprecher zum Beispiel – steckt mir heute noch in den Knochen.

Obwohl ich meine digitalen Tools nicht mehr gegen die analogen Werkzeuge der »Magnetbandzeit«, meine eigene Audio-Werkstatt nicht gegen den Studiokomplex der »Anstalt« eintauschen möchte, denke ich mit Wärme an die Begeisterung und Kameradschaft, ja sogar an Sticheleien und Vulkanausbrüche jener Jahre zurück.

Veteranen Eine Studio-Runde

2009 Ein paar Kollegen und Kolleginnen des West-Berliner SFB (jetzt RBB) und des Ost-Berliner Rundfunks der DDR habe ich für mein Feature »Das Radio als Welterzähler – Nachruf auf die Magnetbandzeit«, eine Produktion des Deutschlandfunks mit dem Saarländischen Rundfunk–noch einmal zusammengeholt: Monika und Manfred, Kaspar, Niko, Dieter, Peter und Ricarda, Tomas, Harry, Ralf und Tonmeister Schlemm in der Masurenallee; Peter, Andreas, Heide, Jürgen, Wolfgang und Gerhard Steinke, früher Direktor im Rundfunktechnischen Zentralamt Berlin-Adlershof. Alte Hasen.

Zwei Jahrzehnte nach dem Fall der Mauer sitzen wir im Studio T5 in der Masurenallee, Berlin-Charlottenburg, und im Hörspielkomplex 2 in der Nalepastraße, Stadtteil Oberschöneweide, und reden über »unser Radio« – wie es war, wie es ist, wie es möglicherweise sein wird und wie es sein sollte. Und weil Radio beinah alles kann, montiere ich die beiden Diskussionsrunden zu einer einzigen.

Wir blenden uns in das Gespräch:

Als ich anfing, da hatten wir noch die alten Acetat-Bänder und die vernickelten Kitt-Töpfchen, wo der Aceton-Kleber drin war.

Du sprichst von den 50er Jahren...

Ja... Wenn so ein Band auf 'm Sender war, und dann kam die Klebestelle–da haben wir schon immer gesagt: Na-na-na-na... Geht das gut? Umph – in der

Nalepa waren ja die vier Senderäume nebeneinander, und meistens standen alle draußen, rauchten oder quatschten. Und wenn eine Cutterstelle aufging – das waren ja nun 76,2 Zentimeter pro Sekunde...

Höllentempo!

...Und dieses Band wie eine Schlange über den Metallteller... Pt...pt... pt ... Das war so scharf, das Geräusch... Da stob alles auseinander, rin in den Regieraum... (SEUFZEN IN DER RUNDE – Oh ja) Konnte man nicht anhalten! Da stand man breitbeinig an der Maschine, hat das Band runtergelassen. Und dann liefen eben noch 17, 18 Minuten vom Teller. Das war ein Riesenhaufen Acetat-Band...

Heuhaufen!

Und dann wurde das nächste Band abgespielt. Und dann hat man versucht, das wieder mit der Hand und ohne Knick aufzuwickeln.

Oder so 'n instabiler Wickel...

Ohhhh!

Band am Boden, Bobby 'rausgefallen. Und noch genau 35 Minuten Zeit, um das zu retten.

Es gab ja dann einen Katastrophen-Bobby... Internationale Erfindung!

Spreiz-Bobby.

»Bandwechsel Seite 18«... Stand im Manuscript und auf dem Bandkarton. Nach 35 oder 40 Minuten musste das klappen. Es waren ja zwei Wickel...

Wie man die Filmspulen im Kino wechselt. Dort nennt man 's Akte – wie im klassischen Theater ...

Es gab einen Sendefahrer, der hieß bei uns nur noch »Othello«. Ich weiß nicht, ob der noch lebt...

...»Othello«, die Oper...

...Der hat in den 50er Jahren sechs Bänder vertauscht und den Schluss, wo Othello stirbt, nach oben gepackt. Und »Othello« ist sozusagen in die Geschichte eingegangen – der Mann, der Othello gleich am Anfang sterben lässt...

Die können ja nicht mal mehr ein Band einlegen, die jungen Leute heutzutage – die wissen gar nicht, was das ist!

Wird Tonband überhaupt noch hergestellt?

In Deutschland glaub' ich nicht... Also mir fehlt 's!

Was fehlt?

Leidenschaft... Brennen... Wenn sich früher in T 5 zehn Maschinen gedreht haben und man von der einen zur anderen gesprungen ist, genau in der richtigen Zehntelsekunde – Auf Start gedrückt...

Und es war gesund! (GELÄCHTER) Konzentration bis in die Haarspitzen... Man war körperlich dabei! Nach diesen zwei Produktions-Wochen war das so 'n Wieder-Auftauchen... Aus 'ner Art Trancezustand.

Geht mir auch so...

Es hat uns zusammengeschweißt!

Hallo... Wir müssen aufpassen, dass wir die alten Zeiten nicht zu sehr verklären. Es gab genug Augenblicke, wo man sich gegenseitig blockiert hat!

Chaos...

Kann auch wie Gefängnis sein, wenn du 'n paar Menschen zusammenperrst – zwei Wochen mit einem Projekt...

Manchmal ist dann einer früh zum Bäcker und hat Brötchen geholt...



Von der Wiederentdeckung des Autors als Person

Some facts are clear:

- 1) *The ›old‹ documentary is dead and gone – the stale technique of employing unidentified voices, interrupted by impressive music cues, to relate the facts on a given issue is an empty effort and a waste of time and money.*
- 2) *Documentaries, if they are to mean anything, cannot be dashed off (...) A writer must have time and the use of his eyes and ears and heart, if he is to reproduce an accurate and moving image of the world about him.*

Der US-Autor Max Wylie in dem Buch »Radio and Television Writing«, 1950

Die Einwände zuerst. Aus einem Briefwechsel:

Lieber Helmut (...) Du bestehst mir zu häufig und zu wortreich auf dem Recht, ICH zu sagen. Dieses Recht nimmt Dir ja keiner. Ich bezweifle aber, ob jemand wie Du wirklich ICH sagen kann. Ein ICH-Standpunkt ist nur dann überzeugend, wenn er immer auch das WIR impliziert. Anders gesagt: Deine Zuhörer (und Leser) folgen Dir nur, wenn sie sich selber in Deinen Gedanken, Beobachtungen, Überzeugungen wiedererkennen. Wer bloß ICH sagt und sonst nichts, ist ein selbstbezogener und prahlerischer Arsch. Nur derjenige ICH-Sager ist erträglich, der immer auch – und vielleicht vorrangig – das WIR in sich entdeckt und ausgebildet hat (...)

Mit diesem Thema hat sich die gesamte abendländische Philosophie seit Kant und Hegel beschäftigt: Wer spricht, wenn ich ICH sage? Ganz bestimmt nicht ICH. Auch die Literaturtheorie der letzten beiden Jahrhunderte ist voll von klugen Überlegungen zum Thema (ich habe darüber promoviert). In jedem Produkt, das eine ICH-Stimme bzw. einen Ich-Erzähler einführt, ist dieses ICH sofort wieder eine Figur, ein Konstrukt. Ganz abgesehen davon, dass auch der Rezipient dieses ICH okkupiert, verinnerlicht, entstellt – ganz wie es ihm passt (...)

Das erzählende ICH ist nichts anderes als ein Identifikationspunkt, über den der Leser (Hörer) in den Text einsteigt – und als solcher etwas

vom Autor Abgenabeltes. Der Autor mag ICH sagen oder auch nicht, es kommt auf's selbe raus. Allein entscheidend ist die Frage, ob die Mitteilung des ICH mich packt, mich betrifft, mich bereichert und verändert.



Lieber Christoph (...) Ich habe mich und andere schon immer ermahnt, die persönliche Sicht auf die Welt von rein privaten Mitteilungen zu trennen. Wichtig war und bleibt mir, dass die subjektive Wahrnehmung bei der Übertragung in die Endform eines Sendeprodukts nicht »erkaltet«. Vieles, was uns an Ort und Stelle bewegt, wird im Lauf des Arbeitsprozesses durch Fixierung und Verknappung zur kategorischen Aussage.

Natürlich bleibt die Bemühung um das lebendige ICH immer nur Annäherung. Als Autor schaffe ich mir damit aber eine Plattform, von der aus ich das implizierte WIR deutlicher empfinden (»sehen«) kann. Was ich wahrgenommen habe, war für mich und zunächst nur für mich »da«. Ich habe darüber nachgedacht, Fragen gestellt u.s.w. Diese Selbstverständigung, finde ich, sollte immer durchscheinen. Was da im Hintergrund winkt – ich besteht trotzdem darauf – bin ich selbst!

Meine Freundin Verena beschenkt mich mit einem Zitat des US-amerikanischen Psychologen George Herbert Mead (1863-1931): »We must be others if we are to be ourselves«. Heißt: Selbst-Bewusstsein entstehe aus kommunikativen Erfahrungen – als Fähigkeit, sich aus der Perspektive anderer zu sehen.

Und noch eine Mail aus meinem Feedback-Ordner:

Niemand wird die spürbare Persönlichkeit hinter den Werken eines Michelangelo leugnen, ohne dass gleich das Zumpferl (österreichisch für das männliche Genital) vom David des Künstlers sein muss. Eine Sendung hinter der man nicht die Persönlichkeit, Intelligenz und Haltung des Autors spürt, wird wohl kaum unseren Standards entsprechen. Er selbst muss aber nicht unbedingt zum Mobiliar der Sendung dazu gehören.

Inzwischen halte ich die Übereinstimmung von vorgeblichem und tatsächlichem ICH für eher zweitrangig. Was zählt, ist die Intention, SICH mitzuteilen; das SELBST mit allen Fasern auszudrücken.

Auch wenn der Autor wie bei Tschechows »Krankensaal Nummer 6« eine eher neutrale Erzählposition bevorzugt, lassen Orts- und Personenkenntnis, die Vertrautheit mit dem Gegenstand und die allgemeine Denkhaltung die

Person durch den Text deutlich hindurchscheinen – im Fall der Tschechow-schen Novelle die Empörung des studierten Arztes über die medizinischen Verhältnisse in der russischen Provinz Ende des 19. Jahrhunderts.

Die Feature-Autorin Sibylle Tamin, die »andrängende Assoziationen beim Schreiben ernst nimmt und nicht verstecken will« – so bemerkt ihr Kollege Michael Lissek – schreibe »sich über die Vielzahl ihrer Stücke und Themen fort«. Tamin müsse gar nicht über sich schreiben, denn sie bleibe »egal was sie anfasst, bei sich«.

Drei Buchstaben – der semantische Effekt

In seinem NDR-Feature »Fleisch« (2010) demonstriert Henry Bernhard eindrucksvoll die Wirkung der Buchstabenfolge I C H auf unvorbereitete Zuhörer. Die Sendung beginnt mit einer Idylle:

ZIEGEN UND LÄMMER | MECKERN UND SAUGEN

SPRECHER Thüringer-Wald-Ziegen, gerade einmal vier Wochen alt, stürmen zu ihren Müttern. In ihrer Gier geraten sie mal an ein falsches Euter, werden wieder weggestoßen, suchen weiter. Die Zicklein sind klein, ungeheuer schnell und sehr süß. Die Beine weiß, der Rumpf dunkelbraun, im Gesicht zwei weiße Streifen rechts und links der Nase bis hoch zu den Horn-Stummeln. Nach ein paar Minuten herrscht Friede im Stall. 56 Zicklein haben ihre Mütter gefunden und trinken. Heile Welt.

KLAVIER-AKKORDE EINSETZEND | TIER (LEICHT VER-FREMDET) SCHREIT | EIN MESSER WIRD GESCHÄRFT

Das nachfolgende Personalpronomen wirkt wie ein filmischer Power-Zoom-Effekt. Die veränderte Sicht auf den Gegenstand springt uns förmlich entgegen:

SPRECHER Ich liebe Fleisch. Fast roh, mit Knochen, die großen Stücke. Auch Kalb, Ferkel, Lamm und Zicklein. Nichts ist so zart wie ein junges Tier, es ist durch nichts zu ersetzen. Wenn ich ein niedliches, kleines Zicklein sehe, denke ich an Essen. Und manchmal packt mich die schiere Gier.

Objektive Lügen – subjektive Wahrheiten

Schon in der Schule haben sie uns eingebläut: Fangt nie einen Brief mit dem Personalpronomen »Ich« an! Allerdings war das vor einem halben Jahrhundert. Die Anrede lautete entsprechend »Sehr geehrter...« (an eine männliche) oder »Sehr verehrte...« (an eine weibliche Person). Dann, Anfang der 70er Jahre, in der Zeit unumstößlicher Gewissheiten, war das Ich wiederum verpönt. »Ich habe keine Meinung, ich bin Journalist«, sagt eine Episoden-Gestalt in R. W. Fassbinders Spielfilm »Die Ehe der Maria Braun« noch 1978.

Nun, da ich halbwegs in der Lage bin, ohne Schuldgefühle »ICH« ins Mikrophon zu sagen, fällt mir auf, dass die verschleiernde Schein-Neutralität im dokumentarischen Rundfunk und Fernsehen, auch »Objektivität« genannt, wieder zum Kanon des »guten Journalismus« gehört.

Autoren sollen sich als Interviewer selbst entleiben (»rausschneiden«); alles vergessen, verdrängen, unterdrücken, was in ihnen vorgeht; die wahren, oft einzigen Reichtümer eines Menschen (Gefühle und Erfahrungen) ungenutzt lassen. Sie sollen sich anonymisieren, in Neutra verwandeln, in Recherche- und Formulierungs-Automaten, die man auf jedes beliebige Thema ansetzen kann – »vorurteilslos«, »nüchtern«, »professionell«. Jedes bestätigende »Hmh« ist verdächtig, Personalpronomina gelten als unseriös, eitel, exhibitionistisch.

Viele Autoren haben sich angewöhnt, ihre Person und Meinung hinter dem »Mann (der Frau) auf der Straße« zu verstecken. »Ich halte mich zurück, ich bin ganz unwichtig« – eine bequeme Selbstsuspendierung von unserer eigentlichen Aufgabe, Autor (lat. »Urheber«) zu sein. Eigene Urteile und Gefühle werden an die *Vox pop* delegiert, deren Zustandekommen, wie wir alle wissen, ebenso subjektiv ist, wie die Wahl und Anordnung unserer Wörter im noch so »objektiven« Text. Ich selbst bin jedenfalls ganz Ohr, wenn es einem Autor gelingt, MICH anzusprechen – zu »berühren«, womöglich mit eigener Stimme.

Für Anton Tschechow, den großen Erzähler des 19. Jahrhunderts, gehört neben »Wahrhaftigkeit«, »äußerster Kürze«, »Kühnheit und Originalität« und »absoluter Objektivität« (dort in der Bedeutung für Gerechtigkeit) zu den Tugenden des Schriftsteller-Handwerks immer auch die gute alte, zunehmend belächelte »Herzlichkeit«.

Von Reportern und Nachrichten-Profis, die »das Aktuelle« bedienen, erwarte ich hingegen die kurze, nützliche, im Zweifel nachprüfbare Information ohne die Aura komplexer Persönlichkeiten. Jeder an seinem Platz!

Behauptete Objektivität ist – objektiv betrachtet – eine Lüge. Sobald wir das Mikrophon in die Hand nehmen, beginnt die »Manipulation« – wobei natürlich die handwerklich-gestalterische (*manus* – die Hand) und nicht die inhaltlich-verfälschende gemeint ist.

Wir bestimmen den Aufnahmezeitpunkt, die Technik, den Gesprächsverlauf und später, in welcher Reihenfolge und in welchem Tempo die Zuhörer über einen Gegenstand informiert werden. Erst der Autor transportiert das Fragmentarische seiner Eindrücke in die Zeit- und Raumebene der Sendung. Er weist ihnen Ort, Zeitpunkt und Bedeutung zu. Der kleine Vogel auf dem Ast kann (ge)wichtiger sein als die schwere Kirchenglocke in der Ferne.

»Die Wirklichkeit, vermittelt durch das Mikrophon, ist immer nur eine relative. Und eine relative Wirklichkeit steht mit einem Bein schon im Bereich der Fiktion (...) Authentische Authentizität kann es im Medium a priori nicht geben, weil zwischen Realität und Hörer immer der Aufnahmeapparat ist. Digitale Technik hat den medialen Apparat weitgehend unhörbar gemacht, aber nicht zum Verschwinden gebracht.«

Walter Filz in »Das Radio-Feature« – UVK-Verlag, 2. Auflage 2007

»Manipulation« beginnt mit der Idee und dem ersten Einfall zu ihrer Umsetzung und endet erst mit der Sendung an dem von vornherein begrenzten Sendeplatz: Ich war wochenlang auf Achse, aber der *slot*, wie die Angelsachsen sagen, dauert maximal 29:00 oder 54:30, keine Sekunde länger.

Das heißt: Erlebte Zeit wird auf Sendezeit komprimiert. Realität und Wiedergabe können nicht das gleiche Zeitmaß, dieselbe dramaturgische Zwangsläufigkeit haben.

Der Autor übersetzt aus seiner Erinnerung mit Hilfe des Originaltons für das Medium Radio. Dabei bewegt er sich immer auf dem schmalen Grat zwischen Verdichtung und Fiktionalisierung. Gradmesser für das Gelingen kann keine nachprüfbare »Authentizität« sein, sondern einzige die aus dem Gehörten ableitbare Glaubwürdigkeit.

Vertrauen gegen Vertrauen – Enttäuschungen und Irrtümer nicht ausgeschlossen.

Die Aufgabe des Features sei, den Hörer davon zu überzeugen, »dass es die Wahrheit ist, was es ausdrückt«, formulierte Laurence Gilliam, BBC-Feature-Chef, 1950.

»So war es doch gar nicht!«

Wenn wir irgendwo eingeladen waren, und wir erzählten irgend ein Erlebnis, und ich war ja sehr spontan und fand das wunderbar, wenn ich erzählen konnte – dann unterbrach er (Ernst Schnabel – HK) mich mittendrin und sagte: Also so war das nicht – du verschweperst jetzt die Pointe! Als ich sehr jung war, hab ich immer gedacht: Nanu – das war ja ganz anders! Dann hab ich gemerkt, dass für ihn einerseits die Wirklichkeit existiert, aber andererseits, dass man die Wirklichkeit so wiedergibt, wie man sie selber sieht. Und das war eben nicht meine Wirklichkeit!

Gudrun Schnabel im Interview, 1991

»Stimmt ja gar nicht!«, pflegt meine Frau in solchen Fällen messerscharf einzuwerfen. Aber das hat nach 35 Jahren gemeinsamer Arbeit schon einen versöhnlichen Unterton, ist Ritual.

Truman Capote in »The Dogs Bark« (1973):

Einige meiner Freunde finden, dass ich beim Erzählen von Neuigkeiten oder Ereignissen dazu neige, etwas zu verändern und zu übertreiben. Ich selber nenne das schlicht: etwas lebendig machen. Eine Kunstform also, mit anderen Worten. Kunst und Wahrheit geben nun einmal nicht unbedingt ein gutes Gespann ab.

Demnach sei »widergespiegelte Wirklichkeit die Essenz, das Wesentliche der Wirklichkeit, die wahrere Wirklichkeit« – oder was der Autor dafür halte.

Für den Journalisten und Geschichtsphilosophen Siegfried Kracauer (1889–1966) war Wirklichkeit »einzig und allein in dem Mosaik« enthalten, »das aus den einzelnen Beobachtungen (...) zusammengestiftet wird«, während hundert Berichte aus einer Fabrik »sich nicht zur Wirklichkeit der Fabrik addieren« lassen, sondern »bis in alle Ewigkeit hundert Fabrikansichten bleiben«.

Unter dieser Fahne entstand in den Sechziger Jahren der Reportagestil des »New Journalism«. Wesentliche Vertreter: Tom Wolfe, Hunter S. Thompson, Norman Mailer, die Reporter des »Rolling-Stone«-Magazins und Truman Capote. In Deutschland schrieben Jörg Fauser und Autoren der Zeitschrift »TransAtlantik« eine Zeit lang unter dem Einfluss des »New Journalism«.

Der subjektive Bericht repräsentiert also ein »Wahrheits«-Fragment, das ich, der Autor, dank meiner professionellen Kompetenz (Beobachtungsgabe, Wahrnehmungsfähigkeit, Unvoreingenommenheit) und nicht zuletzt durch

den adäquaten Gebrauch der technischen Mittel aus einer höheren, nie fassbaren »Wahrheit« destilliert habe – »Wahrheit« immer in Anführungszeichen – sollte ich sie in diesem Text einmal vergessen haben: Bitte einfügen!

I've always admired those reporters who can descend on an area, talk to key people, ask key questions, take samplings of opinions, and then set down an orderly report very like a road map... I envy this technique and at the same time do not trust it as a mirror of reality. I feel that there are too many realities. What I set down here is true until someone else passes that way and rearranges the world in his own style...

John Steinbeck in der Einleitung seines
Reiseberichts »Travels with Charley«, 1962

Die Wirklichkeit im Radio ist, was wir von ihr mitteilen. Wir, die einzelnen, die Subjekte mit Namen und Geburtsdatum. Wir, die Autoren!

Ich war dort – nicht »das Radio«. Ich habe mich kundig gemacht. Ich kann nur mitteilen, was ich als professioneller Wahrnehmer erlebt, gesehen, gehört, mir gedacht habe. Und mehr ist nicht zu erreichen.

Im übrigen enthält auch die schlechteste Lüge noch einen Krümel »Wahrheit«.



Das biographische Ich

*Uff eenmal jeht se uff, de Tür | Nanu, denk ick –
nanu! | Jetzt isse uff, erscht war se zu |*

Ick jehe hin und kieke | Und wer steht drauß? | Icke!

Ein unbekannter Berliner, zitiert
von Kurt Tucholsky in der »Weltbühne«, 1925

Die Haken, die beinah jedes Leben schlägt, und die Umwege, die es nimmt, hinterlassen natürlich Spuren im Lebenswerk des Autors. Beim Wiederhören meiner Sendungen aus 40 Jahren entdecke ich überrascht, wie weit ich selbst auch in scheinbar entlegenen Sujets enthalten bin. Immer wieder hebt mein Ego das Fingerchen – eine Identität mit dem Gegenstand, die über »Neigungen« und »Interessen« hinausgeht, und von der ich in den meisten Fällen damals keine Ahnung hatte. Und doch hat die Emanzipation von der selbst gewählten Tyrannie des Nach-68er-Kollektivs zum Ich-Autor viele Jahre gedauert. »Freischwimmen« nennt man das. Kein leichter Prozess.

Ein Mensch sein, schreibt Jean-Paul Sartre sinngemäß, bedeute, auf die Bedingtheiten und Zufälle des Lebens, auf die geschichtliche Welt mit ihren unvorhersehbaren Winkelzügen eine eigene Antwort zu finden.

Die gerechte Betrachtung einer Autorenleistung schließt immer zeitgeschichtliche Zusammenhänge ein. Wie könnten wir Anton Tschechow ohne Minimalkenntnisse der geistigen und sozialen Strömungen im Russland des ausgehenden 19. Jahrhunderts »verstehen«; wie den nörenden Rainer Werner Fassbinder und die demonstrative Kunstlosigkeit seiner frühen Arbeiten (gewiss eine Reaktion auf den auktorialen Kunst-Gestus der »Väter« bis in die Adenauer-Zeit).

Der Dokumentarfilm-Autor Claude Lanzmann (»Shoah«), spricht vom »konkreten Universellen«, der Schriftsteller John Steinbeck vom »Self-character« eines Werks. Der in Berlin geborene Dokumentarfilm-Regisseur Erwin Leiser (1923-1996) schreibt im Vorwort seines autobiographischen Buches »Close up«:

Das Publikum hat immer ein Recht darauf zu erfahren, wer der Autor eines Buches oder Filmes ist. Weil alle Bücher und Filme subjektiv sind, ist es wichtig zu wissen, welche persönlichen Erfahrungen der Autor oder die Autorin einbringen. Hat der Autor oder die Autorin einer Arbeit über den NS-Staat damals zu Verfolgten oder zu den Tätern gehört? Oder sind die für ein solches Werk Verantwortlichen nur durch die

Erzählungen ihrer Eltern oder Großeltern oder durch die Lektüre von Büchern mit dieser Zeit in Berührung gekommen?«

Auch der 24 jährige Truman Capote entdeckte das ICH wie einen Glücks-pfennig im Straßenstaub:

»Other Voices, Other Rooms« (1948) war ein unbewusster, gänzlich intuitiver Versuch, denn ich war mir nicht darüber klar, dass er in nennenswerter Weise autobiographisch sein könnte. Wenn ich ihn jetzt wieder lese, scheint mir eine derartige Selbsttäuschung unverzeihlich.

»Selbstporträt«, 1972

In einem »Zeit«-Artikel vom 21. Oktober 2010, Überschrift: »Darf ich ich sagen?«, schreibt der Kolumnist Rüdiger Dilloo, der sich als »Pionier der journalistischen Selbstentblößung« versteht:

Als ich 1963 mit dem Beruf anfing, erschien man auch als Volontär bei der »Welt« täglich mit Krawatte und Sakko. Die erste Person in einem Artikel wäre so deplatziert gewesen wie ein T-Shirt in der Konferenz. »Objektivität« war das Maß aller Dinge (...) 1968 tippte ich für die Zeitschrift »Twen« zum ersten Mal »ich« (...) Noch heute beneide ich in schwachen Momenten die »objektiven«, lebenslang gleichsam egolosen Kollegen, die sich beim Schreiben nie mit der Frage plagen müssen: Ist »ich« jetzt eitel?

In Sachtexten sei das Ich natürlich schwieriger zu handhaben als das auto-biographische Kolumnen-Ich, schreibt Dilloo in dem selben Artikel:

Das Ich ist sinnvoll, wenn es der Sachdarstellung ebenso nützt wie der (Selbst-)Erkenntnis des Lesers. Bringt das Ich dem Leser nichts, wird es aufdringlich. Da beschaut ein Journalist seinen Nabel und findet dessen Entzündung mitteilenswert.

Georg Stefan Troller, österreichischer Schriftsteller und Fernsehjournalist (*1921), kämpfte jahrelang gegen den Vorwurf unzulässiger Subjektivität. Mittlerweile gelten seine Porträts prominenter Zeitgenossen als beispielhaft.

Der Berliner Theaterkritiker Friedrich Luft (1911-1990), Lehrmeister und Vorbild für zweieinhalb Generationen von Kulturjournalisten, spielte die subjektive Karte als einer der ersten im Nachkriegs-Rundfunk. »Wie immer – gleiche Zeit, gleiche Stelle, gleiche Welle. Ihr Friedrich Luft« lautete

44 Jahre lang seine Absage der wöchentlichen RIAS-Sendung »Die Stimme der Kritik«. Die Premiere am 7. Februar 1946 begann so:

Luft ist mein Name. Friedrich Luft. Ich bin 1,86 groß, dunkelblond, wiege 122 Pfund, habe Deutsch, Englisch, Geschichte und Kunst studiert, bin geboren im Jahr 1911, bin theaterbesessen und kinofreudig und beziehe die Lebensmittel der Stufe II. Zu allem trage ich zum letzten Anzug, den ich aus dem Krieg gerettet habe, eine Hornbrille auf der Nase...

Traditions-Linien oder Tote Pferde sind sehr schwer

Ich beschloss, ohne lange nachzudenken, nach Russland zu fahren, als die Nachricht von der russischen Revolution auf den Titelseiten aller Zeitungen prangte. Wie üblich, kaufte ich mir an einem Zeitungskiosk die Abendzeitung. Dort, auf der Straße, umgeben vom Großstadtlärm, las ich den ersten Bericht über die Revolution. Ich spürte ein tiefes, wärmedes Glücksgefühl in mir...

Louise Bryant, »Eine Amerikanerin in Russland«, 1918

Da starb einer von des Henkers Hand, Blut stieß in langem und breitem Strahl aus seinem Nacken, das Leben spritzte hoch aus einem, der tot gewesen schien schon vorher (...) Ich hatte mir seine Physiognomie und seine Gestalt, während ich wartete, nicht vorgestellt. Ich weiß, dass Mörder im allgemeinen keinen Stiernacken, kein vorgeschoenes Kinn, keine fliehende Stirn haben. Dieser aber sah doch allzu sehr nach Nicht-Mörder aus...

Kisch, »Die Hinrichtung«, 1933

Wir tranken Daiquiris in einer muffigen kleinen Bar an der mexikanischen Grenze und unterhielten uns über Viehzucht in Arizona. Ein abgerissener Indianerjunge betrat mit ein paar Zeitungen die Bar und sagte zaghaft: »Con la guerra, la guerra« (...) Verschmierte Schrift berichtete von Pearl Harbor und Amerikas Kriegserklärung...

Die Kriegsreporterin Martha Gellhorn, 1942

Meine erste Begegnung mit dem Imperium findet an der Brücke statt, die das Städtchen Pińsk mit dem südlich des Flusses gelegenen Teil der Welt verbindet. Es ist Ende September 1939. Überall ist Krieg (...) Auf unserem Weg liegen getötete Pferde. Wenn ihr weiterfahren wollt, so rät uns ein Fremder, müsst ihr die Pferdeleiber zur Seite schaffen (...) Tote Pferde sind sehr schwer...

Ryszard Kapuściński, »Imperium«, 1993

Das Gewicht toter Pferde als Erfahrung des einzelnen in einer einzigartigen Situation wird sich nie quantifizieren, nie objektivieren lassen. Solche Wahrnehmungen gehen als Kapital in das empirische Ich ein.

Allenthalben »kleine« Stories und scheinbar nebensächliche Notizen vor großem, oft weltbewegendem Hintergrund... Klassische Abenteuer-Romane beginnen ungefähr so:

I don't want to bother you much with what happened to me personally (...) yet to understand the effect of it on me you ought to know how I got there, what I saw, how I went up that river ...

Joseph Conrad, »Heart of Darkness«, 1902

Und schon räuspert sich der Protagonist für eine abendfüllende Erzählung - Erste Person singular und fast immer autobiographisch unterfüttert.

Als bekennender Subjektivist stehe ich auf den Schultern einer langen Ahnenreihe von Verwandten ersten, zweiten und dritten Grades: Johann Gottfried Seume (böhmischer Dichter und Schriftsteller – »Spaziergang nach Syrakus«, 1802/03), Dostojewski (»Aufzeichnungen aus einem Totenhaus«, 1860), Theodor Fontane, Hemingway, Dos Passos, Joseph Conrad, Mark Twain, Larissa Reissner...

Auch Joseph Roth gehört für mich dazu, natürlich der »rasende Reporter« E. E. Kisch und andere schreibende Weltkunder.

Ich beziehe Anregungen aus einem unüberschaubaren Arsenal an klassischen Reportagen und realistischer Literatur. Wo immer ich in meinen Bücherschrank hineingreife, ruft es: »ICH bin schon hier!«

Wie fotografierende Touristen heutzutage ihre digitalen Schnappschüsse, brachten Reisende bis ins 19. Jahrhundert Mappen voller Zeichnungen nach Hause – persönliche Notate. Und doch ist die Summe dieser selektiven Wahrnehmungen fester Bestandteil unserer Vorstellungen über vergangene Jahrhunderte, die wir uns als Betrachter wiederum subjektiv zusammensetzen. Von Goethe sind etwa 2700 Blätter erhalten, 900 Zeichnungen allein von seiner italienischen Reise, am häufigsten Skizzen von Landschaften und Gebäuden zur »Stärkung der Erinnerung«.

Als Reiselektüre ganz zerfleddert ist mein Exemplar von John Steinbecks »Travels with Charley – In Search of America«. Der 1968 gestorbene Nobelpreisträger (»Of Mice and Men«, »The Grapes of Wrath«, »East of Eden«) unternahm im Herbst 1960 mit dem Pudel Charley in einem zum Camper umgebauten Pickup eine elfwöchige Rundreise durch die Vereinigten Staaten. Sein gedruckter Bericht ist ein Protokoll unaufgeregter Beobachtungen und Reflexionen über den moralischen, ökonomischen und ökologischen Zustand Nordamerikas in den Sechziger Jahren.

My plan was clear, concise and reasonable... I, an American writer, writing about America, was working from memory, and the memory is at best a faulty, warpy reservoir. I had not heard the speech of America, smelled the grass and trees and sewage, seen it's hills and water, it's color and quality of light. I knew the changes only from books and newspapers. But more than this, I had not felt the country for twenty-five years. In short, I was writing of something I did not know about, and it seems to me that in a so-called writer this is criminal...

»Travels with Charley«, 1962

Und dann folgt ein – wie ich finde – wundervoller ICH-Text, ausbalanciert zwischen präziser Beobachtung, Poesie, mildem Sarkasmus und politischer Klarsicht. Selbst hören, riechen, sehen, fühlen...

Das ist es! John Steinbeck will Teilnehmer sein, berichten aus erster Hand und nicht nur vom Hörensagen.

Kritiker haben Steinbeck vorgeworfen, dass er auf seiner Reise die Metropolen und damit weite Lebensbereiche der damaligen US umging. Diesem Vorwurf mangelnder Vollständigkeit sieht sich der ICH-Autor häufig ausgesetzt. Wer seinen Fokus nicht teilt – für Steinbeck war es der Blick auf die »Stille Mehrheit« in der Provinz, auf ein von globalen Trends noch weitgehend unverfälschtes Meinungs-Kondensat im »typischen Amerika« der Sechziger Jahre – wird immer auch Auslassungen, ja Willkür beklagen.

Zum subjektiven Blick gehört der Mut zum blinden Fleck:

Wenn man die Wirklichkeit betrachtet, bringt man seine eigenen Begrenzungen mit.

Steinbeck, »The Log from the Sea of Cortez«, 1951 –
deutsch »Logbuch des Lebens«, 1963

Der allmächtige Autor

In den tradierten Medien bin ICH der liebe oder auch böse, zornige, zynische Gott, der den Gang der Welt bestimmt – jedenfalls während der kleinen Ewigkeit, die ein Feature oder ein Hörspiel dauert.

Ich bestimme Anfang und Ende, Dramaturgie und Dynamik, das Personal meiner Geschichte; ich raffe die Zeit und verwerfe »Unwesentliches«. Ob wir kunstvoll montieren oder die Handlung straight forward vorantreiben, zeitliche Bocksprünge vollführen, intellektuelle Endlosschleifen bauen – die Zuhörer haben, so lange sie auch zuhören, keine Chance, einzugreifen.

Der Mix im Radio ist unentwirrbar. Der akustische Endverbraucher hat nicht die Möglichkeit des selektiven Hörens, alles ist vom Radiomacher festgelegt. Der hat die Arbeit des Selektierens bereits getan, er sendet eine *pre-selection*. Er bestimmt das Tempo, beschleunigt, verlangsamt, setzt zur *stretta*, zur effektvollen Schlusssteigerung an, plant auch Pausen zum Luftholen ein.

Für die Spanne unserer Sendung sind wir die Herrscher der Zeit. Wir beherrschen auch die Zeit unserer Zuhörer. Sie sind uns ausgeliefert!

Da sich ein Radiostück auf der Zeitleiste zwischen An- und Absage unablässig vorwärts bewegt, haben Zuhörer auch praktisch keine Möglichkeit, die Glaubwürdigkeit des Gesendeten zu überprüfen. Sie können weder nachfragen (»Wie war das doch gleich?«), noch hilft ihnen eine Fast-Forward-Funktion herauszufinden, wohin der Hase läuft. Das Erzählradio, laut Orson Welles »*the best story teller that is*«, duldet bei allen seinen Vorzügen keine Zwischenrufe, keine Unterbrechung. Es ist – in diesem Sinn – autoritär.

Die Brecht'sche Radiotheorie bleibt auf das tradierte Radio bezogen ein von Anfang an unscharfer Traum. Am Ende steht immer ein fest gefügtes Produkt von – sagen wir – 54:30 Länge und bestätigt mein Lieblingszitat:

Das Werk ist die Totenmaske der Konzeption.

Walter Benjamin

Viermal ICH zum Beispiel

Julia Schäfer, Ende Zwanzig, Bauerntochter. Studiert in Leipzig Journalistik und kommt auf den Hof ihrer Eltern nur noch zu Besuch. Dort hängt der Haussegen schief: Der Vater, weit jenseits der Pensionsgrenze, kann von der Landwirtschaft nicht lassen, die wesentlich jüngere Mutter hält alles für

ein nutzloses Zuschussgeschäft und fühlt sich um ihre besten Jahre betrogen, und keines der Kinder wird den Betrieb übernehmen.

Die Autorin schildert ihre Familiengeschichte auch als Parabel über die Lage der kleinen Milchbauern, die von der neoliberalen Geschäftsphilosophie des »Wachsen-oder-Weichen« überrollt worden sind. Sie besitzt die seltene Gabe, ihre Gedanken und Beobachtungen »druckreif« *live on tape* zu formulieren.

Sie ist hörbar Teil des Geschehens. Und eine Pointe hat die Story auch:

AUTORIN Ich war längere Zeit nicht hier, und was ich sehr gewöhnungsbedürftig finde ist, dass der Milchtank total leer ist. Das heißt, mein Vater hat aufgehört, Kühe zu melken und jetzt wird die Milch im Supermarkt gekauft. Furchtbar! Ungewohnt! Ja, da fehlt schon was, wenn man 27 Jahre seines Lebens immer frische Kuhmilch hatte und sich so daran gewöhnt hat – an diesen vollen Geschmack, an Milch ohne Ende. Und jetzt muss ich mich mit der Biomilch, pasteurisiert, homogenisiert, mit 3,8 % Fett begnügen.

»Mein Vater und das liebe Vieh – Milchbauern zwischen Tradition und Globalisierung« (DLR Kultur 2011)

In dem Feature »Mahnwache – oder der Kapitalismus geht über Leichen« für DLR Berlin (2010) demonstriert ein ehemaliger Ordensgeistlicher im Frankfurter Bankenviertel, und Karla Krause, die Autorin, holt sich per Erzähltext – »Heiliger Franziskus, hilf!« – persönlichen Rat vom Ordensgründer Franz von Assisi (1181-1226):

AUTORIN Ich habe mich zu Aktien und Zertifikaten überreden lassen (...) Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie ich gezittert habe um mein bissen Geld, meine Altersvorsorge. Die Börsenkurse bei ntv wurden mein Lebensmittelpunkt (...) Das Geld ist weg (...) Franziskus, sag mir: Muss man arm sein für ein gottgefälliges Leben?

Ein überzeugender Ich-Erzähler und handelnder Protagonist vor der Welt- und Zeitkulisse, der mir gerade einfällt, ist auch der Hörspiel- und Feature-Autor David Zane Mairowitz:

RADIO-MELDUNG ÜBER STALINS TOD

ERZÄHLSTIMME 5. März 1953. Als die Nachricht kommt, sitze ich in unserer Arbeiterkommune-Wohnung in der Bronx und höre eine belanglose

Radioshow. Meine Mutter kommt ins Zimmer und verlangt, dass ich abdrehe. Trauer ist in unser Haus eingekehrt. Good old uncle Joe hat ins Gras gebissen...

»Good Old Uncle Joe – Eine Leiche wird 50« heißt die DLR|NDR|RBB-Sendung aus dem Jahr 2003 über den Stalinkult, der früher im streng-stalinistischen Elternhaus des Autors und bis vor kurzem noch in Stalins Heimatland Georgien geherrscht hat. Die Sendung, eine Art weltgeschichtlicher Reisebericht, verbindet beide Schauplätze mit einander.

Und schließlich: Wer könnte die alltägliche Routine an Bord eines internationalen Schnellzugs so hautnah beschreiben, wie mein (keinesfalls mit mir verwandter) Namensvetter Steffen Kopetzky in dem Feature »Schlafwagen nach Florenz – Erlebnisse eines jungen Mannes in der Uniform der *Wagon Lits*« (SFB 1995), der diesen Job eine zeitlang ausgeübt hat.

IMMER LAUTER WERDEND EIN ELEKTRONISCHER WECKER

DER AUTOR ALS ERZÄHLER Ich fahre aus dem Schlaf. Die Reise beginnt am späten Abend (...) Ich bin zu spät, mein Dienst hat vor fünf Minuten begonnen. Ich besorge mir noch zwei Schachteln »Rothändle«. Während ich am Kiosk warte, blicke ich (...) in die Gesichter der Reisenden, von denen mich äußerlich noch nichts unterscheidet...

Wir Hörer lernen die Stationen seiner Nachtfahrt, seine Kollegen und eine Auswahl von Zugpassagieren aus der Schaffner-Perspektive kennen.

ERZÄHLER Die Angst der meisten Reisenden, ihre Pässe abzugeben, ist groß... »Werden wir überfallen?« – »Keinesfalls, vollkommen ausgeschlossen.«

Alle (...) stehen auf dem Gang, trinken schlechten Pulverkaffee, den ich im Office zubereite. Seit ich die hygienischen Verhältnisse kenne, die mir als Schaffner übrigens vollkommen egal sind, konsumiere ich selbst in den Zügen nur noch aus geschlossenen Flaschen. Ich spiele den Schaffner, obwohl ich in Wahrheit, vielleicht wie jeder Mensch, unaufhörlich etwas anderes bin (...)

Und am Schluss stehen wir mit ihm, dem gespaltenen Protagonisten seines eigenen Radiofeatures, auf dem Bahnhof in Florenz, wo sich die »zufällige nächtliche Gesellschaft in andere Zusammenhänge« auflöst. Sie »verschwindet und hinterlässt keine Spuren«.

Die anderen »Sudetendeutschen«

1940 Meine kleine Geschichte vor dem großen Weltpanorama beginnt ein Jahr nach »Ausbruch« des Zweiten Weltkriegs in Mährisch-Schönberg, damals »Reichsgau Sudetenland«, heute Šumperk (Tschechische Republik). Meine Mutter sprach Tschechisch. Ich habe es nie gelernt.

Im Land der Tschechen und Slowaken waren wir eine Minderheit, wir »Sudetendeutschen«. Seit dem Ende des Ersten Weltkriegs diente der Terminus »Sudetenland« als Hilfsbezeichnung für die von Deutschsprachigen bewohnten Gebiete entlang der Staatsgrenze und im Inneren der Tschechoslowakei. Nach dem so genannten »Anschluss« 1938 hatten »wir« das Sagen, auch in Schönberg: Tausend Tschechen, 15 000 Deutsche.

Allmählich wurde diese Übermacht erdrückend. Allenthalben deutsche Dirndl, deutsche weiße Kniestrümpfe. Sonnwendfeuer, Aufmärsche. Die Gestapo folterte in ihrem Hauptquartier Oppositionelle, gegenüber ging die Jugend nichtsahnend ins Kino. Auch meine jungen, frischverliebten Eltern.

1992 besuche ich mit Heidrun unsere beiden Geburtsorte. Ihrer heißt Červená Voda (Mährisch-Rothwasser) und liegt keine 15 Kilometer von Šumperk entfernt – dazwischen allerdings ein ansehnlicher Gebirgsriegel namens Hambalek, der in »normalen Zeiten« unsere Begegnung womöglich vereitelt hätte. Wer hatte schon ein Auto, damals?

Die ČSSR heißt jetzt Česká republika und ist 46 Jahre nach unserer Aussiedlung und nach 44 Jahren Realsozialismus für vagabundierende Autoren aus dem »kapitalistischen Ausland« wieder auf der Weltkarte.

Arbeitsnotiz nach dem ersten Bummel durch die Innenstadt von Šumperk:

Ein Aquarium! Sie schwimmen an mir vorbei, als wäre ich nicht vorhanden... Alle jung und vergnügt... Sie lachen, und ich weiß nicht warum... Sie reden, und ich weiß nicht worüber... Fische versteht man auch nicht, man sieht nur Luftblasen... Die Szenerie hat irreale Qualitäten... Lässt sich diese Fremdheit in dem Feature darstellen?

»Aufhänger« des Projekts »Auch ich war ein Bittschön – Ortstermin im früheren Sudetenland« (MDR|SFB mit dem Prager Kulturprogramm »Vltava« 1993) ist ein vorausgegangener Besuch des jährlich wiederkehrenden »Sudetendeutschen Tags« in Nürnberg.

Wir Expatriierten waren nach der Aussiedlung 1946 den Menschen in unserer neuen hessischen Umgebung besonders höflich, zuweilen auch unterwürfig begreetet (»Bittschön!« – »Dankschön!« allenthalben). Daher der Titel des Features.

Ein fiktiver Brief, der zugleich als politisches Statement gelten kann, rahmt die Sendung ein: Sprecht nicht in unserem Namen! Wir »anderen Sudeten-deutschen« erheben keine Besitzansprüche, die das Klima zwischen beiden Ländern noch vergiften könnten. Lasst die Toten ruhen und die verfallene Kirche im Dorf. Was war, das war.

Die Geschichte der Vertreibung beginnt nicht erst 1945.

◀ ERZÄHLER (IN DER ROLLE DES AUTORS) An die Stadtverwaltung in Šumperk, Friedensplatz 1, Tschechische Republik. Betrifft: die Liegenschaften Dobrovský-Straße Nummer 40 und General-Svoboda-Platz Nummer 2.

Sehr geehrte Damen und Herren! Hiermit verzichte ich in aller Form vorsorglich auf jeden Anspruch, der mir – auch bei Änderung der Rechtslage im Verhältnis der Bundesrepublik Deutschland zur Tschechischen Republik – aus oben genannten Vermögens- und Sachwerten erwachsen sollte.

Gründe: Ich wurde 1940 in der Dobrovský-Straße Nummer 40, damals Lenaugasse, geboren. Šumperk, damals Mährisch-Schönberg, gehörte seit dem sogenannten »Anschluss des Sudetenlandes« 1938 zum Deutschen Reich. Meine Familie väterlicherseits besaß ein Pelzgeschäft auf dem General Svoboda-, damals Eichelbrenner-, später Adolf-Hitler-Platz, Stalin-Platz, dann wieder Ulice generála Svobody Nummer 2.

1946 bin ich – einer unter mehr als drei Millionen Deutschen – aus der damals wiedererrichteten Tschechoslowakei in das ehemalige Reichsgebiet, heute Bundesrepublik Deutschland, zwangsweise umgesiedelt worden. ►

Am Eingang des erwähnten Hauses sieht man noch den Schatten einer Leuchtreklame: zwei Buchstaben des Namens, »k« und »y«. Und einen Fuchsschwanz. Alles verblasst, wie prähistorische Fresken. Den Laden hätte ich vielleicht geerbt – »Pelze, Hüte, Mützen«. Es gibt ein Foto: Ich stehe vor dem Eingang, über mir der Fuchs als Firmenzeichen. Da muss ich vier gewesen sein, 1944.

Ein paar Straßen weiter vor meinem Geburtshaus, in dem seit Jahren das Ehepaar Tessař mit Tochter und Schwiegersohn, einem Polizeibeamten aus Berlin-Hellersdorf, lebt:

◀ AKUSTIK EINER STILLEN VORSTADTGEGEND, SPATZEN-GEPLÄRR

ERZÄHLER Sie fragen, ob sich gar nichts in mir abspielte in diesem Augenblick, nach 46 Jahren. Doch. Ich habe einen Film gesehen. Schwarz-

weiß und ganz verregnet. Da ist diese holprige Straße. Am Bildrand fangen schon die Felder an. Ich bin Fünfeinhalb. Ein kleiner Leiterwagen ist mit Taschen, Bündeln vollgepackt. Ich sitze oben auf. Neben mir ein Topf mit Milch. Sie scheint zu dampfen.

Wie viel Leben passt auf einen solchen Karren? Antwort: 140 Kilo – 35 pro Person. Die das überwachen, stehen seitlich, junge Männer mit Gewehren. Rauchend. Auf dem Film noch meine Mutter und die Großeltern. Sie weinen. Dann ergreift der Großvater die Deichsel. Mutter schiebt. Ich sehe, wie der Leiterwagen aus dem Bild rollt – ich als Kutscher. ►

Wir kommen unangemeldet mit unserer Dolmetscherin Jarmíla. Das Band läuft und die Tessař bitten uns freundlich ins Haus. Ihr Schlafzimmer: Das letzte Jahr vor der Aussiedlung verbrachten wir zu Viert in diesem Raum – meine Großeltern, Mutter und ich.

◀ ERZÄHLER Und wieder lief der Film in meinem Kopf. Ich auf allen Vieren, noch kein Jahr alt. Auf dem Teppich liegen Ausschneidefiguren mit Hakenkreuz. Mutter liest einen Brief: »Wie schön muss es sein«, schreibt mein Vater aus Russland, »wie der kleine Kerl das Händchen schon zum Deutschen Gruss hebt!« ►

I944 Das Signal, das alle um mich her in Aufregung versetzt, besonders meine Mutter (so dass sie mitten im Spiel fortläuft), klingt düster und drohend und beginnt mit einem dumpfen Trommelwirbel. Es kommt regelmäßig wieder – das Motiv aus »Les Préludes« von Franz Liszt, Sondermeldungsfanfare des »Großdeutschen Rundfunks«, Auftakt für den Wehrmachtsbericht – mein erstes tiefes Klangerlebnis, das sich stärker einprägt als alle Kinderlieder.

◀ DIAGLOG EHEPAAR TESSAŘ – DOLMETSCHERIN | DARAUF:

ERZÄHLER »Wollen Sie hierher zurück?«, fragte Frau Tessař plötzlich. »Uns das alles wieder wegnehmen?« Und sie lachte seltsam schrill.

Während ich ihr zuhörte und nichts verstand, wanderten die Augen durch die Obstgärten der Nachbarhäuser auf die Straße, zu den Hügeln. Meine Heimat – und? Was sollte ich daraus nun ableiten? Waren diese Apfelbäume, diese Straße, diese Hügel deshalb deutsch? Mir fehlt einfach der Sinn für Stammbäume und Grundbuchauszüge. Als ich hier durch Zufall auf die Welt kam, war ich nackt – wie ein Tscheche. ►

1946 dann die »Aussiedlung«. Unser Ziel ist die US-Zone. Der Exodus der dreieinhalb Millionen wird von den Siegermächten überwacht.

»Heim ins Reich«.

◀ EISENBAHNWAGGON, INNEN (STARK VERFREMDET)

ERZÄHLER Ich in einem Güterwagen voller Menschen und Gepäck. Immer wieder hält der Zug auf freier Strecke. Ab und zu ein Bahnhof. Lange Reihen offener Latrinen. Männer, Frauen, Kinder hocken da wie Trauervögel. Alle schämen sich. Dann die Grenze. Türen fliegen auf. Der Bahndamm übersät mit weißen Armbinden – »N« wie *Němec*, Deutscher. Wolken von Entlausungspulver DDT. ▶

Deportiert in ein besiegtes Land. Der Zug hat die Nummer 4546. Zielort: Fulda, für uns nur ein Stationsschild. Tausendzweihundert Vertriebene mit Sack und Pack drängen auf den Bahnsteig. Die hessische Stadt liegt in Trümern. Vierzehnhundert Menschen tot und tausendfünfhundert Gebäude unbewohnbar. Man bringt uns in eine Turnhalle – dieselbe Halle, erfahre ich später, in der vier Jahre zuvor Fuldas Juden interniert waren, bevor man sie zum Bahnhof trieb und später in die Gaskammern.

Nach dem Quarantänelager werden wir auf Wohnungen verteilt. Nicht alle mögen uns. Wir sind die »Sudetengauner«, »Knoblauchesser«. Unsere Männer haben Schnurrbärte. Die Mütter tragen Kopftuch – wie die jungen Türkinnen in unserer Siedlung fünfzig Jahre später.

Hier endet auch mein Feature, die erste Co-Produktion mit dem Tschechischen Rundfunk nach der politischen Wende in Prag – für den Feature-Kollegen Zdeněk Bouček eine mutige Tat, die ihm Schmähbriefe und Drohanrufe einbringt.

Die Wunden aus der deutschen Besatzungszeit sind noch längst nicht verheilt, erst vor kurzem ist ein tschechisch-deutsches Begegnungszentrum in Šumperk abgefackelt worden.

Für Heidrun und mich ist dieses Projekt vielleicht die eindringlichste Erfahrung unseres Berufslebens. Zdeněk, der so früh Verstorbene, schafft es, unsere »Bittschöns« dreimal ins Programm zu heben. Die tschechische Version, die wir gemeinsam in Prag herstellen, gewinnt den *Prix Futura* 1995.

An einem sonnigen Tag des gleichen Jahres versammeln wir uns alle im Schönberger Kulturhaus zu einer vierstündigen Livesendung mit deutscher und tschechischer Musik und dem Radiostück im Zentrum.



Zdeněk Bouček (1941–2006)

Zdeněk ist Gastgeber und Zeremonienmeister. Mit souveräner Ruhe und Freundlichkeit dirigiert er eine Anzahl tapferer Befürworter des deutsch-tschechischen Ausgleichs (die Familie Terssař ist darunter) und vehementen Gegner durch das Labyrinth der Argumente und Vorurteile. Die logistische Verbindung zu Redaktion und Technik in Prag – wir trauen unseren Augen kaum – wird mit Hilfe eines militärisch anmutenden, uralten Kurbeltelefons hergestellt.

Später sitzen wir im Hof eines der großzügig gebauten Stadthäuser, die mit ihren Veranden und Laubengängen an die südliche Kante von Josef Roths Österreich-Ungarn erinnern, unter einem sommerlichen Nachthimmel und verscheuchen Katzen und Fledermäuse mit Volksliedern in beiden Sprachen. Zdeněk spielt die Gitarre dazu.

Seit dieser mährischen Nacht hat der administrative Terminus »Co-Produktion« für mich einen warmen, brüderlichen Unterton.

In den Tod – Hurra!

Krieg und Nachkrieg haben die Haltung meiner Autoren-Generation dauerhaft geprägt. Ein gutes Drittel meiner eigenen Produktion kreist in irgend einer Form um Ursachen, Verlauf und die Folgen der beiden Weltkriege.

1978 Langemark – ein belgisches Dorf südlich Oostende, nördlich von Ypern. 20 Kilometer bis nach Lille in Frankreich. Ringsum, weithin sichtbar in der flachen Landschaft: Friedhöfe, 20 Gräber irgendwo am Wegrand oder 20 000, kompanienweise hinter weiß getünchten hohen Mauern. 1914-18 starben hier im »Ypernbogen« belgische und englische, französische, kanadische, irische und indische, australische und pakistanische Soldaten. Fast eine Million.

Die Überreste »unserer Jungs« ruhen an der Straße Langemark-Diksmuide. Hohe Eichen, Sandsteinmauer. »Deutschland muss leben | Und wenn wir sterben müssen«.

Ich bin der einzige Besucher an diesem Novembertag. Der belgische Friedhofswärter schließt mir das Tor auf. Es ist früh und kalt und regnerisch. Grasumwachsen, ausgerichtet zu Kolonnen, kleine Tafeln – viele hundert, alle schiefergrau, 30 Zentimeter im Quadrat. Auf jeder kleinen grauen Tafel 20 Namen. Oder nur: »Ein unbekannter deutscher Soldat... Ein unbekannter deutscher Soldat... Ein unbekannter deutscher Soldat...«

Gleich am Eingang liegt ein Traktorreifen-großer, glänzend-schwarz lackierter Lorbeerkrantz. Die Schleife ordentlich gelegt: *NPD – Junge Nationaldemokraten*. Der »Studentenfriedhof« Langemark ist auch ein Pilgerort der rechten Szene.

Die Toten unter diesen grauen Tafeln waren achtzehn, neunzehn Jahre alt. Sie starben gemeinsam, begeistert, angeblich singend für eine »große Sache« – und waren doch nur ein winziger Pfeil auf den Generalstabskarten. Sie kamen aufrecht, in geschlossener Formation, aufgereiht wie Zinnsoldaten.

Nur zwei Schritt Abstand von einem zum anderen. Sie stürmten ohne Deckung übers freie Feld. Dort drüber brachen sie zusammen, tausendfach.

1978/79 besuche ich die letzten Überlebenden der Herbstkämpfe in Flandern 1914, Deutsche und Briten, für mein SFB-Feature »In den Tod - Hurra!« (1981). Ich treffe steinalte Männer, alle weit über 80, mit tadeloser »Haltung« und ausgezeichnetem Gedächtnis. Sie beschreiben Höhepunkte ihres Lebens, die 65 Jahre zurückliegen. Alles, was sie später noch erlebt haben, war nichts gegen dieses blutige Ereignis.

Als einziger Sohn einer Kriegerwitwe bin ich vom Dienst in der neuen Bundeswehr befreit. Für mich ist Soldatsein Erlebtes und Erlittenes aus zweiter



Jan, zweieinhalbjährig, in einem privaten belgischen Kriegsmuseum. Bei der Nachricht von seiner Wehrdienstbefreiung wird 80 Jahre »nach Langemark« in unserer Berliner Wohnung heftige Freude ausbrechen – zu hören in der Sendung »Große Kids – Tage und Nächte mit Neunzehn« (1996).

Hand. Ich lese Tagebücher, Regimentsgeschichten, Heeresberichte, die Erinnerungen hoher Militärs und die handgeschriebenen von einfachen Soldaten; studiere das Deutsche Infanterie-Reglement. Ich lese Krieg – gedruckt, gepredigt und im Chor gesungen. Die Dokumente sprechen eine brutale, eine verlogen-lyrische, oft eine schnoddrig-apologetische Sprache: »Na, viel Freude macht der Krieg ja nicht. Andererseits...« Manchmal dreht es mir den Magen um.

Krieg tobt auf meinem Schreibtisch: »Bluttrunken, Dämonen gleich, stürzen sie heran mit dem Geheul wilder Tiere« (»La Campagne 1914/15«, Belgische Chronik). In der Literatur und den Regiments-Geschichten, in die ich mich zur Vorbereitung der Sendung vertiefte, ist die Beschreibung der optischen Eindrücke eher mager, stereotyp, klischehaft, feldgrau. Viel eindringlicher und facettenreicher die akustischen Erinnerungen – ein Feuersturm von Adjektiven, eine Partitur in Wörtern, *musique concrète*, sound art:

... Mit metallischem Knacks sprang die Sicherung der Pistole zurück –
ein Ton, der wie ein Messer durch die Nerven geht...

Nach dumpfem Abschuss ein pfeifendes, flatterndes Geräusch. Minen
krachen ganz anders, viel aufregender als die Granaten: Sie haben
überhaupt etwas Reißendes, Hinterlistiges. Etwas von Gehässigkeit,
Heimtücke...

Todesstille, dann platzten Schrapnells wie Knallbonbons und die Hohlbläser fauchten hinterher... Hunderte Gewehre knallten, und heran gurgelten in scharfer Flachbahn die Granaten-Brocken eines 24-Zentimeter-Schiffsgeschützes...

Verworrenes Stöhnen und Brüllen, wie von ineinander verbissenen Raubtieren... Bersten, Schreien, Ruf... Rollen, Prasseln, Hämmern, Jaulen... Zwitschern wie von Vögeln...

Der tausendköpfige Bienenschwarm der Geschosse...

Das gewaltige Feuer der Schlacht arbeitete wie ein riesenhaftes Hammer- und Walzwerk...

Ich übersetze mir die lautmalerische Schlachtfeld-Poesie in realistische Prosa:

► ERZÄHLER Die Geschosse treffen, dringen ein. Sie töten, zerfetzen, verstümmeln. Keine Übungsmunition. Der Hauptmann, der mit gezogenem Degen voranging, aufrecht, Monokel im Auge, Zigarette im Mund, stürzt und bleibt liegen. Die rote Farbe auf seinem Gesicht ist Blut. Und viele, die jetzt hinfallen – links und rechts und plötzlich überall – sie sterben echt.

Tod aus Maschinengewehren, wasser- und luftgekühlter, geölter, in Gurten und Trommeln gebündelter, automatisch hämmerner Tod. 500 Schuss pro Minute, dicht wie Hagelsturm. Hier zählt nur Vernichtung, schnell und gründlich, maschinell. Zwanzigstes Jahrhundert.

Aus den Rübenfeldern winken, wimmern, rufen, schreien die Getroffenen. Sie liegen da mit Bauchschüssen und Kopfschüssen, mit Nasenschüssen, Ohrenterschüssen, Hals-, Gelenk- und Hodenschüssen, Magenschüssen – zähneklappernd vor Kälte und zitternd vor Todesangst. ►

Das Material steht tausendfach in Tagebüchern, Chroniken und Regimentsgeschichten. Es ist »authentisch«. Wenn ich es gegen den Strich bürste, enthüllt es mir neben unbestreitbaren Fakten auch Verklärungen, Verschleierungen, Übertreibungen, Fälschungen, Lügen, den »Zeitgeist«.

Vom Autor verlangt das »tote« Material ebenso viel Wachsamkeit und Intuition wie die Erkundung der lebendigen Gegenwart.

Heeresbericht vom 10. November 1914:

Am Yserabschnitt machten wir gestern gute Fortschritte. Diksmuide wurde erstürmt (...) Westlich Langemark brachen junge Regimenter un-

ter dem Gesang »Deutschland, Deutschland über alles« gegen die erste Linie der feindlichen Stellungen vor und nahmen sie...

Ein unbekannter Generalstabsoffizier hat das formuliert. Er hätte auch schreiben können: »Westlich von Bikschote... Diksmuide... Hollebeke...« Aber so kam Langemark in die Geschichtsbücher. Der Mythos entstand zufällig. Reaktionäre Schriftsteller stürzten sich darauf. Die Erwähnung des Liedes war so auffallend, so unsoldatisch-gefühlvoll für die sonst knochen-trockenen Heeresberichte, dass die Phantasie mit den Zeitgenossen an der »Heimatfront« auf und davon ging – vaterländische Dichter voran.

Die Völker haben uns gefürchtet oder geliebt – nicht nur weil wir mächtig waren, sondern vor allem weil wir unbegreiflich waren, unbegreiflich wie die singenden Kinder von Langemark...

Der NSDAP-nahe Dichter Josef Wehner, 1891–1973

Die Wahrheit: Der Sturmangriff am 10. November 1914 war beileibe kein »Sieg«, er brachte keinerlei »Fortschritte«, und die »jungen Regimenter« werden kaum »unter dem Gesang Deutschland, Deutschland über alles« gestürmt haben. Wo das Lied (Nationalhymne erst seit 1922) auch gesungen wurde, geschah das selten aus patriotischem Überschwang.

Die Ungewissheit und die Verwirrung ist entsetzlich. Es müssen eigene Truppen sein, die heranrücken und feuern in der Annahme, dass vor ihnen der Feind steht... Major Ryll lässt das Deutschlandlied singen, nein brüllen, um den Ankommenden zu zeigen, dass hier Deutsche sind...

Chronik des Reserve-Infanterie-Regiments 215

Wie sollten sie auch singen? Sturmangriff, durchweichte Rübenfelder, pausenloser Beschuss. Hinwerfen, aufspringen, hinwerfen. Sie waren oft von weit her an die Front marschiert, beladen wie Packesel: Tornister, Brotbeutel, Spaten, Zeltbahnen, Feldflaschen, Aluminium-Kochgeschirr, zwei gefüllte Patronentaschen, Patronengurte über der Brust gekreuzt, das Mausergewehr mit Bajonett (allein schon 4 1/2 Kilo). Meine Gesprächspartner erinnerten sich, dass ihnen bald die Luft wegblieb – auch ohne Deutschlandlied auf den Lippen.

Nein, wir sind keine Historiker. Wir nähern uns auch der Vergangenheit »nur« mit der Neugier und dem Handwerkszeug von Dokumentaristen, wie das unser großer Prager Kollege Egon Erwin Kisch (1885–1948) getan hat. Er unternahm »Reportagegänge vergangenheitswärts«. Und jeder Leser wusste – oder fand es nach einigen Zeilen heraus – wie subjektiv und parteiisch (zu

Zeiten auch propagandistisch) er seinen Stoffen auf den Leib rückte. Auch als Chronist und Historiograph bleibt der Radio-Autor... ein Autor.

Dass Geschichtsschreibung immer einen individuellen Ausgangspunkt hat und gesellschaftliche Standpunkte bedient, wird kaum noch bestritten. Nur wir Autoren werden immerzu ermahnt, »objektiv« zu bleiben.

Noch ein Schlachtfeld

Dezember 1991. Der Krieg ist nach Europa zurückgekehrt, 73 Jahre nach Langemark, nur 46 Jahre nach Ende des zweiten, noch größeren Schlachtens.

Ich stolpere mit meiner Tonausrüstung über das zerwühlte Schotterbett der Strecke Zagreb-Belgrad. Umgestürzte Masten, Bombentrichter. Wasser, jetzt eisüberkrustet, hat sich darin gesammelt. Zu Achterbahnen bizarr verbogene Eisenbahnschienen, herabhängende Oberleitungen. Herrenlose Tiere – wie auf Fotos aus dem Ersten Weltkrieg...

»Die Tiere laufen frei herum, leben und sterben, essen andere Tiere und sogar Leichen von Menschen«, sagt der kroatische Begleiter, ein wandelnder Waffenschrank. Er trägt den Stahlhelm der früheren Yugo-Armee, der rote Stern ist mit dem kroatischen Schachbrettmuster übermalt... »Da sind überall Minen, man kann die Tiere nicht einfangen...« Geschützdonner aus Richtung Pakrac. Junge Nationalgardisten frieren im Schneewind.

Im serbisch-kroatischen Krieg (1991-1995) kämpft die kroatische Armee gegen die Soldaten der so genannten Republik *Serbische Krajina* (RSK), die von der Jugoslawischen Volksarmee unterstützt wird. Bei einem Referendum sprachen sich 94,7 Prozent der Kroaten für eine Loslösung der Sozialistischen Republik Kroatien von der Föderation aus. Im Juni hat das kroatische Parlament die Unabhängigkeit ausgerufen – die Belgrad nicht akzeptiert.

Zusammen mit meinem kroatischen Kollegen und Freund Stjepan-Adrian Kostré arbeite ich an einem Feature, das später »Zerrissenes Land« heißen wird (SFB | DS Kultur | MDR | NDR | ORF | RDRS | NRK 1992). Die täglichen Kriegsberichte der deutschen Medien wollen wir mit eigener Wahrnehmung und stereophonem O-Ton unterfüttern.

Als ich zum ersten Mal in dieser Gegend war, vor zehn Jahren, hieß das Land noch »Jugoslawien«, und ich interviewte Partisaninnen des Zweiten Weltkriegs. Wir sprachen im Plusquamperfekt – vollendete Vergangenheit. Schwer denkbar, dass dergleichen in Europa jemals wiederkehren würde.

Jetzt wetteifern die Geschäfte Zagrebs um die größte kroatische Fahne im

Schaufenster. Man verkauft Vukovar-Feuerzeuge, Vukovar-Geldbörsen, Seidentücher »Vukovar – die Heldenstadt« (Blutflecken-Design). Die verheerende Schlacht um das gemischt-ethnische Grenzstädtchen ist Mitte November mit einem Massaker an Teilen der kroatischen Bevölkerung zu Ende gegangen.

Der Krieg ist almodisch, das Marketing up to date.

Flatternde Rotkreuzfahnen über vorüberrasenden Sanitätsautos. Aufrufe zum Blutspenden, Todesnachrichten an den Mauern. Die Jugend in Gruppen und Paaren auf dem nächtlichen Glacis rund um das Regierungsviertel, einem Angriffsziel erster Klasse – aber man hat den schönsten Ausblick auf die verdunkelte Stadt unterm Vollmond.

Im Hotel Esplanade (*»The Orient-Express is gone – The Esplanade is forever«*) rollen die Roulette-Kugeln. Lautlose Kellner, Jahrhundertwende-Charme. Am Eingang des Spielsalons ein rot durchkreuztes Pistolen-Piktogramm. Das Theater spielt Weihnachtsmärchen.

In den Kneipen rund um den Marktplatz hängen verlorene Gestalten ab, meist junge Gardisten, halbe Kinder noch. »Ich bin Söldner«, sagt einer mit süddeutschem Tonfall und keckem Stirnband, der die Nase tief ins dritte oder vierte Bier steckt. »Das Kämpfen macht mir Spaß!« Handgranate am Gürtel, Gewehr im Schirmständer.

◀ AUTOR Was seid ihr für Leute?

SÖLDNER Ehemalige Soldaten... Junge Kroaten, die in Deutschland aufgewachsen sind – Skinheads auf gut Deutsch. Sind dort nicht klar gekommen... Amis, Vietnam-Veteranen... Australier... Frühere Berufssoldaten aus der DDR... Waffenschieber... Die ziehen von Krieg zu Krieg. Ich hab' jetzt ein Angebot von einem uralten Ustascha-General. Der ist zu Geld gekommen und baut sich eine Privatarmee auf.

AUS DEN LAUTSPRECHERN »WHITE CHRISTMAS« ►

Notizen:

17. Dezember 1991 – neun Uhr abends. Die Stadt wird ausgeknipst. Zagreb macht sich unsichtbar. 900 000 Einwohner verschwinden von der Landkarte. Die Straßenbahn bleibt stehen. Tasten, Stolpern. Plötzlich sieht man den Sternenhimmel. Züge bilden sich zu den Bunkern. Noch zehn Minuten Flugzeit für die Bomber, die in Bosnien gestartet sind. Die Katakombe von Gric – ein Tunnelsystem unter der Altstadt. Platz für fünftausend Menschen. Taghell. Der Zeitungsmann ruft hier unten weiter seine Schlagzeilen aus. Wiederholt sie für mein Mikrophon.

18. Dezembe – Krankenhaus bei Pakrac, jetzt Lazarett: 1 Schultersteckschuss, 1 Durchschuss Oberschenkel, 1 Splitterwunde linkes Bein, 1 Bauchschuss (ernst)... Das Pressezentrum in Zagreb versorgt uns zweimal täglich mit neuen Opferzahlen und dem fortlaufenden Kriegstagebuch.

Nachmittags zu Dobroslav Paraga, Bodycheck durch zwei seiner Gorillas. Der Chef der berüchtigten *Kroatischen Befreiungskräfte* (HOS) hat sich im früheren Künstlerhaus am Starčevicév-Platz verschanzt. Er führt seinen eigenen Krieg. »Am Ende wird Serbien nicht viel größer sein als die Hauptstadt Belgrad«, sagt lächelnd der bartlose Riese mit dem schlaffen Händedruck.

Tomica, Sohn der kroatischen Radio-Legende Zvonimir Bajšić (1925-1987) auf Heimaturlaub. Der Dichter feingesponnener Poeme (er schreibt in mehreren Sprachen) schenkt mir seinen Rosenkranz und ein kroatisches Militär-Barett. Fährt morgen wieder an die Front.



Jahre später lese ich in einer Internet-Biographie: »Tomica Bajšić, geboren 1968 in Zagreb, Vater von drei Kindern. Kriegsveteran und Kriegsinvalid. Auszeichnungen für Tapferkeit, 2001 verhaftet und inhaftiert. Vorwurf des Hochverrats, da er sich weigerte, serbische Zivilisten zu massakrieren. Auf internationalen Druck und weil ihm keinerlei Verbrechen vorgeworfen werden konnten, freigelassen. Auch die globale Feature-Gemeinde hat interveniert.

19. Dezembe – Außenminister Genscher hat angekündigt, dass »wir« als erstes Land (neben Island) den unabhängigen Staat Kroatien anerkennen werden. In der Straßenbahn sagt die Schaffnerin: »Wenn ich gewusst hätte, dass Sie aus Deutschland kommen, hätten Sie nichts bezahlt«. Sie will das Geld zurückgeben. In Split eröffnet ein »Café Genscher«. »Heil-Genscher«-Aufnäher, schwarz-rot-gold mit Eisenem Kreuz. Die ersten Missverständnisse...

Abends ein Freudenfeuerwerk – aus den gleichen Rohren, die wir gestern in der Ferne gehört haben: Sturmgewehre, Karabiner und MGs. Die flim-

mernde Spur der Flachbahn-Geschosse von Stadtteil zu Stadtteil. Über unse-
re Köpfe weg. Hörten wir nicht die Feuerräder der Kinder, ihre begeisterten
Rufe und ganz fern die Glocken der Kathedrale – unser Großhirn würde das
Wort »Front« entziffern. Krieg und Frieden: identische Geräusche.

20. Dezember – Auch das Anerkennungsfest hat Opfer gefordert, be-
richtet die Zeitung. Mutter erschießt ihren eigenen Sohn, der ihr – von der
Front kommend – das Schnellfeuergewehr in die Hand gedrückt hat. »Mut-
ter, schieß doch mal!«

23. Dezember – Nachmittags. Begräbnis eines kroatischen Gardisten
in Zagreb. Dem Vater wird die Flagge überreicht, mit der der Sarg des Sohnes
bedeckt war. Ehrensalut. Kapelle spielt die kroatische Hymne. Totenglocke
und dumpfe Trommel.

Auch Klang ist Nachricht.

Tiefer graben!

Ypern (Ieper) in Flandern, neun Kilometer von Langemark entfernt, heute
35 000 Einwohner, war die erste Stadt, die im 20. Jahrhundert dem Erdbo-
den gleich gemacht wurde – ein flacher Schutthaufen wie später Stalingrad,
wie die Altstadtkerne von Warschau oder Danzig. Deutsche Artillerie leistete
ganze Arbeit. Mit sportlicher Begeisterung – das steht in ihren Kriegsbriefen
– legten deutsche Artilleristen eine der schönsten Städte Europas in Trüm-
mer.

In 60jähriger Arbeit wurde Ypern, Stein für Stein, wieder aufgebaut. Die
Einwohner haben sich auf dem weitläufigen Friedhof eingerichtet. Viele zie-
hen Nutzen daraus. Seit die »Michelin-Battlefield-Tours« 1919 auf dem Buch-
markt erschienen, boomt der Schlachtfeld-Tourismus.

2003 Fünfundzwanzig Jahre nach meinem ersten Besuch in Flandern
trinke ich Tee in »The Albion Hotel«, gehe mit britischen Touristen auf Grä-
bersuche in den »Killing Fields«, den Blutäckern, dokumentiere das abendli-
che »Last-Post«-Blasen unter dem Stadtgebogen, blicke in die träneneuchten
Augen der Enkel und Urenkel längst verblichener Kriegsteilnehmer, treffe
anderntags ein Häuflein »Diggers«, Amateur-Archäologen, die nach Über-
resten graben.

Hier war der Krieg vor allem Handarbeit. Man musste laden, schießen,
zustoßen, das Bajonett im Feind herumdrehen. Im Boden stecken noch die
Werkzeuge (und die Knochen) der Benutzer. André, der Vorarbeiter, zeigt ein
Album. Das alles haben sie hier freigelegt: unterirdische Kommandostellen,
Tunnel, Munition und Stacheldraht, Bajonette, Stahlhelme, Gürtelschnal-

len, falsche Zähne, Trinkbecher und Tabakspfeifen, Kochgeschirr, Besteck, primitive Gasmasken, Erkennungsmarken, Stiefel, Eheringe. Und natürlich Waffen – alles bestens konserviert in der blauen Tonerde von Ypern. Niemand bückt sich mehr nach den Gewehrkugeln, die überall herumliegen.

◀ STIMMEN | GERÄUSCHE VON HACKEN UND SCHAUFELN

DIGGER (DEUTSCH) Deutsche Linie da – britische Linie hier. Sie sehen den Abstand! Keine 100 Meter!

AUTOR Ein Fetzen Stoff von einer Militärdecke. Ein Unterstand, eingesackt im Lehmboden, voll Wasser. Schwarze Holzreste.

DIGGER (SPRECHER ÜBERSETZT) Eisenbahnschwellen und Windmühlenflügel... Das ist die Arbeit von den deutschen Soldaten. Blockbau-methode. Die Briten haben das dann noch verbessert...

AUTOR 50 Deutsche haben sie hier ausgebuddelt, in drei Jahren. »Jeder gefundene Soldat, der von uns ein Grab bekommt, ist ein Erfolg«, sagt ein blasser junger Mann.

DIGGER (SPRECHER ÜBERSETZT) Wir suchen keine Soldaten, aber wir finden sie! Die rufen nicht »Hier!« ►

»Ypern – Die Stadt, die mit den Toten lebt« – DLF 2003

Auch Feature-Machen heißt graben – tiefer graben als die anderen, die keine Zeit haben (oder sich die Zeit nicht nehmen wollen). Geduldiger graben. Den Bohrkern untersuchen, Schicht um Schicht. Die Oberfläche gibt zu wenig Auskunft.

Manchen Film-Fans werden einzelne Szenen in Alexander Kluges »Deutschland im Herbst« (1977/78) und »Die Patriotin« (1979) in Erinnerung sein, in denen Hannelore Hoger alias Gabi Teichert buchstäblich nach den Spuren der jüngsten deutschen Geschichte gräbt.

Das private Kriegsmuseum an der belgischen *N 8*, gleich neben dem Erlebnispark mit der höchsten Wasserrutschbahn Europas, betritt der Besucher durch eine Gasse aus Sandsäcken. Der Eingang ist von Mörsergranaten flankiert. An der Rezeption ein reichhaltiges Angebot an *trench art*, Schützengraben-Kunst: Zünder und Patronen, blank poliert, mit Goldkettchen. *Toys for boys*.

Da stehe ich mit meinem Tonbandgerät, halte das Mikro in Richtung auf die Lautsprecher, wo in regelmäßigen Abständen das nachempfundene »Gasläuten« erklingt – ein Warnton vor Kampfgas. Zehntausende Soldaten hat es 1914-18 getötet, an den Lungen unheilbar veräetzt oder blind gemacht. Allein 3000 Deutsche starben durch Produkte aus dem *Kaiser-Wilhelm-Institut für Physikalische Chemie* in Berlin, weil der unpatriotische Wind sich drehte.

Alles im Museum, entrückt und abgehakt wie die Varus-Schlacht, sobald sie in der Schule »durch« ist. Wie haben uns die beiden Weltkriege ein Leben lang beschäftigt, wie viele Nie-wieder-Krieg-Sendungen sind verpufft. Rohrkrepierer.

»Ich bin noch im Krieg geboren«, erzähle ich einem Achtzehnjährigen – »In welchem Krieg?« – »Dem zweiten, großen...« – »Irak? Afghanistan?« – »Starwars«, sage ich und wechsle das Thema.

Wieder einmal packt mich der Autoren-Blues – dieses Gefühl, etwas ganz und gar Aussichtsloses zu tun.

Alles für die Katz?

An schönen Sonntagen fahre ich mit meinem achtjährigen Sohn zum »Monte Scherbellino« am Stadtrand West-Berlins. Dort, auf dem »Scherben-Berg«, treffe ich viele andere Väter, die mit ihren Söhnen Drachen steigen lassen. Vor 40 Jahren gab es dieses schöne Ausflugsziel noch nicht. Da hatte man erst begonnen, die Trümmer der früheren deutschen Hauptstadt zu künstlichen Bergen anzuhäufen, mit Erde zu bedecken und Gras darauf zu säen. Ich glaube, die meisten Kinder, die wir sonntags dort treffen, halten den »Scherbellino« für einen ganz gewöhnlichen Berg.

Vorwort zur Manuscript-Einreichung des SFB-Features
»Deutschland – 8. Mai 1945«, Prix-Italia-Wettbewerb 1985

Im Mutterland – Nachkriegskinder auf der Couch

Der Zweite Weltkrieg hinterlässt in Deutschland zweieinhalb Millionen Halbwaisen, in ganz Europa 20 Millionen. Fast ein Drittel aller Männer in Deutschland, die zwischen 1933 und 1945 geboren wurden, starten vaterlos ins Leben, oft im Schatten einer übermächtigen »tapferen Kriegerwitwe«.

Auch meine Mutter erlebt den totalen Zusammenbruch: Ihr erster Mann in Russland gefallen, der zweite vermisst. Mit einem fünfjährigen Kind wird sie im Viehwaggon aus dem früheren Sudetenland in das besiegte, zerbombte »Reich« abgeschoben. Die Frau – in der mährischen Provinzstadt *everybodys darling*, bewunderte Eisprinzessin, Angehörige der deutschen Oberschicht – ist plötzlich fremd und unerwünscht. Sie legt sich einen Körperpanzer zu, die Fassade muss gewahrt werden.

Mit 65 Jahren versuche ich mit einem Schulfreund, der Psychotherapeut geworden ist, in das Kellergeschoss der eigenen beschädigten Biographie einzusteigen. Radikal ziehen wir die Bilanz einer konfliktreichen Mutter-Sohn-Beziehung und entdecken zugleich ein Generations-Schicksal: die lebenslange Nachkriegszeit der »Kriegskinder« mit ihren nie ganz weggeräumten Trümmerbergen.

2006 »Der ewige Nachkrieg« sollte die Sendung zuerst heißen. Als sog. »Kriegswaise« hat mich das Thema lange beschäftigt. Ich weiß um die Folgen und Spätfolgen dieses biographischen Defekts. Und ich traue mir zu, von der eigenen Befindlichkeit zu abstrahieren – soweit das nötig ist. Auch wenn ich einen anderen Protagonisten wähle als mich selbst, würde ich diesen doch immer durch meine Brille betrachten. Er würde mein Doppelgänger. Warum also nicht gleich das Original?

Gern folge ich einem weisen alten Ratgeber: »Das Heraustreten des Darstellers aus seiner Rolle und der Gestus des Zeigens auf seine Gestalt«, schreibt Bertolt Brecht in »Kleines Organon für das Theater« (1948) sollen »dem Betrachter vertraute Dinge in einem neuen Licht erscheinen lassen (...) In lebendiger Darstellung erzählt er die Geschichte seiner Figur, mehr wissend als diese«.

► ERZÄHLER Mit acht bekam er eine Geige... (DER SOHN SPIELT) Mutter kaufte ihm auch Noten: »Die Lustige Witwe« von Franz Léhar. Auf dem Titel ein Pin-up-Girl aus den Dreißigern. Unter dem Satinkleid war ihr Körper nackt.

DER SOHN (STIMME DES AUTORS) Ich könnte sie jetzt noch genau beschreiben.

ERZÄHLER Ein Menschenleben ist das her. Er kratzte auf der Geige, und die Mutter hat gesungen.

DER SOHN »Vilja, o Vilja | Du Waldmägdelein.«

ERZÄHLER Wie in ihrer Jugend.

DER SOHN Bill Haley gründete gerade seine »Comets«...

»WATCHA GONNA DO« (BILL HALEY AND HIS COMETS) ▶

»Männer im Mutterland« – RBB | RB | SR | WDR | ORF, 2006

Der »Autor« zitiert sich durch den Mund des Profisprechers selbst, wie einen Fremden. Er tritt aus sich heraus, betrachtet den eigenen Fall aus kritischer Distanz, entdeckt im Typischen das Archetypische. Der Brecht'sche »V-Effekt!«

»Aber«, höre ich fragen, »warum schon wieder diese Nabelschau?«

Wie löse ich den Konflikt zwischen individuellem Gegenstand und exemplarischer Bedeutung diesmal? Immer ist auch eine Form des Exhibitionismus im Spiel, wie er alle Schauspieler, Kolumnisten, Moderatoren und Politiker kennzeichnet. Aber dieses Privatvergnügen darf den allgemein gültigen Kern nicht beschädigen.

»Ich weiß«, werde ich meinen Kritikern antworten, »private Steckenpferde und eitler Mitteilungsdrang haben ihre eigenen Felder – im weltweiten Netz wie im täglichen Leben. Sie gehören nicht in unser Fach! Was ich hier propagiere und für meine Person bis zur Schmerzgrenze ausreizen will, ist der persönliche (nicht der private!) Blick auf ein universales Thema.«

Natürlich diskutiere ich den »Fall« mit Heidrun. Sie weiß, dass ich an dem Thema nicht vorbeikomme. Mein Redakteur Wolfgang Bauernfeind macht mich auf einen bevorstehenden »Kongress der Kriegskinder« in Frankfurt am Main aufmerksam – eine Möglichkeit vielleicht, eine »breitere Basis« zu schaffen.

◀ ERZÄHLER Fast 700 sind versammelt, krumme weißhaarige Greise; andere noch aufrecht, tapfer durchgedrücktes Kreuz.

SOHN Meine Jahrgänge!

ERZÄHLER Zum ersten Mal hat der Sohn ein solches Wir-Gefühl, mit seinen Macken und Komplexen ist er nicht allein. Er ist Teil einer »Kohorte«, einer Peergroup, wahrgenommen von der Wissenschaft... Da liegen sie nun also auf der Couch, die Seelen aufgeklappt. Und zwei Dutzend Koryphäen, Schriftsteller, Historiker, Psychoanalytiker der ersten Garde diagnostizieren:

FACHSTIMMEN (IN EINANDER VERSCHRÄNKT) ... Disregulationen im Affektbereich, regressive Zustände, Störungen im Schlaf... Aggressive Ausbrüche... Suizid-Versuche... Nächtliche schwere Albträume... Drogenmissbrauch... Delinquenz... Zunehmende Rückzüge aus Beziehungen... Traurigkeit... Psychogene Amnesie... Vermindertes Interesse... Gefühle von Distanziertheit... Vermeidung von Nähe ...

ERZÄHLER Und sie waren doch ihr Leben lang ganz unauffällig, diese Alten. Und zufrieden. Und erfolgreich. Keine Lost Generation wie die Hemingways, die Fitzgeralds und Remarques und Huxleys. Makellose Karrieren. Keine Spiele, keine Albernheiten. Man ist nicht zum Vergnügen auf der Welt! Von ihrem Nachkrieg reden sie mit einem Lächeln. Wenn sie reden.

Der Sohn lebt wie auf dünnem Eis. Jeden Augenblick kann er einbrechen. Er sammelt Kabel, alte Schauben, Draht, Scharniere, Lüsterklemmen, Rollen, Rädchen, Federn... Wie sein Großvater, der Hamster, nach dem Weltkrieg. Er fürchtet sich vor hohem Gras. Da lagen Blindgänger. Man wirft kein Brot weg. Und: »Wir essen unseren Teller leer!« Manchmal möchte er sich selber in den Arm nehmen. ►

Die »Draußen-vor-der-Tür«-Generation der Schnabel, Böll, Grass, Jens, Aichinger, Enzensberger, Fried, Walser hat ihre eigene Geschichte oft erzählt. Eine Generation der betrogenen Hoffnungen, die den Mythos vom Neuanfang pflegte, um festzustellen, dass andere längst wieder das Ruder übernommen hatten.

Jetzt sind WIR also dran – die Nachkriegskinder, noch im Krieg geboren, pubertiert in den Fünfzigern, mühsam frei geschwommen in den Sechzigern. In vielen Fällen eine vaterlose und muttergeprägte Generation, zeitlebens auf der Suche nach Ersatzvätern. Eine Generation der Heimatlosen auch: als Kinder ausgebombt, vertrieben, geflüchtet, an fremden Orten eingepflanzt. Gezwungen, eigene Wurzeln und Triebe zu bilden. Wiederaufbau, Restauration, Protestbewegung. Eine folgerichtige Kette.

Mein Vater – er war 26 – nahm als Fliegerabwehr-Schütze 1941 am deutschen »Russlandfeldzug« teil und starb neun Wochen nach dem Überfall auf die Sowjetunion bei der kleinen Ortschaft Potschep in Zentralrussland, von der er sicher nie zuvor gehört hatte. Die Kameraden von der Fliegerabwehr benannten ein Geschütz nach ihm: »Flak Ämilian Kopetzky« – oder so.



◀ ERZÄHLER (ZITIERT) Sehr geehrte Frau Kopetzky... fällt mir schwer, mitzuteilen... in den Kopf getroffen... Heldentod... Die Batterie verliert in Ihrem Gatten... ▶

Mein Stiefvater, den sie während eines Fronturlaubs im fünften Kriegsjahr geheiratet hatte, verschwand »an der Spitze seiner Einheit« in den Trümmern von Sevastopol auf der Krim bei einem Selbstmord-Unternehmen kurz vor Torschluss 1944. Nach ihm wurde nichts mehr benannt.

◀ ERZÄHLER (ZITIERT) Fällt mir schwer, mitzuteilen (...) ▶

Neun Jahre wartet meine Mutter auf den Vermissten, den so sehr geliebten zweiten Mann, bis sie ihn für tot erklären muss – aus Versorgungsgründen. Das ist ihr Stalingrad, die Stunde Null, Zusammenbruch. Die Mutter kapituliert. Später wird sie lange krank, sehr krank sein – endogene Depression, permanente Suizidgefahr, acht Jahre geschlossene Anstalt.

Im Feature bleibt der Abschnitt ausgeklammert. Als ich daran arbeite, ist meine Mutter »über alles hinweg«. Die Anstaltsjahre hat sie für sich ausradiert. Die bloße Erwähnung würde sie umbringen. Solche Grenzen muss der Sohn und Autor respektieren.

◀ DER SOHN Meine Mutter ist jetzt (2005) Dreiundneunzig und sie lebt allein, seit 59 Jahren. Das Gehör lässt nach. In den Augen sitzt der Star. Die Schritte werden unsicher. Aber – sie will keine Hilfe. Und schon gar kein Mitleid. Sie hat ihren Sarg schon ausgesucht, die Beerdigung bezahlt und auch die Grabpflege – 30 Jahre *all inclusive*. Sie versteinert wie ein sehr alter Baum. Ihre Härte reicht sie weiter an den Sohn. ►

Der Vater und der Stiefvater: fürs Vaterland gefallen. Von jetzt an lebt der Sohn im Mutterland. Mit 20 verlässt er den Käfig. Er flüchtet in die ferne Großstadt, Emigrant aus Mutterland. Rette sich, wer kann!

◀ ERZÄHLER Nach vielen Jahren kommt der Sohn zurück aus der Großstadt. Fern vom Mutterland hat er gelebt, gearbeitet, geliebt und selber einen Sohn gezeugt. Nun ist er heimgekehrt – sie glaubt: zu ihr. Doch die Frau, die ihn gestohlen hat, ist bei ihm. Die Diebin ist in der Stadt.

Ab jetzt herrscht lautloser Guerilla-Krieg. Die Mutter reklamiert das Kind im alten Mann für sich. Sie spukt in seinen Träumen, zieht ihm kurze Hosen an, wie damals; drückt ihn an die Brust. Überlebensgroß: ihr Schatten. Nichts hält ihrem Urteil stand. Beamter sollte er werden, mit Vorzimmer, Namensschild an der Tür. Dass er zum Rundfunk ging, hat sie immer als Verrat empfunden. Er hat ihren Lebensplan durchkreuzt. ►

Kurz vor meinem 65. Geburtstag haucht die Mutter ihr zuletzt künstlich beatmetes Leben aus. Die Sendung ist noch längst nicht produziert. Aber auch jetzt bin ich unfähig, den blinden Punkt in ihrem Leben (die verschwiegenen Jahre in der Anstalt) zu erwähnen.

Ich schreibe an den Freund:

Lieber Egon,

wie Du siehst, ist letzte Woche meine Mutter gestorben (»stehen-geblieben« wäre angesichts der vielen angeschlossenen Hilfsaggregate treffender) – neben all der äußeren Geschäftigkeit, die ein Todesfall mit sich bringt, ein verwirrendes Ereignis, das mich und auch Heidi gedanklich mehr beschäftigt, als wir vorher angenommen haben.

Ich könnte von einem »traurigen Ereignis« schreiben. Aber das träfe in dieser klischehaften Formulierung nicht den Kern. Noch immer – die Beerdigung war Freitag – wechseln Mitleid und Erleichterung ab, nur muss ich die ganz große Erleichterung erst noch zulassen. Starke Mütter – Du weißt es – herrschen über den Tod hinaus.

Das makabre Ende der Geschichte (der ein Leben lang bevormundete Sohn wird in ihren letzten Stunden gerichtlich zum Vormund der Mutter ernannt) ist für die Sendung leider unvermeidlich. Der Schluss soll also, wie Du vorgeschlagen hast, ihm gehören. Etwa so:

»Mit 65 Jahren endlich abgenabelt. Frei. Entlassen aus dem Mutterland. Diese Frau stellt keine Forderungen mehr. Er hat sie überlebt, die Stählerne...«

Wie es der Zufall (?) gewollt hat, entstand in den letzten Jahren eine ganze Staffel ähnlicher Generations-Stücke. Da wird Bilanz gezogen, vorwiegend von Söhnen, die sich an ihren oft übermächtigen (gehassten und zugleich bewunderten) Müttern abarbeiten, stellvertretend für Hunderttausende. Zum Beispiel: »Mutter – Ein Bericht« von Peter Klein (2004) oder »Mutters Schatten - Kehraus im Elternhaus« von Lorenz Rollhäuser (2008). Seltener: Autorinnen im Disput mit Vätern und Großvätern, zum Beispiel Irmgard Maenner, »Federland« (DLR 2011).

Café Exit – Gespräche über den Tod

Meine Mutter hatte sich eine »große Leich'« gewünscht – mit Trauerreden, Blasmusik und vielen Menschen, Blumen über Blumen. Solche Dinge waren ihr immer wichtig. Doch hinter mir und der zeitlebens bekrittelten, zuletzt gehassten Schwiegertochter folgen dem Sarg nur noch Pfarrer, Messdiener, die Totengräber, Schwager, Schwägerin und im Schneckentempo fünf alte Nachbarinnen.

In dieser kleinen Runde sitzen wir dann auch beim Leichenschmaus, den man hierzulande »Tröster« nennt. Als Sohn, der mit dem christlichen Jenseits-Glauben wenig anfangen kann, werde ich taktvoll bedauert und getröstet (»Sie hat 's drüben besser«). Nach zwei Stunden mit Kaffee und Kuchen ist alles vorbei. Ein kümmerlicher Abgesang.

»Sie hat Glück«, sage ich zu Heidrun, »dass sie das nicht mehr erlebt!«

Trotz unserer perfekten Entfremdung finde ich das ungerecht. Posthum

klaften Wunschvorstellung und Wirklichkeit allzu skandalös auseinander. Ich will das richten. Meine Mutter soll eine große röhrende Feier haben. Radio kann alles!

Ich beginne, mit dem Mikrophon in Mutters nächster Umgebung Jenseits-Vorstellungen einzuholen. In immer weiteren Kreisen um dieses Zentrum entspinnen sich Dialoge, Monologe und Plaudereien über letzte und allerletzte Dinge, quer durch Deutschland aufgenommen und im Studio dann zu einer zunehmend heiteren Trauerrunde montiert.

Der virtuelle Gastraum füllt sich in Null-komma-nix. Bekannte und ganz Unbekannte hängen ihre nassen Mäntel auf: die russland-deutsche Studentin, die Verkäuferin aus Mecklenburg, der Berliner Kabarettist, der Schauspieler, der berühmte russische Dirigent und der unerschütterliche Kommunist, ein »Jenseitsforscher«, der Fachmann für Rauschdrogen, meine Funkkollegin Ute (sie hat auch Theologie studiert), der Dichter Edgar Hilsenrath, der junge katholische Pfarrer, der Mutter beerdigt hat, und der fundamentalistische Maurermeister aus dem Nachbardorf, auf Du-und-Du mit den Verstorbenen. Gläubige und Atheisten...

Die Freude, noch auf der Welt zu sein, verwandelt die nachdenkliche Runde mehr und mehr in eine ausgelassene Party – einen wahren »Tröster« ange-sichts der unabweisbaren Endlichkeit aller Kreatur.

This may be the last time | we ever shout together, singen »The Blind Boys of Alabama«, und die virtuelle Runde grooved zum Abschied höchst lebendig mit.

»Leichenschmaus im Café Exit – Gespräche über den Tod«, NDR 2006



Wer sind wir eigentlich?

Kleine Autoren-Zoologie

»Beruf?« fragt der Meldezettel beim Einchecken am Hotel-Counter. Was soll ich hinschreiben? »Journalist?« »Publizist?« »Freischaffender?« »Schriftsteller?«

»Zeitungsreporter« steht in meiner Kurzbiographie. Aber das ist lange her. Wie wär's einfach mit »Feature-Autor?« Nur – wie erkläre ich das der netten Rezeptionistin, wenn sie ausnahmsweise fragt? Den Begriff »Reporter« glaubt sie zu kennen – die »ZDF-Reporter«, na klar: Harte Fragen, versteckte Kamera. Doch auch das ist knapp daneben.

Unlängst habe ich mir eine Vergleichs-Liste aufgestellt – unscharf und hinkend und schon gar keine Rangordnung:

REPORTER

Arbeitet meist tagesaktuell

Beauftragt, entsandt, stark ergebnisorientiert

Geht auf das Ziel (das Thema, die Story) linear zu

Dokumentiert

Liefert Schnappschüsse vom Tatort

Hält sich an Ereignisse

FEATURE-AUTOR

Verfolgt Entwicklungen | Mittelfristige Aktualität

Wählt im Idealfall Orte, Themen, Blickwinkel, Methode selbst | Seine Einstellung: ergebnisoffen | Soll finden, nicht Erwartetes belegen

Nähert sich dem Gegenstand tastend, elliptisch, meandernd – Der »gerade Weg« führt womöglich an bedeutenden Details vorbei

Erforscht

Seziert auch die Leiche

Bearbeitet Stoff-Gebiete am Beispiel von Personen und Ereignissen (»*Small stories – big issues*«)

Meist kurzfristiger Augen- und Ohrenzeuge	Weitet, wenn nötig, das Arbeitsfeld räumlich und zeitlich aus – oft über Tage, Wochen, Monate
Arbeitet die Themen »ab«	Lebt mit ihnen Konstatiert, beobachtet, beschreibt, reflektiert
Seine Gedanken tun nichts zur Sache Die Meinungen am Geschehen Beteiliger werden kommentarlos übermittelt	Bezieht die Hörer in seine eigenen Gedanken ein Macht sie mit den Gedanken Beteiliger vertraut Initiiert »innere Dialoge« mit dem Publikum (»Wie würde ich mich verhalten?« – Pro und Kontra)
Ein guter Reporter muss kein »Autor« sein	Feature-Autoren sind hybride Wesen (sprach- und aufnahmetechnisch begabte, musikalisch empfindende Zeitgenossen mit journalistischem, sprich: detektivischem Spürsinn)
Pragmatiker	Lassen sich von Fakten aber auch von Phantasie, Inspirationen, Träumen, Zufällen, persönlichen Erfahrungen leiten

Unsere Aufgabe ist Zusammenfassen, verantwortungsvolles und intelligentes Weglassen, Einordnen, Zurechtrücken, Übersetzen, Entkleiden, Eindampfen und auf diese Weise das, was wir etwas leichtsinnig »Wirklichkeit« nennen, überschaubarer machen; das Herausarbeiten der Gestalt dieser »Wirklichkeit« (der Tontechniker würde sagen: ihrer »Hüllkurve«) aus dem ungeformten Material; auch die Entdeckung verborgener oder kaum beachteter Qualitäten und Schönheiten.

Gutes Material kann reden. Es sagt, wie es behandelt werden will. Es verlangt nach der passenden Form, dem angemessenen Tempo und Rhythmus. Es will Krimi werden, blutiges Drama, lehrreiche Fabel, große Oper oder zarte Lovestory. Form verbirgt sich im Material.

In meinem Gestaltungsprozess wechsle ich, der Feature-Macher, mehrmals meinen Rock. »Vor Ort« bin ich vor allem professioneller Augen- und Ohrenzeuge, ich beobachte, registriere und erlebe; ich lasse mich beeindrucken; ich genieße die Erregung des Augenblicks, des Zusammentreffens mit einer mir fremden Person (»coole Typen« sind da zweite Wahl).

An Schreibtisch und dann im Studio, beim Sichten der Beute, dominiert mein analytisches Urteil. Herz und Verstand – um es auf diesen einfachen Nenner zu bringen – kritisieren und korrigieren einander.

Der Feature-Autor muss sich von den Dingen lösen können, die er aus der Nähe gesehen, erlebt und erforscht hat. Abstand und Gelassenheit gehören zu unserem Handwerk.

First Person Singular

Der sogenannte »Stil«, die »Handschrift«, der »eigene Ton« ist mehr als das Konzept einer Sendung; mehr als die Kunst, ein Interview zu führen; mehr als alle formalen Fähigkeiten (Text, Dramaturgie, Musikalität, Sprechbegabung); mehr als die spezifische Themenwahl. Sendungen großen Formats passen wie Maßanzüge, wie Couture-Kleider.

Le style, c'est l'homme

Georges-Louis Leclerc de Buffon in der Académie française 1753

In einem Vortrag beim 2. Feature-Symposium am Rendsburger Nordkolleg (2011) sprach der Autor Michael Lissek von einem »swarmen Code« – im Gegensatz zum »kühlen Code« einer hörbaren *corporate identity*, eines stationstypischen Einheits-Sound. Unabhängig agierende Radiomenschen, so Lissek, »begreifen sich als Autoren im pathetischen Sinne. Das Resultat dieses Sich-selber-Schreibens und -Begreifens als Autor ist: Das WERK (im Gegensatz zum STÜCK)«

»First Person Singular« hieß der Untertitel der Radio-Show »The Mercury Theatre on the Air« in den späten Dreißiger Jahren, präsentiert von Orson Welles (1915-1985) – Ansage:

I wrote the script and directed it. My name is Orson Welles.

Für ihn, einen der Erfolgreichen, war jedes Hörspiel und – noch ehe das Wort in Gebrauch kam – jedes Feature eine »Radio show«, *showbiz*. Aber Welles war auch ein politischer Kopf. Angefangen hatte er als Sprecher beim Schulfunk (*American School of the Air*) 1934 mit neunzehn Jahren. Von 1935 an trat er in »America's Hour« von CBS auf, einer dokumentarischen Radioserie über geschichtliche Themen, Luftfahrt, Industrie und Landwirtschaft, und für weitere vier Jahre in der halb-dokumentarischen Filmreihe »The March of Time«, verkleidet als Haile Selassie, Sigmund Freud oder »Mann von der Straße«.

Zugegeben: O. W. spielte auf dem kapitalistischen Marktplatz Nordamerikas seine Rolle als Geschichtenerzähler nach den dort herrschenden Regeln: Erst die Reklame für »Pabst Blue Ribbon Beer« oder »Campbell's Soup«, dann ein Dokudrama gegen Hitler und den Totalitarismus im allgemeinen.

Was mich an dem »Phänomen Welles« fasziniert, ist erstens der Druck, der punch seiner Persönlichkeit – in seinen eigenen Worten: »*Personality always matters more than technique*« – und zweitens das unbedingte Bekenntnis zur eigenen Wahrnehmung, wie in dem berühmten Interview mit Peter Bogdanovich 1992:

When I look through the camera, I need to look with my own innocent eye (...) Nothing's true for everybody (...) I like to feel a little like Columbus: in every new scene I want to discover America. And I don't want to hear about those goddamn Vikings (die angeblich Amerika entdeckt haben – H. K.) Each time I set foot on a movie set, I like to plant a flag.

Im kurzen Radiofrühling nach 1945 galten auch deutsche Autoren als *first persons singular*, die ihren Flaggenmast einrammen wollten. Die »gottverdammten Wikinger«, die erst kürzlich abgetreten waren (keine Entdecker, sondern primitive Barbaren unterm Hakenkreuz), hatten zahllose subjektive Wahrheiten zugunsten der einen, verordneten eliminiert.

Um so dankbarer wurden die journalistischen Pioniere der ersten Nachkriegszeit wahrgenommen. Es hieß: »Schnabel« (oder Eggebrecht oder Peter von Zahn) »ist heute Abend im Radio!« Gefragt war der Klang ihrer Stimmen, waren ihre Eigenarten, vielleicht sogar die kleinen Fehler, wie das sympathische Lispeln eines Horst Krüger. Oder ein ganz spezieller Sinn für Humor. Besonders aber war das Publikum neugierig auf ihre Ansichten.

Was mich betrifft, höre ich viel lieber Menschen zu als »Sendungen« – Autoren, die mich meinen; Stimmen, denen ich bereitwillig »mein Ohr leide«.

Leben ist Wärme und Nähe. Tote könnten das bestätigen.

Voraussetzungen für das Schreiben einer Hörfolge:

Der Verfasser muss sein Thema kennen und lieben, ehe er beschloss oder beauftragt wurde, es zu schreiben. Kaum eine andere Funkarbeit braucht so viel Vertrautheit mit dem Gegenstand, so viel Lust zur Sache, wie diese. In jeder Hörfolge muss der Druck einer lebendigen Gesinnung spürbar sein.

Axel Eggebrecht auf seiner mosaischen Tafel der 10 Featuregebote »Über Hörfolgen«, 1945 angeschlagen in der NWDR-Feature-Redaktion

Mit anderen Worten: Der Radio-Autor braucht einen Standpunkt – weltanschaulich, politisch, ästhetisch. Er muss aus der Deckung kommen, wenn er wahrgenommen werden soll. Er muss Stellung beziehen, Reibungsflächen bieten, zuspitzen und auf den Punkt bringen (der immer auch ein subjektiver Stand-Punkt sein wird). Der verstorbene Theatermann George Tabori, gefragt, warum er Lessings »Nathan« erst relativ spät in seinem Leben inszeniere (1991):

Er pocht an die Tür, so lange, bis er hereingelassen wird. Sonst würde er die ganze Nacht pochen, wie ein Herz vor dem Infarkt. Man soll nur darüber schreiben, was nie aufhört zu pochen.

Die eigene Stimme

Der Schriftsteller Horst Krüger (1919-1999), ein »Mann der Feder«, wie man früher sagte, keinesfalls des Mikrofons, war dennoch einer der erfolgreichsten Feature-Autoren. »Das zerbrochene Haus« über seine Jugend in Deutschland während der Nazi-Diktatur, 1966 als Buch erschienen, also nichts als ICH-Text, wurde zum Radio-Serien-Renner. Er las selbst. Krüger war kein ausgebildeter Schönsprecher. Eine gewisse Monotonie, leichter Sprachfehler – und doch »hingen«, wie es heißt, »die Hörer an den Lautsprechern«. Er kam ihnen nah.

»The German Narrator« nannten Kollegen des westlichen Auslands eher spöttisch jene Stimme aus den Wolken, die ein Markenzeichen unserer ARD-Features war. Bis in die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts (und darüber hinaus) herrschte im deutschsprachigen Hörfunk noch weitgehend unangefochten der allwissende Erzähler mit der kernigen Radiostimme und dem Abzeichen für "Objektivität" an der Mütze, der *ex cathedra* (*ex studio*) bekannt gab, wie die Welt angeblich sei.

Er sprach zu uns allen. Manche Nachkriegs-Stimme – auch die der Bühnendarsteller, der Sportreporter und Politiker – trug noch den Mehltau der Verkündungs-Rhetorik vergangener Jahrzehnte.

Aber auch in der goldenen Zeit des »German Narrator« erklangen im Radio mitunter höchst intime Bekenntnisse:

ERZÄHLER Wir fuhren vom Grab (Richard Wagners – H. K.) direkt ins Bett. Beim Gutenachtwünschen rüttelte mich der Herr sanft an den Schultern, sagte leise: »Morgen also! Freuen Sie sich!« Die Dame strich mir sogar über die Wange: »Morgen also! Schlafen Sie sich nur richtig die

Ohren aus!« Dann standen wir uns noch für eine ganze Minute still gegenüber, und beide lächelten auf mich ein (...) Ich schloss vorsichtshalber die Fenster, knipste in meinem Hirn Musik an, um endlich einzuschlafen: Morgen also...

REGIE Musik (The Jimmy Giuffre 3, Two Kinds of Blues) gleich hinter »Musik an« einsetzen, hinter »einzuschlafen« voll aufblenden.

Peter Leonhard Braun, »Debut in Bayreuth –
Tagebuch eines Unmusikalischen«, SFB | SWF 1963

Musik-Fragmente der US-amerikanischen Jazz-Formation ertönen dem Erzähler immer dann im Kopf und den Zuhörern im Ohr, wenn die Wagner-Schwärzmerei der begleiteten Opern-Pilger allzu sehr ins Lächerliche umkippt. Auch hier spricht durchaus nicht der Autor selbst – der Sprecher hieß Rolf Henniger. Dennoch entfaltet sich beim Wiederhören heute noch der verschmitzte Charme einer persönlichen Mitteilung.

Für mich als Autor, Sprecher, Regisseur und seit Mitte der achtziger Jahre als mein eigener Tontechniker wird der Nahkampf mit dem Studio-Mikrophon zum chronischen Leiden an der hörbaren Diskrepanz zwischen der Authentizität aufgenommener O-Töne und einer nie ganz damit verschmelzenden, natürlich-entspannten Erzählhaltung.

Auch die Technik des colloquialen Vernuschelns erwies sich oft als Fehlversuch. Ich bemühte mich um die Balance zwischen – sagen wir – einem hochgezüchteten Profi, der alles »richtig« macht, und einem begabten Amateur (auch junge, noch »unfertige« Musiker sind ja oft interessanter als ergraute Primgeiger und Tastenlöwen).

Einen scheinbar »natürlichen« Sprachgestus beherrschen die Plapperer der Hit-Radios besser als die meisten von uns seriösen Featuremachern – wobei die »Natürlichkeit« bloßes Handwerk ist und als Deckel auf jeden Topf passt. Bedeutend schwerer fällt es, einen gefeilten, sprachlich konzentrierten Text – laut Virginia Woolf die »dünnteste Hülle eines Gedankens« – überzeugend in das Gerüst gestalteter Sendungen so einzufügen, dass O-Ton, Erzählstimme, Musik, akustische Kulissen und andere Elemente eine Einheit bilden. Die Identität von formuliertem Text und eigener Stimme wird in meinem Fall wohl immer ein Versprechen bleiben.

Was letzten Endes zählt, ist die Anwesenheit des Autors – auch bei Abwesenheit seiner eigenen Stimme. Deshalb handelt diese Passage über das ICH im dokumentarischen Radio auch vom Autor mit geliehener Profistimme, vom »gefühlten Autor«, von Verkleidungen und Verfremdungs-Effekten oder vom unverschleierten, gewissermaßen nackten Feature-Macher, der die Instrumente vorzeigt und die Mühsal der Recherche offenlegt.

»Erste Person, singular« bedeutet ja – formal betrachtet – nicht notwendigerweise die semantische Ich-Form. Auch die subjektive Montage oder der von fremder Stimme gesprochene Text kann Autorenpersönlichkeit transportieren – wiedererkennbar weil einzigartig, wie die unverwechselbare »Schreibe« eines Schriftstellers. So weit ich weiß, hat P. L. Braun in seinen Features niemals selbst »das Wort ergriffen«.

Das Feature als gestaltetes Werk, an das ich – unbelehrbar – immer noch glaube, verträgt nur selten Text-Improvisationen »wie der Schnabel gewachsen ist«. Alles steht im Manuskript wie Musik in den Noten. Wir spielen vom Blatt.

Freilich sind auch die begabtesten Autoren, die es selbst zum Mikrophon drängt, durchaus in der Lage, ihren eigenen Text vollständig zu vernichten! Niemand kommt mit dem Mikro auf die Welt. Wer von uns könnte schon die gefeilten Sätze eines Klaus Lindemann...

*...Wie aus einem erleuchteten Haus | heraus in die dunkle Nacht
| so trete ich durch die schwere Eisentür zum erstenmal | in die-
se andere Welt | halb blind von all der Schwärze und Tiefe...*

»Kann man Verdi ernst nehmen?« – SFB/BR 1975

oder die kunstvoll in die Akustik montierten Minimalismen eines P. L. Braun »auf den Punkt« sprechen:

In Europa läuten die Kanonen | Und die Glocken schießen

»Glocken in Europa«, 1973

Feature-Texte können – auf ihre Art – Literatur sein. Dann schreiben sie nach der geschulten Radiostimme.

Und so danke ich in ungeordneter Reihenfolge den Stimmkünstlern, die viele meiner Texte erst zum RADIO-Leben erweckt haben: Hans-Helmut Dickow, Christian Brückner, Gert Haucke, Otto Sander, Dirk Nawrocki, Wolfgang Unterzaucher, Helmut Kraus, Carmen-Maja Antoni, Peter Simonischek, Jaecki Schwarz, Tom Vogt, Cathlen Gawlich, Günter Sauer, Rüdiger Joswig, Hilmar Thate, Hanns Zischler, Tina Engel, Nadja Schulz-Berlinghoff, Boris Aljinovic, Hans Teuscher, Wolfgang Condrus, Joachim Pukaß, Hans Rainer Lange, Brigit-

te Röttgers, Heidemarie Theobald, Renate Küster, Susanna Bonasewitsch, Reiner Heise, Burghart Klaußner, Elfriede Irrall, Hermann Treusch, Jürgen Thormann und noch vielen anderen, die oft nur als Text-Diener wahrgenommen und meist viel zu schlecht bezahlt werden.

Das unverschleierte ICH

Ich wollte nicht das Ergebnis einer Suche vorlegen, sondern diese sich vollziehende Suche selbst beschreiben mit ihren Entdeckungen im Augenblick ihres Entstehens, mit ihren Fehlschlägen, ihren falschen Fährten, ihrem tastenden, nie vollendeten Erarbeiten einer Methode.

André Gorz über die Entstehung seines Buchs »Der Verräter«, 1958

Bestand lange Zeit das Ideal eines »gut gemachten« Radiofeatures darin, die Dinge sprechen und den Autor verschwinden zu lassen, so rückt (jetzt) das Persönliche in den Vordergrund. Nicht Sachverhalte, sondern eine Stimme, die von sich selber spricht; nicht Resultate, sondern der Weg einer Annäherung, mit Skrupeln, Überraschungen und Irrtümern...

Christian Deutschmann und Frank Kaspar in einem »FAZ-Artikel« unter der Überschrift: »Auf den Autor kommt es an« – 25. Oktober 2006.

Protagonist der neuen Tendenz, die weniger aus den Funkhäusern als von »Autoren-Produktionen« in so genannten »Küchen-« oder »Garagenstudios« herkommt, ist also der zweifelnde, der suchende, der transparente Autor – weder Garant der »Wahrheit« noch Verwalter des Archivs. Nicht das trügerische »fertige« Ergebnis zählt, das mit wenigen Sätzen beschreibbar wäre, sondern der lebendige Prozess, an dem wir teilnehmen dürfen.

Im Gegensatz zur rein journalistischen Methode wirft der Autor der Großen Radioform die berufsspezifische Tarnkappe des »guten« sprich »objektiven« Berichterstatters ab. Er entblößt Augen und Ohren, durch die wir als Zuhörer »sehen« und mithören dürfen, und zeigt seine Werkzeuge vor.

AUTOR Vier Dinge sind notwendig zum Schreiben. Man nennt sie die »Vier Schätze«. Einer dieser Schätze ist der Pinsel. Ich wähle einen aus dem Haar eines Wiesels. Die sind billig und eignen sich wegen ihrer Elastizität besonders für Anfänger...

Aus: »Shodo – Schreiben ist der Weg« über japanische Kalligraphie, RBB | Radio Bremen, 2009

Malte Jaspersen, der seit 20 Jahren aus Kyoto für den ARD-Hörfunk arbeitet, ist mit radiophonen Selbstäußerungen eher zurückhaltend. Doch zuweilen wird auch er zum erklärenden und demonstrierenden Protagonisten seiner eigenen Radio-Stücke – *nolens volens*.

AUTOR Ich entdecke etwas, das so alltäglich ist, dass ich es lange nicht wahrgenommen habe. Meine Augen bewegen sich beim Lesen von links nach rechts. Die Augen der Frau mir gegenüber gleiten von oben nach unten. Diese Schreibrichtung ist höchst ungewohnt. Der Arm muss beim Schreiben abgewinkelt sein. Ich darf die Hand nicht auflegen (...) Die Hand hält den Pinsel senkrecht, mit den Fingerspitzen. Sie muss so gebogen sein, dass man darin ein rohes Ei halten könnte. Das macht meinen Strich unsicher (...) Schläft mein Bein gerade ein?

Es sind diese genau beobachteten »kleinen Dinge« und die Zwischentöne, die Jaspersens Arbeiten auszeichnen. Nur ein ICH – nie ein WIR oder MAN – könnte ein Feature über die Katastrophe von Fukushima und das rätselhafte Phlegma vieler Japaner mit diesem nachempfundenen Gespräch in einer Kyotoer Trockenreinigung beginnen:

SPRECHERIN Guten Tag, Herr Malte, lange nicht gesehen.

SPRECHER (IN DER ROLLE DES AUTORS) Ja, ich war in Deutschland (...) Haben Sie denn keine Angst? Hier an der Küste steht doch alles voll von Atomkraftwerken.

SPRECHERIN Ja, das ist schlimm.

SPRECHER Wenn da etwas passiert, ist der Biwa-See und unser Trinkwasser hinüber.

SPRECHERIN (FREUNDLICH) Stimmt, dann kann man hier nicht mehr leben. Hier sind Ihre Hemden. Auf Wiedersehen.

SPRECHER Auf Wiedersehen (...)

»Souteigai – Jenseits der Vorstellung – Japan und die Dreifachkatastrophe«, DLR Kultur | Bayerischer Rundfunk 2012

In seinem Stück über »Das Geheimnis des geliehenen Geldes« (RBB | DLF | SWR 2007) stellt Jens Jarisch den Zusammenhang seines überzogenen Kreditrahmens mit der Schieflage der deutschen Staatsfinanzen her. Er entwickelt das Allgemeine aus dem Persönlichen – eine Methode, die sich immer wieder bewährt, weil sie die Welt handhabbar macht, die Gewichte zurechtrückt und den Zuhörern die Schwellenangst vor großen Themen nimmt.

AUTOR (LIEST) Geehrter Herr Jarisch, Ihr obiges Konto weist per heute einen Sollsaldo von siebentausenddreihunderteinundzwanzig Euro und sieben Cent auf, obwohl wir mit Ihnen nur eine Kreditvereinbarung in Höhe von fünfhundert Euro getroffen haben. Weitere Verfügungen über den Kontokorrentkredit können wir daher ab sofort nicht mehr zu lassen...

Mit dem Kreditinstitut entspinnst sich folgender Dialog:

AUTOR Ich hab nichts mehr...

BANKANGESTELLTER Das ist ja ein starkes Stück!

AUTOR Ich mache Radiofeatures, für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk...

BANKANGESTELLTER Schön, schön für Sie...

AUTOR Wenn ich nicht zahlen kann, kommt dann so ein Zwangsvollstrecker zu mir?

BANKANGESTELLTER Nee, der kommt dann eigentlich nicht. Eigentlich mache ich Ihr Konto zu!

AUTOR Na, das ist zu spät, das wurde gerade gesperrt ...

Doch der Untertitel heißt : »Ermittlungen zur deutschen Staatsverschuldung«. Jarisch nimmt die erstbeste Kurve und ruft an:

TELEFONSTIMME Wohlfahrt, Leitungsstab vom Bundesfinanzminister – Guten Tag!

AUTOR Schönen guten Tag! Ist der Bundesfinanzminister da?

Und dann lässt der reportierende Autor (gewesene) Bundesminister, den Chefanalytiker einer Ratingagentur, Finanzforscher, Mathematiker und einen sogenannten »Wirtschaftsweisen« aufmarschieren.

Das mittelfristig aktuelle Thema ist – oberflächlich gesehen – Stoff für ein so genanntes »Sach-Feature«, wird aber durch den persönlichen Aufhänger etwas, das ich der Griffigkeit halber auf Englisch *extended journalism* nenne.

Der Prozess heißt »Entmythologisierung« – auch des allwissenden Autors selbst. Das Vorgehen soll so offensichtlich, so unverschleiert, so durchsichtig wie möglich sein. Denn:

Die Verfälschung der »Wirklichkeit« besteht ja nicht in der Subjektivität des Autors, sondern gerade in deren Verschleierung.

Michael Lissek, der sich noch in einem Vortrag 2006 bescheiden »Hebamme des Klangs«, »Katalysator« und »Ort des Durchgangs« genannt hatte, was in einer Phase unserer Autorentätigkeit ja durchaus stimmen mag, gräbt in dem Hörstück »Schrebers Garten – Glanz und Elend einer Lebensform« (HR 2009) seinen eben gepachteten Garten um und räsoniert:

AUTOR Ich hätte es ja eigentlich nicht für möglich gehalten. Ich war groß gestartet, damals, mit Neunzehn. Raus aus der hessischen Kleinstadt und rein nach Berlin! Wildes Leben, wildes Lesen – alles Bürgerliche ging gar nicht (...) Aber wie es dann eben so ist: Das wilde Leben hinterlässt Augenringe, und die will man eines Tages nicht mehr (...) Und dann bist du am Schluss, obwohl groß gestartet, Kleingartenbesitzer. So war das jedenfalls bei mir...

Wir können uns selbst nicht entgehen.

Ich und Er = ICH (Verkleidungen)

1945, nach dem Ende der Nazi-Diktatur, mussten Axel Eggebrecht, Alfred Andersch, Ernst Schnabel, Peter von Zahn und die anderen »Männer der ersten Stunde« (Frauen waren in der Regel »nur« Sekretärinnen und Ansagerinnen) das Radio erst lernen. Fast alle kamen ja vom geschriebenen Wort. Die Entdeckung der eigenen Person an dieser exponierten Stelle im damals noch wichtigsten »Massenmedium« dürfte eine erregende Berufserfahrung gewesen sein.

Von Zahn – der mit der Näselstimme – war in seinen Features bereits der persönlich reportierende Autor, Bericht und Kommentar offensiv vermenigfacht und ein ungeschriebenes Gesetz des »sauberen Journalismus« dadurch lustvoll verletzend – zum Beispiel in seinen frühen Reportagen aus dem besetzten Ruhrgebiet nach 1945 und aus der »Neuen Welt« Nordamerika:

Meine Damen und Herren! Ich war in Florida und sah zu, wie man riesige Sümpfe trockenlegte. Da sagte einer zu mir...

In diesem Stil! Manche Pioniere des Radio-Features hatten aber zunächst hörbar Schwierigkeiten, das Personalpronomen ICH unverkleidet in den Mund zu nehmen. Oft wählten sie Hilfskonstruktionen: »Der Autor«, »Er«, »der Andere«, »unser Mann«. Noch 1965, als er vor Puerto Rico mit einem Aufklärungsflugzeug der US Air Force in das Auge eines Hurrikans hineinflog – »Hurrikan« (1966) –, spaltete Ernst Schnabel seine Autoren-Person in nicht weniger als vier Erzählerstimmen auf:

SPRECHER 1 Ich selber werde den Mann schildern, wie er sich sah.

SPRECHER 2 Ich werde sagen, was er wusste.

SPRECHER 3 Ich übernehme, was er erfuhr.

SCHNABEL Ich bin der Mann.

Häufiger sprach er von »Ihm«, auch von »unserem Mann«, und meinte *sich* – eine Methode, die durchaus Schule gemacht hat. Zeitweilig bei mir selbst:

◀ ERZÄHLER (IN DER ROLLE DES AUTORS) Wir treffen den Reporter in der Grabeskirche des Heiligen Sergej. Er steht auf müden Beinen, in der Menge eingezwängt – es gibt nur Stehplätze in Russlands Kirchen. Und alles ist für ihn wie... Kino.

GESANG DER GLÄUBIGEN HOCH | DARAUF:

ERZÄHLER Weiches Kerzenlicht zittert über die Gesichter. Über steinalte, zerfurchte Landgesichter. Und ganz junge, glatte aus der Stadt; stille und ergriffene Gesichter; melancholische und selig lächelnde und tränenüberströmte. Ein weißhaariges Väterchen brummt teuflisch falsche Töne dicht an seinem Ohr. Er spürt den warmen Atem (...)

Religion ist doch Privatsache, Intimbereich. Das Innerste, Persönlichste des Menschen! Warum steckt er seine Journalistennase überall hinein? Bis der Reisende gewahr wird, dass sich niemand – wirklich niemand – um ihn kümmert...

VIELSTIMMIGER GESANG | SEUFZER, HUSTEN, SCHNÄUZEN

ERZÄHLER Es ist kalt. Die alten Frauen haben Teppichstücke mitgebracht. Darauf stehen sie seit heute morgen, schon die fünfte Stunde. Der Reisende in Turnschuhen. Er spürt die Eisfüße nicht mehr (...) Wie irdisch waren doch die Priester seiner Kindheit, die Kaplane, ja sogar die goldbestickten Bischöfe. Irdisch und banal, geheimnislos! Und wie langweilig die Gottesdienste!

Hier ist Drama. Ein Mysterienspiel rollt ab. Es spielt auf Erden, in der Hölle und im Himmel. Tore öffnen sich. Und schöne, würdevolle Männer treten auf, mit langen Bärten – wie herabgestiegen aus den Bildern der Ikonenwand. Lebende Ikonen. Mit Prophetenstimmen beten sie zu ihrem Gott.

Der Mann wird müde. Und die Lust am Widerspruch schlaf't ein. Er hätte gern die Hoffnung dieser Frommen. Er ist neidisch auf ihr Gottvertrauen. »Denken heißt die Hoffnung untergraben«, schrieb Albert Camus... ▶

»Reise zu den frommen Russen«, SFB 1987

Im folgenden Zitat aus Peter Adlers Radiostück »Kein Gras drüber – Die Geschichte eines Rückzugs« (Regie Wolfgang Bauernfeind, SFB | NDR | SDR | RB 1989) nimmt derselbe Erzähler zwei gegensätzliche Haltungen ein:

Panzer 3-14, ein »Panther«. Geduckt, stark, schnell. Schneller als die Russenpanzer. Du oben drin, Leutnant. Grade 22 geworden, aber ausgesehen hast du noch wie ein Schuljunge – wie einer, der sich zum Spaß mal die Uniform angezogen hat (...) Auch die Besatzung war dir sympathisch. Der eine Unteroffizier, 25 ungefähr, aus Rathenow an der Elbe, der andere 20, Gefreiter, ein blonder Wuschelkopf aus Würzburg. Gern gelacht hat der. Mit dem hast du ja am Ende noch die Russen umgebracht (...) In diesen Minuten am 9. Mai 1945, kurz nach Sonnenaufgang, war kein Krieg mehr und Schießen ein Verbrechen

Aber ich wusste doch nicht, dass der Krieg vorbei war. Ich hatte den Befehl, den Rückzug von unserem Regiment zu sichern (...) Für mich war Krieg!

In ihrem oft gesendeten Feature »Die Callas – Beschreibung einer Leidenschaft« (SDR | NDR | WDR | SFB 1987) präsentiert sich Claudia Wolff als »Enthusiastin« – und ihr eigener Gegenpart:

SPRECHER So sang die Callas ein Verdi-Rezitativ (...) Die Enthusiastin schaut den Skeptiker an oder auch den Nüchternen, den sie sich als Korrektiv und Gegenüber erfindet, und sie hofft, er möge es in diesen paar Takten schon spüren – ES. Das Dunkle, vibrierend Gespannte (...) Den Callas-Ton.

»Sie« und »Er« und »Wir« statt »Ich« – halb Kunstgriff, halb Verdrängung.

Auch die bewusst (?) gewählte Camouflage hat literarische Wurzeln. Franz Kafka ist das Musterbeispiel eines solchen Verkleidungskünstlers. Als gealterter Hund (»Forschungen eines Hundes«), als unterirdisch hausendes und grabendes Tier unbestimmter Gattung (»Der Bau«), Affe (»Bericht für eine Akademie«) und »ungeheures Ungeziefer« (»Die Verwandlung«), ja sogar als steinernes Bauwerk (»Die Brücke«) verhandelt er die Bedrohungen des Individuums durch die Außenwelt und sein eigenes Leiden daran.

Als Autor habe ich immer wieder mit der Rolle des Gerade-aus-Erzählers gehadert und war recht dankbar für die Schnabel'sche Methode. Verkleidung (Tarnung) schafft Distanz. Der Autor versichert sich gegen den Vorwurf, »mikrophonverliebt« zu sein, ein »Selbstdarsteller«, »Exhibitionist«.

Der Stachel sitzt wohl tief.

Von keinem Schauspieler würden wir erwarten, dass er mitten auf der Bühne behauptet, er sei gar nicht da. »Da« zu sein, sich zu zeigen, ist sein Beruf. Wer freilich nie verspürt, was wir bezeichnenderweise »Mitteilungsdrang« nennen, wäre in jedem Kommunikations-Fach fehl am Platz.

Allerdings empfinden es manche von uns (mich eingeschlossen) als Vorteil, unser sichtbares Lampenfieber und die geschwollene Backe nicht öffentlich ausstellen zu müssen. Ein Mangel des Hörmédiums – das Fehlen der optischen Dimension – ist zugleich seine Hauptstärke. »Lob der Blindheit«, überschrieb Rudolf Arnheim ein Kapitel seiner Untersuchung aus dem Jahr 1936, »Rundfunk als Hörkunst«, indem er darauf hinwies...

... wie bestimmte ausdrucksvolle Stimmen dem unbefangenen Hörer nicht als »die Stimme eines Menschen, den man nicht sieht« und über dessen Aussehen man sich etwa Gedanken macht, erscheinen, sondern ein vollkommen geschlossenes Persönlichkeitserlebnis vermitteln.

Blondinen klingen im Radio wahrscheinlich nicht blonder als Schwarzhäufige, virile Männerstimmen gibt's auch ohne Waschbrettbauch. Nicht wie wir hinter dem Mikrophon aussehen (»wirken« zählt, sondern was wir »vorn« hineinsagen.

Radio ist das Medium der Inhalte.

Einladung an Zuhörer

Es war wieder einmal mein Freund, der österreichische Landarzt, der den Stein ins Rollen brachte (...) Wir sprachen damals am Telefon, und er sagte: »Mir ist was Unglaubliches passiert!« Der Bürgermeister von M. (dort wohnt er, mein Landarzt) habe ihn in den örtlichen Pandemiekrisenstab geordert, wegen der Influenza...

Das ungefähr ist der Anfang des Michael-Lissek-Features »Von der Abwehr des Feindes« (DLR Kultur | WDR | ORF | SWR 2009) – programmäßig eine Punktlandung mitten in der Debatte über Sinn und Unsinn einer massenhaften Schutzimpfung. Der Autor selbst bezieht keinen dezidierten Standpunkt, er beschränkt sich auf das Zusammentragen erreichbarer Fakten und lässt nur hie und da durch verwundertes Nachfragen einen Zipfel seiner vermutlichen Skepsis über den Sinn der Veranstaltung aufblitzen.

Noch wichtiger in unserem Zusammenhang kommt mir seine Rolle als Ohrenöffner für einen wahrhaft großen, allgemein interessierenden Gegenstand vor. Scheinbar »privat« holt uns das ICH bei seinem Freund, dem

Landarzt, ab (den können wir uns vorstellen). Doch rasch weitet sich der Abbildungsmaßstab seines akustischen Zoom-Objektivs von der Nah- zur globalen Weitwinkelaufnahme; vom anekdotischen Telefonat zum fragwürdigen Schreckensszenarium eines Ausnahmestatus, in dem der »Killer-virus« *H1N1* die Hauptrolle spielt und wissenschaftliche mit ökonomischen Interessen vermischt werden.

In der angelsächsischen Welt gibt es die Funktion eines *host*, eines Gastgebers, der die Hörer zu Beginn einer Sendung einladend bei den Ohren nimmt. Sie sollen nicht überrumpelt werden – nach dem gerade verspeisten Sonntagsbraten z. B. mit einem Bericht über Schlachthäuser.

Behutsam einzuführen – auch wenn das Thema einmal wehtut – ist eine mögliche und, wie ich finde, nützliche Funktion unseres ICH-Erzählers. Der unvorbereitete Schock hat seine Schuldigkeit längst getan.

Grenzen der Subjektivität

Die Betonung der Ersten Person singular bedeutet nicht, wesentliche Aspekte eines Themas außer acht zu lassen, um den eigenen Standpunkt besser zur Geltung zu bringen. Unser Publikum hat Anspruch darauf, möglichst alle Hauptargumente, alle relevanten Fakten pro und kontra zu erfahren. Das setzt voraus, dass wir die Welt, in der wir leben, selbst umfassend wahrnehmen, also nicht auf einem Ohr taub sind und professionelle Neugier mit privaten Interessen verwechseln.

»Das Gold der Elfen«, ein »Kleines Fernsehspiel« für das ZDF, das wir 1977 drehten – Peter Wehage als Co-Regisseur –, handelte von Robert Flaherty (1884–1951), einer Ikone des Dokumentarfilms, und von der Entstehung seines berühmten Werks *Man of Aran*, deutscher Titel »Die Männer von Aran«.

Unser eigentliches Thema: Die »dokumentarische Wahrheit« und ihre Dehnbarkeit.

Die drei Aran-Inseln im Atlantik bilden den Abschluss der Galway-Bucht im Westen Irlands. Flahertys Schwarz-Weiß-Epos aus dem Jahr 1934 ist voll einprägsamer Bilder. Ein »heroischer Film von heroischen Menschen«, lobte das Nazi-Kampfblatt »Völkischer Beobachter«. *Man of Aran* gewann den Grand Prix der Filmfestspiele von Venedig (»Mussolini Cup« 1934). 180 Premieren in Deutschland, ein größerer Erfolg als »Charlys Tante«. Noch 1958 wählten Filmkritiker aus aller Welt während der Weltausstellung in Brüssel *Man of Aran* unter die zehn bleibenden Meisterwerke der Filmkunst – in einer Reihe mit »Panzerkreuzer Potemkin«.

Berückende Bilder – die Handlung leider ein *fake*. Seit einem halben Jahrhundert hatten die Männer von Aran den Sunfish oder Basking Shark, der sie mit Lebertran und Lampenöl versorgte, nicht mehr gejagt. Sie hatten das Jagen gänzlich verlernt, in den Lampen brannte Paraffin. Ein alter Walfänger aus Schottland gab einen Schnellkurs im Harpunieren von »Monstern«.

Flaherty war der berühmteste Dokumentarfilmer seiner Zeit, aber sein erster und größter Erfolg, »Nanook, der Eskimo« (1922) lag schon 11 Jahre zurück. Seit »Moana« (1926) nur Fehlschläge, geplatzte Projekte, enttäuschte Hoffnungen. Den Film, der ihn retten sollte, drehte er für lumpige Zehntausend Pfund auf Filmresten aus den großen Studios. Niemand in Hollywood setzte noch auf den Kassenerfolg eines Dokumentarfilms.

An einem Apriltag 1933 bekam Flaherty die erhoffte Chance: Der Sturm war stark, und ein paar »Monster« zeigten vor der scharf gezackten Felsenküste ihre Rückenflossen. Drei Mann wagten sich in ihrem leichten Boot mit Seilen und Harpune in die furchterregend aufgewühlte See. Der Film zeigt, wie die Fischer verzweifelt gegen querlaufende Brecher ankämpften. Ohne Pause liefen die Kameras.

Der Dokumentarfilmer Harry Watt, der bei den Dreharbeiten assistiert hatte, schrieb später in seinem Buch »Don't Look At The Camera« (1974):

As a piece of realism, to me the film was phoney. I realized that it was going to be presented to the world as the truth of that present day, and when I saw that the real life of the islanders was just as exciting and dramatic in a different, but much more human way, I decided to get out (...)

1978 Als Heindrun und ich mit dem »Uher«-Gerät und einer schweren Kiste voll Tonbandspulen, Mikrofonen und Kofhörern für den SFB auf Aran landen, treiben die Insulaner noch das Vieh, das verkauft werden soll, von den kleineren zwei Inseln zum Strand, legen den Tieren Stricke um und schleppen sie hinter den stoffbespannten *curaghs* zum Dampfer nach Galway, der vor der Küste auf Reede liegt.

◀ BRANDUNG | SCHREIE DER VIEHTREIBER | GEBRÜLL DER RINDER

SPRECHER Drei Mann rudern, der vierte hält dem Tier die Schnauze hoch, damit es nicht ertrinkt. Wenn das *curagh* beim Schiff ankommt, treibt das Tier wie tot im Wasser. Ein Haken wird heruntergelassen. An zwei Tauschlingen schwebt das Stück Vieh, nass und leblos, mit ballonförmig vorquellendem Bauch über der Reling und dann wassertriefend 'runter in

den Laderraum – jetzt nur noch Ware, zur Verarbeitung, zum Handel, zum Verbrauch bestimmt.

Unten im engen Laderraum sacken die Tiere gleich in die Knie. Bleiben röchelnd liegen, in tiefer Ohnmacht. Zwischen langen nassen Wimpern quellen blassrosa die Augäpfel hervor. Seewasser kommt stoßweise aus den halbgeöffneten Mäulern. Sobald sie vom Strick befreit sind, läuft durch die schweren Körper ein Zucken und Zittern. ►

»Aran – Ballade von den drei irischen Inseln« – SFB 1979

Flaherty wusste von diesen archaischen Vorgängen. Harry Watt hatte ihm davon erzählt – »But he didn't want to show that the islands were serviced by a steamer«.

Auch wer weglässt, lügt.

Truman Capotes erfolgreicher Tatsachen-Roman »In Cold Blood« (deutsch »Kaltblütig« – beides 1966), ein »wahrheitsgemäßer Bericht über einen mehrfachen Mord« auf einem Bauernhof in Westkansas, geriet ebenfalls in die Auseinandersetzung um die Grenzen der Fiktionalisierung realer Ereignisse. Zitate und ganze Szenen dieser *nonfiction novel* waren offensichtlich erfunden und disparate Handlungsstränge zu einem runden Erzählkontinuum zurechtgebogen.

»By insisting that 'every word' of his book is true he has made himself vulnerable to those readers who are prepared to examine seriously such a sweeping claim« – so der britische Kritiker Kenneth Tynan.

Aus ähnlichen Bedenken wurde dem deutschen Journalisten René Pfister der Henri-Nannen-Preis 2011 nachträglich aberkannt: Der Autor der Reportage »Am Stellpult« (»Der Spiegel«, 14. August 2010) kannte die detailliert beschriebene und metaphorhaft verwendete Modelleisenbahn im Keller des Bayerischen Ministerpräsidenten Horst Seehofer nur aus dessen eigener Schilderung und den Erzählungen Dritter.

Auch Heribert Prantl, prominenter Autor der »Süddeutschen Zeitung«, musste sich 2012 wegen der Schilderung einer privaten Szene im Haus von Andreas Voßkuhle, Präsident des Bundesverfassungsgerichts, rechtfertigen, die er nur vom Hörensagen kannte (»Prantl-Gate«). Es ging um Salatzubereitung.

Artur Domosawski, Journalist der polnischen »Gazeta Wyborcza«, zerpfückte in seinem Buch »Kapuściński non-fiction« (2010) die Selbstmythologisierungen des »Kaisers der Reportage«, Ryszard Kapuściński. Zahlreiche Passagen in dessen Bestsellern seien frei erfunden, zum Beispiel die Begegnungen mit Che Guevara und Patrice Lumumba oder seine – des Autors – Verurteilung zum Tod im kongolesischen Bürgerkrieg.



Der teilnehmende Autor

1995 Jan wächst mir über den Kopf. Er füllt die kleine Charlottenburger Wohnung mit seiner puren Anwesenheit und am schlimmsten: Mit seinem Sound. Noch im Schlaf höre ich die kolossalnen Bässe. Ich träume von Teenie-Horden, die durch's Haus ziehen – der Hinterhof übersät mit Zigarettenkippen, leeren Bierdosen und Glassplittern.

Unsere Vater-Sohn-Beziehung steht bedrohlich auf der Kippe.

Sehr geehrte S & K Hausverwaltung,

nach unserem Telefongespräch möchte ich noch einmal schriftlich mein Interesse anmelden. Als ständiger freier Mitarbeiter der ARD-Hörfunkprogramme bin ich auf eine ruhige Umgebung angewiesen.

Unser Sohn, der mit seinen 19 Jahren ein sehr intensives Alter erreicht hat, will meine nachdenklichen Phasen in der gemeinsamen Wohnung Nähe Savignyplatz nicht mehr tolerieren. Deshalb bin ich seit längerem auf der Suche nach einem Arbeits- und Archivraum.

Alle kleineren Wohnungen oder trockene Lagerräume etc. kämen in Betracht. Sie müssten nicht als Wohnräume geeignet sein, da ich bei meiner Arbeit auch mit einem Minimum an Tageslicht auskomme. Zustand und Lage gleichgültig. Der Mietpreis sollte DM 200.-- nicht überschreiten...

Jan und ich versuchen es mit einem gemeinsamen Radio-Projekt. Bedingung: Sechs Monate größte Offenheit, alles (beinah alles) ist erlaubt. Wir werden unser konfliktreiches Leben auf Band aufnehmen. Keine Frage zu intim, keine Antwort zu direkt.

Ich kaufe ihm ein billiges, stoßfestes Cassettengerät. Das nimmt er überall mit hin, hält es Hinz und Kunz unter die Nase, auch bei seinen nächtlichen, zunehmend alkoholisierten Streifzügen durch das Revier der eben erst Großjährig gewordenen.

Die meisten seiner endlosen Telefonate darf ich mithören und mitschneiden. Vom Aufstehen bis zum Schlafengehen ist das Mikrophon immer in der Nähe. Das Feature für SFB | SR | NDR | HR | DLF (1996) heißt »Große Kids – Tage und Nächte mit Neunzehn« und klingt etwa so:

◀ JAN One–two, one–two – hoffentlich funktioniert das Scheißding! Hallo... Wir sind jetzt im Bus zum S-Bahnhof Tiergarten. He, sag mal was auf die Cassette, bitte!... Hallo Janko, du bist völlig besoffen und umarmst mich die ganze Zeit. Aber es ist nett... Nein! Jetzt lass' mich in Ruhe! Grade belästigt er Jeannette... Mann, Janko, nimm Deine Pranken von dem Teil! Jetzt küsst er ihre Hand... Uuhhh, jetzt schmeisst er alles um! (...) Ey, wir müssen gleich mit 'm Schienenersatzverkehr... oder? Haste mal 'ne Kippe? Wo sind wir denn? Friedrichstraße? Krass!... Du musst mich führen, okay?... Eins, zwei, drei – los!... Lass mal 'n Stück weitergehen, und dann kannst du weiterkotzen! Geht 's?... Langsam, Stefan!... Ich halte zu Dir! Nimm' mich am Arm... Weiter geht 's... ▶

Und dann der grausige Schluss ...

◀ STIMMEN Wir sind nach Hause gefahren – ziemlich spät, halb Fünf oder so, und saßen in der U-Bahn, und Leo wollte eigentlich nur schaukeln. Hat sich an die Querstange gehängt und hat dann irgendwie aus Versehen mit seinen Füßen die große Scheibe eingetreten, und die Scheibe ist halt rausgefallen und ... Ja, und dann war eben das Scheppern, das Loch war in der Scheibe, und dann standen wir alle da 'rum ... Im ersten Moment hat man das fast lustig gefunden, dass Leo weg war ... Da war dann halt dieses riesige Loch, wo von draussen — das hat gebrüllt, war ein unglaublicher Lärm ... Ja, und dann haben wir die Notbremse gezogen... ▶

Auch bei Leos Trauerfeier ist das Mikrophon dabei. Wir bearbeiten das Material Seite an Seite mit der eben erst angeschafften Audio-Software. Das wird ein gemeinsames Werk. Und es löst tatsächlich unseren Grundkonflikt. Der Arbeitsprozess hat unsere Beziehung entknotet.

Jan ist stolz auf das Stück, das bald durch Mund-zu-Mund-Propaganda als Raubkopie unter Gleichaltrigen kursiert. Viele Hörer erkennen sich darin selbst:

Hey Jan,

ich weiß ja gar nicht, ob es Dich wirklich gibt... Ich hab' gerade Dein und Deines Daddys »Feature« im Deutschlandfunk gehört (...) Ich bin müde aus der Uni gekommen und habe mich voll in meine Zeit mit Neunzehn zurückversetzt gefühlt – vielleicht mit dem Unterschied, dass wir noch nicht ganz so resigniert hatten, was Politik angeht. Das kam erst mit dem Golfkrieg. Seitdem hab' ich auch nix mehr groß gemacht – abgesehen von ein paar Demos (...) Mit 25 mache ich auf einmal die unangenehme Entdeckung, dass viele meiner alten Freunde ganz entsetzlich alt geworden sind...

Dutzende Briefe kommen. Nach einer Vorführung im voll besetzten Zeughaus-Kino Unter den Linden – eine Schülerband spielt, und in der Diskussion zwischen den »großen Kids« und säuerlichen Oldies fliegen die Fetzen – sitzen wir Eltern mit Jan und 50 seiner Freunde im Hof des barocken Waffenarsenals an einer langen Tafel. Die Sonne scheint, und wir quatschen und trinken. Und die Rechnung ist gar nicht so hoch.

Ein Feature im Selbstversuch

1998 Aufnahme-Halle im Klinikum Steglitz, Schalter 13. Rauscht die Klimaanlage so laut, oder sind's die Ohren? Hinter der Glasscheibe entsteht meine Kranken-Akte. Auf der Überweisung lese ich: »Tinnitus aurum (*tinnire* ist das lateinische Wort für 'klingeln') – Bitte um Therapievorschlag.«

Ich nehme Aufzug Nummer 20. Der HNO-Wartesaal gesteckt voll. Fach-Leidende unter sich: »Wie geht's denn so Ihrem Geräusch?« – »Danke der Nachfrage – und was macht Ihr Tinnitus in letzter Zeit?«

Sie reden über ES (ihr Geräusch) oder IHN (ihren Ton) wie über Haustiere; als hocke ER oder ES geisterhaft neben ihnen, unhörbar für den jeweils anderen, ein akustisches Phantom, und doch so gegenwärtig, so quälend, dass sie immerzu davon reden müssen.

Ich habe mein eigenes Geräusch mitgebracht, ein hohes, oft schneidendes Rauschen und Zischen um die 7000 Hertz. Ich kann hier mitreden – »Willkommen im Klub!«

Acht bis neun Millionen Bundesbürger haben solche Tag- und Nachtbegleiter. Die meisten sind eher harmlos: winseln leise, wehen leicht, knarzen und knistern wie Übersee-Telefonleitungen im vor-digitalen Zeitalter, sirren, klimpern kleine Liedchen auf Engelsharfen. Aber es gibt auch die Bestien im Kopf: die Hooligans unter den Geräuschen, die schimpfenden Stimmen, die dröhnenden U-Bahn-Züge, die Presslufthämmer, die unablässig landenden Jets. Ein einsames, ein »modernes« Leiden. Die akustische Umweltverschmutzung und Dauerstress im Workaholic-Rausch zählen vermutlich zu den häufigsten Auslösern. Ich schätze: auch bei mir.

Es ist mir zugeflogen, mein kleines sirrendes Geräusch. Eines morgens war es da, wie ein verirrter Wellensittich, und lässt sich nun nicht mehr wegjagen. Ich habe es zu diesem Zeitpunkt 13 Monate. Aber noch immer warte ich darauf, dass es eines Morgens einfach fort ist – Käfig offen und Stille ringsum. Freilich sagte ein Funk-Kollege unlängst (er hat einen ziemlich wilden, hässlichen Vogel im Kopf): »Stille gibt's – rein physikalisch betrachtet – doch gar nicht. Stille wäre der totale Tonausfall. Sollten wir uns das vielleicht wünschen?«

Ich werde durchgecheckt; höre Sinustöne und »sprachsimulierendes Breitbandrauschen«; absolviere einen Eignungstest für Nachwuchsastronauten (»Vestibularisprüfung«) – abruptes Schaukeln und Kippen in alle denkbaren Richtungen, dass mir Hören und Sehen vergeht und das Mikrofon beinahe aus der Hand fällt:

◀ AUTOR Schuhe kann ich anlassen?

ARZT IM KLINIKUM Augen schön aufmachen... Jetzt wird's dunkel... ja, ok... Sie rutschen hoch und lassen den Kopf nach hinten überhängen!... Weiter, weiter, weiter!... Gut, jetzt auf die linke Seite drehen... und mit Schwung in die Sitzposition!... Rechtsgedreht lassen und nach hinten überhängen in Rechtslage... Hängen lassen, hängen lassen! Augen aufmachen – genau! Mit rechtsgedrehtem Kopf wieder zum Sitzen hochkommen... ►

»Die Nadel in meinem Kopf – Ein Feature im
Selbstversuch«, BR | SFB | NDR 1998

Die Ergebnisse materialisieren sich als gezackte Linien und bizarre Muster in meiner Kranken-Akte, die bald aussieht wie ein Album voller Konstruktionszeichnungen. Leider bleibt mein Tinnitus von alldem ganz unbeeindruckt; hockt irgendwo im Kopf und flüstert hämischt: »Ich gehöre jetzt zu Dir! Du musst mit mir weiterleben!«

Die Schulmedizin streckt die Waffen. Ich gebe nicht auf; teste alles, was gut und teuer ist: Akupunktur, Low-Level-Laser- und Magnetfeld-Therapie, Bachblüten, Hypnose, Tai Chi Chuan, Ayurveda; ich lese alle einschlägigen Ratgeber (»Tinnitus – was tun?«, »Leiden und Chance«, »Leben mit Ohrgeräuschen«)

Ich versuche, das Übel mit Entspannungsmusik und verzerrten Mozart-Klängen nach der Methode Tomatis zu besänftigen; tröste mich mit den Schicksalen berühmter Tinnitus-Betroffener wie van Gogh und Beethoven; ich schnuppere an Ferrum metallicum, Ginko und Schlafmohn; lasse Blutegel setzen, atme Ozon; mir werden die Knie besungen, die Ohrläppchen geknetet, die Fußsohlen massiert. Das Mikrofon, an Bügeln am Kopf befestigt, in der Hand gehalten oder von der Decke baumelnd, ist immer dabei.

Oh ja – ich hab' auch Spaß, kann aber das dumme Gefühl nicht ganz loswerden: Bei alldem amüsiert sich mein Tinnitus am besten.

2012 Ich gelte als Fachmann in Ohrgeräuschen. Hörer rufen mich noch 14 Jahre nach der Sendung an: »Und – was macht Ihr Geräusch?« – »Es geht ihm glänzend« – »???« – »Mir selbst aber auch!«

Die Welt im Tunnel

Er war einer der besten Kameraleute der ARD, ein »Augenmensch« durch und durch. Mit bekannten Dokumentaristen bereiste er die Welt. Sein Leben bestand aus Bildern – Totalen, Halbtotalen, Nahaufnahmen. Hans Gern war Augenzeuge von Beruf. Viele Bilder, die wir so ihm Kopf haben – er hat sie gedreht: Moskau in den frühen Sechzigern, Ceausescu in seinem Palast, Ulrike Meyfarts Fosbury-Flopp, die verummachten PLO-Terroristen München 1972, Mitterand auf dem roten Teppich in Köln-Wahn.



Um 1977 begann seine Sehkraft nachzulassen. Erst wurde er nachtblind, dann verengte sich sein Gesichtsfeld mehr und mehr. Gern wechselte in den Innendienst, schließlich musste er den Beruf ganz aufgeben. Denn die sichtbare Welt hatte sich für ihn zu einem winzigen Ausschnitt am Ende eines langen düsteren Tunnels verengt.

»*Retinitis Pigmentosa*« heißt die Erbkrankheit. Die Netzhaut wird allmählich zerstört. Irreparabel. Eine dieser Gemeinheiten der Natur. Unbegreiflich für die Betroffenen – und bis heute auch für die Wissenschaft. Ein Gen ist defekt. Zellen sterben, aber der Zellschrott wird nicht mehr abtransportiert. Man kann diese Krankheit beschreiben. Aber man kann sie nicht heilen. 30 000 Deutsche leiden unter »RP«, weltweit zwei bis drei Millionen Menschen.

Mitte der 70er hatten wir zusammen eine Reihe kleiner Spielfilme für das WDR-Jugendprogramm gedreht. Dann 25 Jahre kein Kontakt – so geht das in unserem flüchtigen Gewerbe.

2000 ein Anruf: »Hier Hans!« – »Welcher Hans?« Er hat meine Radiosendung über Jerusalem gehört und will sie kommentieren. »Zuerst die schlechte Nachricht...«

Seine Einleitung ist kurz, präzis und sachlich. Kein Wort zu viel.

Die Stimme klingt fest und fordernd wie früher. Aber ich misstraue ihr. Ein Kameramann wird blind – ist das etwa keine Katastrophe? Wenn wir drehten – ich noch ein blutiger Anfänger damals – war Hans der Chef am Set. Er sah alles – den Schatten des Mikrofons, die vergessene Kippe. Ihm entging nichts. Und nun dieser tägliche Kampf – tapfer und banal zugleich: das Glas nicht umschütten, die Kartoffeln auf dem Teller finden. Eigentlich mehr, als einer ertragen kann!

Dann sitzt er vor mir – in der U-Bahn von Königswinter nach Bonn. Der Schnurrbart, der immer leicht spöttische Mund. Pfundskerl. Einer, der von Leben strotzt. Nur der lange weiße Stock mit der Schlaufe – der ist neu. Und Hans ist immer noch der Chef. Wie soll ich sagen... Er beherrscht einfach die Szene! *A man can be destroyed, but he cannot be defeated* (Hemingway).

Von seiner Krankheit spricht er eher distanziert – wie der Arzt zum Patienten. Keine Schwäche zeigen, niemals weich werden. Ich bin ich! Lieber ein Witz und Schwamm drüber! Ein verwirrendes Wiedersehen! Verhält sich so ein Fast-Blinder?

Ich beobachte Hans, wie er mir bei der Arbeit auf die Finger schaut. Es klingt vielleicht salopp – aber Hans lässt mich nicht aus den Augen. Doppelter Profiblick. Er weiß ja, wie man eine Sendung macht.

Unser Wiedersehen ist auch ein berufliches Experiment. Hans trägt den Rekorder unauffällig in der Jackentasche, Mikrophon-Membranen ans Jackett genäht – wie Knöpfe. Er führt mich durch die Stadt Bonn, die mir bisher fremd war.

Hans hat einen kräftigen Gang. Dieser Kerl ist Einsneunzig – ein Ausrufezeichen. Jeder Schritt eine Revolte gegen die Krankheit. Ich, mit dem eigenen Tonbandgebammel, kann kaum folgen. Erst auf den zweiten Blick bemerke ich die Anspannung, seine konzentrierte Unruhe, den Stress. Wie lange er da steht und lauscht – auf die Richtung des Verkehrs, auf die Stimmen der Passanten, die Echos ihrer Schritte!

»Tempi passati«, sagt er in beiläufigem Tonfall. »Man muss Trost-Strategien entwickeln. Ich beobachte zum Beispiel, wie andere Sinne den fortschreitenden Verlust meines Seh-Sinns kompensieren. So bin ich in den letzten Jahren

vom Sehmenschen wieder zum Hörmenschen geworden. Bin ja ohne Fernsehen aufgewachsen. Die großen Sportreportagen, die spannenden Krimis kamen aus dem Radio!«

Und dann zitiert er den blinden Jazzmusiker Ray Charles: »*I don't want to see all that shit on earth*«.

Ich begleite also den älter gewordenen Kollegen (der bis heute ein wirklicher Freund und ehrlicher Kritiker meiner Arbeit geblieben ist), durch die Straßen seiner Stadt – ins Kaufhaus, zum Geldautomaten – und den Weekend-Schlagzeuger zu Proben mit seiner alten Kölner Swing-Band.

Gemeinsam mit Sehbehinderten aus anderen Teilen der Republik unterzieht er sich einem mehrtägigen Mobilitätstraining: Eimer füllen, Fenster putzen, Kerze anzünden und Bett beziehen, Geschirr abtrocknen, Fingernägel schneiden, Treppensteigen – ein knochenhartes Programm. Vor dem Seminarraum sieht es aus wie im Windfang einer Skihütte: weiße Langstöcke in allen Größen – rotierend aufgehängte Kugeln an der Spitze oder flache Teller. Leichtmetall, Fieberglas. Ein Trainingslager.

Mit Spezialbrille (schwarz – nur ein winziges Loch in der Mitte), Mikrofon und »Blindenstock« bekomme ich eine Ahnung davon, was es bedeutet, nur mit einem kümmерlichen Sehrest im großstädtischen Verkehrsgewühl zu bestehen. Die Welt durch den Strohhalm betrachtet. Sehen, was Hans vielleicht noch sieht.

◀ AUTOR Die Schlaufe um die Hand?

TRAINERIN Nein, auf keinen Fall!... Keine hastigen Bewegungen... Erst mal orientieren.

AUTOR Hans, bist Du das??

TRAINERIN So! Jetzt gehen wir einfach mal nach draußen!

TÜR WIRD GESCHLOSSEN | AUSSENATMO

AUTOR Sehen tu' ich jetzt gar nichts mehr!

AUTOR ALS ERZÄHLER Der feste Boden weit unten. Dreht sich weg beim Gehen.

GERÄUSCH DES WEISSEN STOCKS | TRAINERIN Vorsicht!
Immer nach vorne orientieren! Keine hastigen Bewegungen!

AUTOR Ich kann mich nach den Pfützen richten...

AUTOR ALS ERZÄHLER Die Pupillen hinter dieser blöden Brille suchen Halt. Tanzen. Torkeln. Nur ein paar Lichtreflexe. Regen klatscht von den Bäumen. Der unsichtbare Weg ist glitschig. Ilse, die Trainerin, immer ein paar Schritte hinter mir... Was könnte eine Kamera in dieser Schwärze ausrichten? Lässt sich Bilderlosigkeit durch Bilder abbilden? Ich sehe mit den Füßen!

TRAINERIN Immerzu den Stock schwenken! Den Stock mehr nach links, nicht so breit!

AUTOR Und immer unten am Boden, okay? Ist da Wasser? Sch...

TRAINERIN Kleiner Pool...

AUTOR Vorne seh' ich ein Licht. Und dieses Licht ist am Ende des Fußwegs? Oder kommt etwas dazwischen?... Jetzt bin ich fast an der Straße... So, jetzt wird's gefährlich... Wo ist die Straße? Wo ist der Bürgersteig zu Ende?... Ah, jetzt seh' ich was... Eine kleine reflektierende Kante. Hier fängt die Straße an?

TRAINERIN Immer horchen!

AUTOR Oh, oh, oh...

STARKER STRASSENVERKEHR | LANGSAM AUSBLENDEN ►

»Die Welt im Tunnel – Erfahrungen eines Augenmenschen
an der Grenze zur Finsternis« – SFB | MDR 2000

»Kannst du Blut sehen?«

2001 ▶ SPRECHER (IN DER ROLLE DES AUTORS) Er fragte:
Kannst du Blut sehen? Menschenblut! Kein Ketchup wie im Fernsehen.
Na dann!

IM NOTARTZWAGEN | SCHNELLE FAHRT | SONDER SIGNAL |
FUNKSPRECHVERKEHR

SPRECHER Sonntag, 15 Uhr. Mit 160 auf der Landstraße, die in die Berge führt. Lange Autoschlangen. Cabrios mit offenem Verdeck. Motorradfahrer – einzeln und in dichten Pulks. Schrecken auf und rucken an den Straßenrand... ▶

»Die Grenzgänger – Logbuch einer Notrettungsstation«,
SFB + ORB | HR 2001

Mein erster Tag im Rettungsfahrzeug mit dem roten Kreuz. Vorn der Notarzt und zwei Rettungsassistenten. Ich als Vierter, hinten bei der Pritsche. »Mayday! Mayday! Bitte kommen!« Könnte auch ein Film sein.

Als Notarzt hat mein Nachbar Joachim fast täglich mit der Nachtseite des Lebens zu tun: Herzinfarkte, schwere Verletzungen am Arbeitsplatz, Verkehrsunfälle. Das Feature behandelt den Ausnahmezustand, den wir gern den »Einsatzkräften« überlassen. Oft reden wir darüber. Ein Thema: der Mythos von ewiger Jugend und Unverletzlichkeit, der sekundenschnell grausam zerstört werden kann.

◀ ANKUNFT AM UNFALLORT | GERÄUSCH DER NOTBEATMUNG

SPRECHER Da liegt er auf der Fahrbahn. Leblos. In einer Lache Benzin. Starke junger Mann, schwarzes Leder, Totenkopfabzeichen. Das eine Bein grotesk im rechten Winkel abgeknickt. Daneben, was von dem Motorrad – einer 600er Ducati »Monster« – übrig blieb. Da ist auch eine Menge Blut. Jetzt wird das teure schwarze Lederzeug hastig aufgeschnitten. Männer von der Feuerwehr spannen Decken gegen Gaffer.

STIMMEN Hebt an! ▶

Vier Wochen lang bin ich Beobachter, Reporter im Orange der »Einsatzkräfte«. Abgesegnet von ganz oben, Klinikchef persönlich. Ich bin Teil des Teams.

Das Mikrophon im schwarzen Windkorb ist mein Ausweis. Die Erlaubnis für die Aufnahmen erfrage ich vor Ort – wenn die Umstände es zulassen. Journalistisch bin auch ich ein Grenzgänger.

Ich bin Akteur und Zuschauer zugleich, eine Art Kriegsberichterstatter. Rede schon in ihren Kürzeln: Ambo-Beutel – für die Notbeatmung, Defi- gleich Defibrillator, Pulsoxy – Gerät zur Messung des Blutsauerstoffs. Steht der Hubi noch an seinem Platz oder ist er grade abgeflogen? Man wächst zusammen »an der Front«!

◀ SPRECHER 1.20 Uhr.

VERLETZTER ... Ich hab Schmerzen ohne Ende... Scheiße! Mann–Mann–Mann–Mann–Mann -- So 'n Scheiß!

NOTARZT Sie kriegen sofort was!

SPRECHER Nachschicht in der größten Weberei der Stadt – der Saal für schusssichere Westen. Ein unzerreißbarer Faden hat seine Hand in das Webblatt gezogen und zweieinhalb Finger amputiert.

VERLETZTER Meine Hand ist im Arsch! Total im Arsch! Scheiße, dass ich die Hand net mehr hab! ... Bin ich blöd, wie die Nacht! Mann–Mann–Mann–Mann–Mann!!

SPRECHER Auch der Assistent schluckt heftig. Steckt die abgetrennten Finger in den doppelwandigen Transportbeutel – innen trocken, außen Eiswasser. Der Werkmeister muss rausgehen, kippt sonst um.

ARBEITSKOLLEGE Bleib' liegen! Bleib' liegen! Er muss doch liegen bleiben!

SPRECHER Allmählich wirkt das Schmerzmittel, der Mann wird ruhiger. Der Notarzt ist seit 8 Uhr morgens auf den Beinen. ►

Kann ich Blut sehen? Während der Arbeit stellt sich die Frage nie. Bei Kriegsreportern muss das ähnlich sein. Alles Handwerk: die Abläufe begreifen, Pegel kontrollieren, Störgeräusche (Wind und Kabelberührung) vermeiden, die Stereobalance (Klangverteilung zwischen Rechts und Links) beachten,

das Mikro möglichst nah an die Schallquelle bugsieren, ohne Arzt und Helfer zu behindern.

Vom tontechnischen Standpunkt (Physik) gibt es keinen Diskretionsabstand. Gefühle werden aufgespart – für später. Schmerz, Leid, Tragik sind keine physikalischen Begriffe. Ich registriere sie als Amplituden, Ausschläge des Pegelmessers. Der Patient, der plötzlich aufschreit und die Aufnahme durch Übersteuerung verdirbt, erntet einen leisen Vorwurf – was mich selbst erschreckt.

◀ SPRECHER Rettungszentrum. Mannschaftsraum. Im Fernseher zum x-ten Mal »Das Boot«. Keiner sieht mehr hin. – Nachtgespräche:

RETTUNGSSASSISTENT Ich hab' Wohnungen gesehen – da hätt' ich mir nie gedacht, dass Menschen so hausen können!

NOTARZT II Unlängst sterbender Patient und zwei Angehörige, jeder sitzt in seinem Zimmer und guckt Fernsehen. Jeder guckt ein anderes Programm.

AUTOR Ist nicht wahr! Und die wussten, dass der Dritte stirbt?

RETTUNGSSASSISTENT Die haben uns ja gerufen! Die wollten nicht, dass er zu Hause sterben kann, sondern wir sollten ihn mitnehmen. Also haben wir ihn mitgenommen. ►

Ein Dreiviertel Jahr später: Krankenhaus »Hohe Warte« in Bayreuth. In einem Vierbettzimmer, Fensterplatz, liegt der 26jährige Motorradfahrer, der auf der Landstraße bei Fulda fast gestorben wäre. Damals – vor neun Monaten.

◀ STATIONSARZT Die Diagnose ist: Inkomplette Querschnittslähmung unterhalb C₅ bei Zustand nach Mylon-Einblutung in Halsmark und zusätzlich ein Zustand nach Beinamputation links – Oberschenkelamputation bei nicht zu beherrschender Weichteilverletzung. Wobei er das eine Bein, das ihm bleibt, gar nicht mehr bewegen kann. Die Hände sind halbgelähmt. Zusätzliche Behinderung ist ein künstlicher Darmausgang, ein künstlicher Blasenausgang im Sinne einer Urinableitung durch die Bauchdecke... Ziel ist, dass er das Fahren im Rollstuhl so beherrscht, dass er sich mit seinen teilgelähmten Armen und Händen selbst im Rollstuhl fortbewegen kann.

PATIENT Ein bisschen ist wieder gekommen... Angefangen hat 's am 12. Dezember – da hat der kleine Finger angefangen, sich zu bewegen. Da hatt' meine Mutter Geburtstag an dem Tag. ►

Ich kann Blut sehen. Aber das...

Interview? Gespräch! Der Autor und das Mikrophon

PETER BOGDANOVICH How about the microphone?

*ORSON WELLES Emotions. The microphone's a friend.
The camera's a critic.*

Aus dem Interview-Buch »This Is Orson Welles«, 1992

ANFRAGE Ich arbeite an einem Feature über südbadische Geburtstagsriten der 50er Jahre und möchte Zeitzeugen befragen. Allerdings widerstrebt es mir außerordentlich, dieselben durch meine Tonaufnahmen zu belästigen. Alles sollte so natürlich wie möglich ablaufen. Bitte, raten Sie mir, wie ich die Aufnahmegeräte unauffällig platzieren kann, ohne dass der Ton leidet.

RATSCHLAG Vom Thema einmal abgesehen... Am besten, Sie lassen die Technik im Sender und benutzen weiter ihren guten alten Schreibblock. Wer das Handwerk nicht schätzt, sollte sich damit nicht quälen. Ach, wir alle möchten manchmal unsere Ausrüstung unsichtbar machen – und uns selbst dazu.

Von wegen Diskretion, Schonung der Intimsphäre. Gewöhnlich versuchen wir doch nur, ein Gefühl der Inkompetenz auf den Menschen, der uns beim Interview gegenüber sitzt, zu projizieren. Der Hinweis auf eine vermutete Hypersensibilität des Interviewpartners maskiert die Befangenheit des Interviewers, der sich in seinem Thema – vielleicht auch in seinem Beruf – nicht wirklich wohl und »zu Hause« fühlt.

Das Mikrophon, physikalisch betrachtet, verlangt Nähe zum Objekt. Je größer der Abstand, um so höher auch der Anteil der unerwünschten Nebengeräusche. Da sich Schallwellen geradlinig fortpflanzen und Hindernisse (siehe die Schallschutzmauern an Autobahnen) den Schalldruck deutlich verringern, verbietet sich jede Camouflage: Das Mikro hinter aufgetürmten Zierkissen ist unsichtbar – aber leider hört es auch nichts.

Sagten Sie gerade: »Ich bin Autor und kein Techniker«? Dann müssen

Sie nicht weiterlesen. Der Wunsch, sich unsichtbar zu machen (»*Fly-on-the-Wall*«), verkennt nicht nur die Grundgesetze der Akustik sondern auch die Rolle des Autors im Rundfunk, einem Kommunikations-Medium. Und das gilt besonders für das Interview, das immer auch Gespräch und Meinungsaustausch sein sollte.

Zwei Möglichkeiten: Ich gebrauche mein Aufnahme-Instrument statisch, festgewachsen am Stativ – mein Gegenüber in Verhörposition, fixiert wie das bedauernswerte Opfer eines Portraitfotografen des 19. Jahrhunderts. Oder ich agiere dynamisch: Das Handmikrophon, das den natürlichen Bewegungen meines Gesprächspartners folgt, ist Werkzeug unserer gemeinsamen Arbeit. Der Mensch, mit dem ich verabredet bin, wird Mitwirkender, Mitgestalter der Sendung, entspannter Partner, er geht »aus sich heraus«.

So viel zum Handwerk (...)

Erschienen in dem Medienmagazin CUT –
Feature-Workshop 2000, Folge 4 – »Drauf halten!«

Häufige Frage in Seminaren über Aufnahmetechnik: Wie kann ich mein Mikrophon am wirkungsvollsten verstecken? Geht's von der Seite vielleicht? Besser von hinten? Brauchen wir das Ding überhaupt? Alles soll »natürlich« ablaufen, »wie das Leben«. Ein Selbstbetrug.

Jede Art der Fixierung spontaner Lebensäußerungen auf Tonträgern widerspricht dem natürlichen Ablauf menschlicher Begegnungen. Das Gespräch findet nicht im Nirgendwo statt. Auch hat uns kein Zufall an dieser Stelle zusammengeführt. Wir haben uns verabredet, es gab Vorgespräche. Der Wunschpartner hatte Bedenken. Er hat sich geziert und gewunden. Ich musste meine Überredungskünste spielen lassen. Nun, da wir uns die Hände schütteln, darf ich annehmen, dass er ein ebenso gutes Resultat erreichen möchte wie ich selbst.

Zunächst klingt beinah jeder Mensch, wie er sich selbst gern hört: bedeutend, smart. Ich helfe ihm dabei, die akustische Maskierung abzustreifen. Nicht zu vertraulich ist mein Ton, aber freundlich-sachbezogen. Das gilt auch für Gesprächspartner, deren Ansichten ich persönlich ablehne. Wenn ich Jack-the-Ripper interviewe, werde ich meine Abscheu nicht zum Ausdruck bringen. Ich werde ihn vielleicht nach seiner Technik fragen, den Berufsstolz anstacheln. Ich nehme probeweise seinen Standpunkt ein. Ich möchte ihn »aus sich« begreifen.

Das Klima dafür muss ich herstellen. Wenn es gelingt, schaffe ich eine Stimmung von gelöster Aufmerksamkeit und ziehe mein Gegenüber mit hinnein – vorausgesetzt, das Thema (der Stoff) und der Mensch hat mein ungeteiltes Interesse. Er soll fühlen: »Da interessiert sich – endlich – einer nur für mich.«

Den Begriff »Interview« habe ich übrigens aus meinem Feature-Vokabular gestrichen. Er klingt nach Ping|Pong, Frage|Antwort und dann Tschüs.

Bei Aufnahmen für mein NDR-Feature »Kruzifix – Das Logo des Abendlands« (2008) erinnerte sich ein Oberammergauer Jesus-Darsteller an die Frage eines TV-Reporters: »Wie fühlen Sie sich da oben? Die Antwort, wenn's geht, in dreißig Sekunden!«

Ich bin kein Abfrager, kein Einsammler und Ausweider von Statements für ein eigentlich schon »fertiges« Radiostück. Kein Fragenkatalog wird abgearbeitet. Ich brauche Zeit und nehme sie mir. Ich mag das Laufenlassen eines von Neugier gesteuerten Gesprächs mit weitgehend offenem Ausgang. Ein Wort ergibt das andere, eine Antwort die nächste Frage.

Gute Gespräche sind Zuwendung und Herausforderung, Freundlichkeit und Härte, Zuhören und Nachfassen. Auch Konzentration.

»Wir wollen ein wenig plaudern, ganz entspannt. Vergessen wir das Mikrofon!« – nach meiner Erfahrung wäre das ein denkbar schlechter weil unproduktiver Gesprächsaufakt. Small talk schließt Zuhörer aus und ist – wie schon der Ausdruck nahe legt – auch inhaltlich meist »small«, oberflächliches Gekräusel auf einem an sich tieferen Gewässer.

Beiseite gesprochen: Es gibt auch Momente, da möchte man einem langweiligen Gesprächspartner sagen: »Geh zum Teufel!« Oder: »Wen interessiert das alles?« In Gedanken cutte ich schon beim Zuhören. Satz auf Satz fällt unbemerkt unter den Tisch, Banalitätshäuflein türmen sich auf dem Teppich.

Ach – diese angelerte Kultur-Tugend genannt Höflichkeit! Ich müsste ehrlich sein und sagen: »Das wird nie etwas! Wie konnte ich nur diesen Auftrag annehmen. Nichts, rein gar nichts werde ich davon gebrauchen können!« Aber ich sage: »Hmh – interessant! Betrachten wir das ganze mal von einer anderen Seite...«

Der Reiz und das Kreuz unseres Mediums ist freilich die Begegnung mit lebenden, von Stimmungen gesteuerten Wesen. Gesprochene Wörter sind flüchtig. Schon eine Stunde nach dem Interview möchte dein Gesprächspartner vielleicht Nuancen anders setzen, Wertungen zurücknehmen. Er fühlt sich auf Tonband »fixiert«, »festgehalten« – unsere Sprache drückt auch das Gewaltsame des Vorgangs aus.

Tonaufnahmen sind, der Fotografie vergleichbar, zu einem bestimmten Zeitpunkt eingefrorenes Leben, unkorrigierbar – während der dazu gehörende Mensch weiterlebt und (warum auch nicht!) manchmal seine Meinung ändert.

Wie kann ich ihm am Tag der Sendung noch ins Auge sehen?

Herr Zhou singt und weint

1999 Herr Zhou zum Beispiel, emeritierter Germanistik-Professor, saß mir eine knappe Woche gegenüber, täglich aber nur zwei Stunden. Er war ein alter Mann. Für die Deutschland-Radio-Sendung »Hundert Blumen, verdorrt – Das beschädigte Leben eines Rechtsabweichlers unter Mao Tse-tung, von ihm selbst erzählt« (mit dem WDR 1999) trafen wir uns in meinem Berliner Hinterhof-Studio. Anlass: der 50. Jahrestag der Gründung der Volksrepublik China.

Herr Zhou war einer unter Maos Dolmetschern gewesen. 1957, während der «Hundert-Blumen»-Kampagne, ermuntert die Parteispitze zu offenherziger Kritik. Begeistert folgt Zhou Chun der Aufforderung seines Chefs: «Die Kommunistische Partei hat vor keiner Kritik Angst, weil die Wahrheit auf unserer Seite ist». Das Resultat: 22 Jahre lang Gefängnisse, Arbeitslager und Verbannung. Erst 1979, nach dem Ende der Kulturrevolution und mit der Öffnung Chinas zum Westen, wird der «Rechtsabweichler» rehabilitiert. Eine Zeit-Geschichte, privat und politisch zugleich, wie so viele Biographien des 20. Jahrhunderts.

Herr Zhou will mir viel erzählen, besonders von seiner Kindheit in Shanghai. Da hat der Sohn eines Kleinunternehmers die Arroganz europäischer Kolonialmächte und später die grausame Unterdrückung durch japanische Besatzer kennen gelernt. Mit Inbrunst glaubt er denn auch an Mao Tse-tung und die Worte in der roten «Bibel». Die Proklamation der Volksrepublik am 1. Oktober 1949 wird zum Gipfel und tragischen Wendepunkt seines Lebens.

Darum soll es vor allem gehen. Aber am Ende der zweiten Aufnahmesession – des zweiten Tags – ist Herr Zhou gerade mal beim Eintritt in die kommunistische Untergrundbewegung als Oberschüler angelangt. Wir sitzen einander gegenüber, Auge in Auge, und ich sehe, wie viel ihm diese Vorgeschichte bedeutet. Oft hat er Tränen in den Augen. Leise singt er sein Lieblingslied: »Mond auf dem See«.

Mein innerer Monolog lautet etwa so:

»Das ist jetzt die vierte Stunde. Langsam Zeit, dass wir zum Thema kommen... Oder sind wir schon dabei? Ich muss ihm Zeit geben. Vielleicht ist das wie Luft holen für die eigentliche Sache, für den Höhepunkt... Ich muss ihm vertrauen! Fast jeder, mit dem ich bisher vor dem Mikrophon gesprochen habe, wollte erst einmal Ballast abwerfen – und alle kamen am Ende zum erwünschten Punkt, auf ihre Weise und anschaulicher, emotionaler, als ich erwartet hätte... Vier Stunden hat es allerdings noch nie gedauert...«

Am dritten Tag dann die Belohnung:

► DOKUMENT: MAO TSE-TUNG PROKLAMIERT DIE VOLKSREPUBLIK CHINA | HOCHRUF | DANN NUR NOCH PLATTENKNISTERN | DARAUF:

ZHOU (BEWEGT) Ein großer Mann, ein kräftiger Mann – das war Mao Tse-tung! Allein sein würdevolles Aussehen, seine Statur. Und er stand da, ganz souverän – und er hat aus unseren Herzen ein ganz einfaches Wort gesagt – nicht nur uns, sondern der ganzen Welt. Und das war alles, was wir von ihm haben wollten. Und das haben wir gekriegt: »Hiermit erkläre ich, dass die Volksrepublik China ist gegründet und das chinesische Volk ist auferstanden!« Und wir waren so sehr dankbar dafür!

ERZÄHLER Da stehen sie in Rufweite: Der kleine Dolmetscher im Block des Außenministeriums und der große Steuermann auf der Tribüne, der sein Leben lenkt, herabgestiegen aus den Wolken. Einen Atemzug lang werden sie ganz nah sein; einen glücklichen historischen Moment.

ZHOU Und die Tränen, die Tränen... Es hat keine trockenen Augen gegeben an diesem Vormittag. Ich stand da, ich jubelte mit anderen Landsleuten. Und diese Bilder aus der Kolonialzeit kamen zurück wie in einem Film: Wieso durfte ein Sklave der Franzosen oder ein Sklave der Briten uns Chinesen in eine britische oder französische Polizeistation schleppen, ohne dass wir uns wehren konnten? Warum? Warum? Warum? Plötzlich war die Antwort da: Weil wir kein eigenes Land hatten, weil wir Sklaven der Sklaven waren. Und das Ende war an diesem Vormittag, am 1. Oktober 1949. Wir sind aufgestanden – endlich aufgestanden! ►

Ein euphorischer Moment – für uns beide. Der Bann ist gebrochen. Erst jetzt kann Herr Zhou von seinem Aufstieg zum Dolmetscher der Mächtigen erzählen (»Mein Platz war zwischen Zhou En-lai und Mao Tse-tung – dieses Glücksgefühl ist schwer zu beschreiben«); von den grausamen Absurditäten der »Kulturrevolution«: »Wir sind eine kleine Gruppe, aber in dieser kleinen Gruppe ist schon ein versteckter Konterrevolutionär, und nach der Politik der KP sollten wir ihm die letzte Gelegenheit geben, selbst aufzustehen und zu sagen: Ich bin ein versteckter Konterrevolutionär!«.

Und von seinem eigenen Absturz:

◀ ERZÄHLER Als die letzten »versteckten Konterrevolutionäre« auftragsgemäß entlarvt sind, folgt die nächste Kampagne: »Lasst hundert Blumen gleichzeitig blühen! Und lasst hundert Gedankenschulen miteinander wetteifern!«

Die Gottheit grollt nicht mehr. Sie lächelt sogar.

ZHOU Hundert Blumen – das klingt so schön! Wir haben das alle als ein Zeichen der Liberalisierung verstanden (...) Und dann habe ich auf einer offiziellen Sitzung gesagt: Ich habe ein Schuldgefühl. Und habe alles erzählt. Diese Massenbewegung war ein politischer Fehler. Wir haben unsere Genossen als Feinde behandelt. Ich möchte mich bei den ehemaligen »Kampfgegenständen« entschuldigen, weil sie keine »versteckten Konterrevolutionäre« sind. ►

Die »hundert Blumen« welken über Nacht. Herr Zhou wird Hilfskraft in einer Druckerei, der Geringste unter den Geringen. Er säubert Spucknäpfe und Toiletten und bedient die anderen Arbeiter. Der HERR hat Läuterung befohlen. Die Intellektuellen, fordert Mao Tse-tung, sollen sich »die Hände schmutzig machen, um den Kopf zu reinigen«. Nach fünf Jahren Arbeitslager und Gefängnis wird Herr Zhou in eine weit entfernte »Volkssommune« verbannt. Mit 36 Jahren ist der einstige Liebling der Partei nur noch einer unter 600 Millionen – Landarbeiter, Knecht. Eine Ameise, zwanzig Jahre lang. Die seelische Wunde bleibt.

◀ ZHOU Dieses Gefühl, dass ich selber allein daran schuld bin, hat mich nie verlassen. Was hab' ich falsch gemacht? Bin ich ein Verräter? Nein... Dann war das ein Fehler der KP?... Objektiv habe ich dem Feind geholfen. Und deswegen hatte die KP doch recht?

Ich habe gehört von einem Mann, der sagte »Nein«. Er ging danach zum Grab seiner verstorbenen Frau. Da hat er auch Abschied von seinem Leben genommen. Er kam nie zurück. ►

IM FOLGENDEN KAPITEL: Produktions-Skizzen für das O-Ton-Hörspiel »Moskauer Zeit«, HR, 1988 ►

2,5

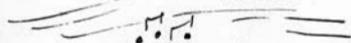


USBEKISCHER MARKTPLATZ
MARKT-ATMO, HUPKON-
ZERTE TROMMELN,
TRADITIONELLE
BLASMUSIK



STILLE SEITEN-
STRASSE

CD 60° 60°
SCHRITT
AUTOS



EIN KLAVIER
(CHOPIN)



② Toreinfahrt
HOF steine-
klopfen, Tauben,
Stimmen

TREPPEN HAUS
Morgen
gymnastik
Lektschag.
Sofereuk. Dobr.
fragzeug.

"Leningrad: Seitenstraße -
Hof - Treppenhaus"

Iracob ympa

"9 Uhr morgens"

KIRCHE INNEN

Putzende Frauen



EIN STUDENTENCHOR
PROBT FÜR DEN
GOTTESDIENST



Im »Reich des Bösen«

Die Achtziger Jahre: Beginn des Informationszeitalters. »Heimcomputer«, (Commodore 64), Spielkonsolen (Atari 2600), Nena (»99 Luftballons«), Madonna (»Like a Prayer«). Falco, Iron Maiden, Milli Vanilli, »Dallas« und »Schwarzwaldklinik«...

Für Heidrun und mich vor allem: die atomare Bedrohung und die wiederholte Begegnung mit der noch existierenden Sowjetunion.

Am 8. März 1983 gebraucht der nordamerikanische Präsident Ronald Reagan bei einer Rede vor der »National Association of Evangelicals« in Orlando/Florida zum ersten Mal für die Sowjetunion den Begriff »Reich des Bösen«, den ihm sein Ghostwriter ins Manuskript geschrieben hat. Eine Mehrheit der christlichen Fundamentalisten aus dem *Bible Belt* der USA hängen der *Harmagedon*-Theologie an, die in der Gegenwart nach Anzeichen für den bevorstehenden Endkampf zwischen Gut und Böse sucht.

Dezember 1982 – Erste Reise in die Sowjetunion. Am Abend nach meiner Ankunft in Moskau gehe ich allein die wenigen Schritte vom Hotel *Intourist* an der Gorkistraße, jetzt Twerskaja, zum Roten Platz. Leichter Schneefall, als gehöre der einfach dazu. Die Kreml-Uhr schlägt. Vom Spasski-Turm leuchtet der rote Stern. Vor mir das Lenin-Mausoleum. Gerade ist Wachwechsel. Nur wenige Menschen sind unterwegs. Ich betrachtet diese Szenerie mit Rührung. Der rote Stern zerfließt mir vor den Augen.

Machtlos bin ich gegen die Bilder und Texte, die mein Erinnerungsspeicher unablässig produziert: Das Massaker Peters des Großen an den aufständischen Strelitzen 1698/99, hier auf diesem »roten« oder »schönen Platz«; die kantigen Verse des vor Kraft und Überzeugung berstenden Revolutions-Dichters Majakowski – und der Selbstmord des Tiefentäuschten in Moskau 1930; die verregneten Wochenschaubilder von der Siegesparade und dem bizarren Haufen erbeuteter Kriegs-Flaggen und Standarten der deutschen Wehrmacht an der Kreml-Mauer 1945; Stalin, der da drüben auf dem Mausoleum lächelnd die Parade abnahm.

Nein ich bin nicht einäugig. Die wenigen verschwommenen Bilder aus dem *Archipel Gulag* – Schneewüsten mit Wachttürmen und eisverkrustetem Stacheldraht – habe ich ebenso gespeichert. Aber gleich daneben Fotos von entstellten Napalm-Opfern in Vietnam, von CIA-Leichen in Südamerika (Allende, Victor Jara). Auch »unsere Seite« ist diskriminiert.

Deutschland vor allem.

Gerade erst beginnen wir das ganze Ausmaß der Nazi-Greuel in Osteuropa zu begreifen – da soll »der Russe« wieder Feind sein? Als vaterlos aufgewachsenes Kind, dessen Erzeuger beim Krieg gegen die Sowjetunion ums Leben kam, bin ich auch historisch eine Halbwaise.

Die Waagschale meiner politischen Urteilskraft pendelt an diesem Moskauer Abend des Jahres '82 ratlos hin und her.

Erst sehr viel später werde ich bereit sein, die veröffentlichten Berichte über die Verbrechen Stalins und die kaum minder grausamen Dekrete Lenins als Tatsachen zu akzeptieren. In der politischen Auseinandersetzung der Sechziger und Siebziger Jahre fürchten viele meines Jahrgangs den Vorwurf, die Gräuel der nationalsozialistischen Diktatur würden auf diese Weise relativiert.

Anderntags fliege ich nach Minsk, verabredet zu Gesprächen mit Veteraninnen des »Großen Vaterländischen Kriegs« für meine SFB-Serie »Im Widerstand – Europäische Frauen gegen die deutsche Okkupation«. Unter dem Titel »Die andere Front« erscheint der Stoff als Taschenbuch in dem 1989 als DDR-nah »entlarvten« Pahl-Rugenstein-Verlag. – Aus dem Vorwort:

»Partisanen«... »Freiheitskampf«... Immer noch das fremde Gefühl beim Aussprechen dieser Wörter. »Frauen«, sagte meiner Mutter, werden irgendwie hineingezogen. Sie tun es aus Liebe, blind. Sie machen sich schmutzig dabei«. Ich, ein Schulkind der Adenauer-Zeit, sage und schreibe und denke etwas Fremdes. Es ist außerhalb meiner Erfahrungswelt.

Manchmal bin ich ein Kopf-Partisan. Ich denke mir vergangene oder künftige Widerstandsfälle aus – und wie ich gehandelt hätte, und wie ich handeln würde, wenn... Ich rede sogar darüber. Aber meine Reflexe, diese von klein auf dressierten Untertanenreflexe stehen immer noch vor jeder Uniform stramm.

Es ist schon oft gesagt worden: »Der Deutsche« ist kein 'citoyens, kein stolzer, selbstbewusst-freier Bürger. Wir haben keine Marseillaise. Als Untertanen – eines Kaisers, eines Führers, einer zum Wahlkampfschlagwort verkommenen »Grundordnung« – fühlen wir uns immer noch am wohlsten.

Erfahrungen aus der Hitlerzeit? Die Restauration der alten Werte, der Anpassung, der Unterordnung, begann mit der »Stunde Null«, mit dem Appell zum Ärmelaufkrepeln. Das Nachdenken über die alte und eine mögliche neue Ordnung wurde, gleichsam aus technischen Gründen (»Wiederaufbau«), auf irgendwann später verschoben. Der Gedanke einer radikalen geistigen und politischen Neuorientierung – wenn er jemals ernsthaft gedacht worden wäre – erfror im Klima des Kalten Krieges.

»Freiheit« lernten wir Schüler damals nur als »Westliche Freiheit« kennen. Das Hauptwort stand in Adenauers politischer Grammatik niemals für sich allein.

Trockener Jahreswechsel in Sibirien

1984 »Auf einen friedlichen Himmel, Genossen« heißt mein SFB | RB | BR | WDR-Feature, das eigentlich »nur« von der Jahreswende 1983/84 an der Trasse der zweiten Transsibirischen Eisenbahn, der Baikal-Amur-Magistrale (BAM), erzählen sollte.

Moskau hat uns die Reise erlaubt, obwohl der Ostblock West-Berlin als »Selbständige politische Einheit« behandelt. Der »Sender Freies Berlin« – schon der Name ist Provokation – gehört zur Arbeitsgemeinschaft der Rundfunkanstalten (West-)Deutschlands, existiert im Grunde also gar nicht. Mit dem Feature über die russischen Partisaninnen und dem dafür erhaltenen Japan Prize (1983) habe ich uns das Tor für ein halbes Dutzend weiterer Reisen hinter den »Eisernen Vorhang« geöffnet. Von nun an gelte ich als Sympathisant und nützlicher Multiplikator.

Ich sehe mich noch heute in unserer Charlottenburger Wohnung auf den Knien über die Karte der Sowjet-Union gebeugt, mögliche Reiserouten mit dem Finger nachziehend – vor mir »Ein Sechstel der Erde«, wie Dziga Vertov seinen Kompilationsfilm aus dem Jahr 1926 nannte.

Die Phase der Vorbereitungen habe ich immer geliebt: Geräte kontrollieren, Batterie-Check, das Auftürmen der Tonband-Kartons. Bei einer Aufnahmegeschwindigkeit von 19 Zentimetern in der Sekunde passen gerade 20 Minuten Originalton auf eine Spulenseite. Dann muss man sie wenden und erneut einfädeln. Für 40 Stunden O-Ton, die wir von Reisen oft zurückbringen, sind also rund 60 aufgespulte Viertelzoll-Tonbänder, »Schnürsenkel« genannt, erforderlich. Weiter: Stereo-»Nagra« (acht Kilo samt Batteriegürtel), »Uher«-Report und Cassetten-Gerät als Reserve, eine Sammlung erstklassiger Mikrophone und Kopfhörer, Reisestativ, alle erdenklichen Kabel und Akkus. Dazu pelzgefütterte Motorradstiefel – die sich als Fehlkauf herausstellen werden: In Sibirien trägt man dünne *walinki*, Filzstiefel; ein Luftpolster unter der Fußsohle wärmt besser als Fell.

Und dann der Papierkram: Visa, Geldumtausch, ein zollamtliches Carnet für die Ausrüstung. Es ist wie vor dem Aufbruch in ein epochales Abenteuer. Uns beide ergreift so ein Wilhelm-von-Humboldt-Gefühl auf der Jagd nach den Aufnahmen des Jahrhunderts.

Die Flughäfen in der Sowjetunion: schwarz von Menschen. Ein Volk aus vielen Völkern ständig unterwegs: Russen, Ukrainer, Tadschiken, Kirgisen, Kaukasier, Jakuten... Unüberhörbar Gruppen junger Männer in gut geschnittenen Mänteln und schönen Pelzmützen: »Sibirier«, die auf den Großbaustellen arbeiten. »Die Kerle fallen überall auf«, grinst Slawa, »sagen wir – durch ihr Selbstbewusstsein.«

Slawa Petschnikow ist unser Schatten. Unbegleitet reisen westliche Touristen nie durch die Sowjetunion – schon gar nicht zwei technisch so gut ausgerüstete Rundfunkmenschen wie wir. Unser Reisebegleiter und Dolmetsch ist ungefähr 35 Jahre alt, hat westliche Auslandserfahrung und arbeitet in der staatlichen Auslands-Presseagentur *NOWOSTI*, »Nachrichten«, abgekürzt *APN*. Er ist Journalist und Propagandist – kein Widerspruch in der SU.

Die sibirische Nacht unter den Flügeln der »*Tupolew Tu-154*« ist nicht mehr einfach schwarz. Die Lichthaufen der Städte und Siedlungen sind an den Überlandleitungen, den Flüssen, an der Trasse der Transsibirischen Eisenbahn aufgefädelt. In der »grossen Einöde« der Zarenzeit leben jetzt 25 Millionen Menschen.

Wetterbedingt landen wir in Irkutsk mit vielstündiger Verspätung, übernächtigt, müde – und erfahren, wie vom Schlag gerührt: Man will uns hier nicht haben. Jedenfalls nicht zu Silvester. »An diesem Tag«, sagt ein Funktionär mit vielsagendem Grinsen, »bleiben unsere Menschen lieber unter sich«. Also Abbruch, Heimflug. Wir lassen es darauf ankommen. Dann sind wir eben vergeblich Sechstausend Kilometer durch das »Reich des Bösen« gese- gelt. Der Sender wird's verkraften.

Erst nach und nach dämmert uns die eigentliche Ursache des hartnäckigen Widerstands. Das Westberliner *APN*-Büro hat in unserer Angelegenheit mit der *APN*-Zentrale in Moskau bereits etliche Fernschreiben gewechselt – Kopie an Irkutsk: Der angekündigte Journalist trinkt keinen Alkohol! Infolge einer Gelbsucht (Hepatitis B) bin ich auf Jahre zur hundertprozentigen Nüchternheit verdammt. Und das zu Silvester – in Sibirien!

Noch am selben Vormittag Entwarnung. Heidrun wird meine Rolle im saisonalen Vodka-Nebel übernehmen. In den kommenden zwei Wochen erleben wir, wie der schlechthin unbegreifliche Tatbestand von Station zu Station amtlich weitergeleitet wird, von rotem Telefon zu rotem Telefon (denn auf jedem der sonst meist leeren Funktionärs-Schreibtische steht ein solches Statussymbol, wie im Kreml): Achtung! Ein trockener West-Journalist!

Die Zeiten sind unsicher. Leonid Iljitsch Breschnew, der seine lange Amtszeit als Generalsekretär der KPdSU (ab 1964) mit der Invasion Afghanistans »gekrönt« hat, zuletzt Oberhaupt einer wackelköpfigen Gerontokratie, ist seit einem Jahr tot. Sein Nachfolger, der schwer kranke Juri Wladimirowitsch Andropow, lebt zu diesem Zeitpunkt mit einer künstlichen Niere abgeschirmt im Kreml und kann seine moderaten Reformpläne nicht umsetzen. Niemand weiß, in welche Richtung das politische Pendel morgen ausschlagen wird.

Ein regionaler Vertreter der allgegenwärtigen Partei, der als Soldat in der DDR stationiert war, wird das später in die bequeme Formel gießen: »Keine Frage, keine Antwort, kein Problem!« – mit Thüringer Akzent.



◀ ERZÄHLER (IN DER ROLLE DES AUTORS) In Ulcan wollte ich den Pfiff einer Diesel-Lok auf Band aufnehmen. Nur einen einzigen sauberen Lokomotiv-Pfiff ... ▶

Der helle Pfiff einer Lokomotive akzentuiert das näher kommende Eisenbahngeräusch. Je nach Lautstärke, Mischungsverhältnis u. s. w. drückt das Schallereignis »Weite« aus (Eroberung des Raums), eine voll Ungeduld erwartete baldige Ankunft (»Na endlich!«), unter Umständen auch Beklommenheit oder Gefahr (Auftakt einer gefürchteten Begegnung). Der bewusste Autor entscheidet auch über die Bedeutung eines akustischen Signals. Jeder Klang ist Inhalt!

◀ Eine Delegation begleitete mich zum Bahnhof: Bürgermeister, Parteisekretär (des Städtchens), Zweite Bezirkssekretärin, Gewerkschaftssekretärin (der Eisenbahner), Bahnhofsvorsteherin, der Bauleiter des Streckenabschnitts. Und Nikolai – mit seinen dicken Brillengläsern, seiner ordentlichen Pelzmütze, in seinem ordentlichen dunkelgrauen Wollmantel mit Persianerkragen. Mit Krawatte. Mit einem viel zu ernsten Gesicht. Es war wie ein Stapellauf.

UNTER DIE LETZTEN SÄTZE HAT SICH LEISE DIE BAHNHOFS-ATMO GEMISCHT | EINE LAUTSPRECHER-DURHSAGE

Als der Pfiff dann endlich ertönte...

LANGGEZOGENER LOKOMOTIV-PFIFF (NOCH ENTFERNT)

... mussten wir lachen. Wir alle lachten vor Erleichterung. Auch Nikolai. ▶

Nikolai Schukow, Bezirkssekretär für Agitation und Propaganda (*Agit-prop*), ist aus anderem, feinerem Holz als die meisten seiner älteren, eher grobschlächtigen Kollegen. Höchstens dreißig Jahre alt. Intelligentes, meist ernstes Gesicht. Manchmal trifft uns sein Blick – Fragezeichen hinter dicken, runden Brillengläsern; bleibt auf uns haften, auf dem Mikrophon, auf dem

144

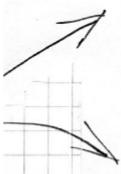


Leningrad & wurde. Stare & esprague neue
"Leningrad im Juni, Mittsomernacht"

MUSEEN: Historisches Museum Moskau / Chatyra / Bar
Jugendliche an der Neva, Liedes
Rock'n Roll

Bauma sprana & eygen.

"Der Krieg ist im Museum"



Notizblock. Ein langer, ruhiger, interessierter Blick. Nichts heimliches.

Tage später, nach unserer Rückkehr von Kasatschinskoje/Baikal zur nächstgelegenen Bahnstation für Individualreisende in Ust-Kut, ist der Notizblock verschwunden. Noch in der Nacht, vor Abfahrt des Zuges zum Flughafen Bratsk, hält ein *Uasik*-Geländewagen neben dem Gleis. 120 Kilometer Taiga bei Eis und Schnee für zwanzig Seiten bekritzten Papiers. Liegengelieben – angeblich.

Unauffällig steuert Nikolai unseren Tageslauf: Wecken, Frühstück, Abfahrt, Rundfahrt, Mittagspause, Interview, Einladung. Und Banja (Schwitzbad): Aufgeheizt bis kurz vor dem gefühlten Siedepunkt springst du nackt in eine Schneewehe, dreißig Grad minus. Für ein, zwei Sekunden bleibt mir das Herz stehen. Der berühmte Lebensfilm – Zeitraffer, schwarz-weiß – beginnt abzurollen. Nikolai und Slava, sehr erschrocken, prügeln mich mit Weidenruten in die Gegenwart zurück. Heidrun, nebenan bei den Frauen aus dem nahen Dorf, genießt wie erwartet ihr heißkaltes Saunavergnügen.



31. Dezember 1983, 22 Uhr:

► ERZÄHLER Ein Holzhaus in der Siedlung Magistralny. Bunt geschmückter Neujahrbaum mit einem roten Stern aus Plastik an der Spitze. Blumen auf dem Tisch – Olga, die Hausfrau, hat sie gemacht: Chrysanthemen aus Zwiebeln, weiße Kelchblumen aus Kartoffeln mit Blütenstempeln aus Karottenstücken. Kartoffel-Rosen, die mit Rübensaft gefärbt sind.

Die Ente ist längst verspeist. Verschwunden ist der Tisch in der Taiga unter Sülze und Kaviarschnitten und Fischkuchen, Omeletts in zerlassener Butter,

Platten mit Kurzgebratenem und Omul aus dem Baikal-See, unter Torten, Honigkuchen, frisch im Schnee gepflückten Moosbeeren, Trauben von der Krim und Sekt aus Nowosibirsk.

Und der Gospodin Rundfunkreporter aus dem kapitalistischen Ausland hat kaum Zeit, seine Tonbandspulen für das nächste Aufbaulied zu wechseln: »Telegramme – sucht mich auf den Baustellen! | Sucht mich bei der Arbeit, Tag und Nacht! | Nicht Haus, nicht Straße – meine Anschrift heißt: Sowjetunion!« ▶

Heidrun leert tapfer das nächste Glas. In der Kantine Nummer 1 ist Kehr aus. Discosound vom Tonband. Junge Frauen tragen lange, enge Tanzkleider. Ein schwarzer, wie Schlangenhaut glänzender Kunststoff ist modern. Da tanzen kräftige Schönheiten mit schwarz-umrandeten Augen und nackten Schultern, schüchterne Bauernjungen, derbe Draufgänger – einzeln, in Gruppen, selten paarweise. Auch Mauerblümchen sitzen herum, starren gläsig ins flackernde Discolicht.

◀ Zehn Minuten vor Mitternacht. Ich höre das Wort »Krieg« – *vojná*... Was meinst du, wird es Krieg geben? Wir haben schon einmal die BAM gebaut, 1940... 1942 mussten wir sie wieder abreißen. Die Schienen wurden im Westen gebraucht. Bei Stalingrad.

Auf den Bahnhöfen der neuen BAM hängen Schautafeln: »Wie baue ich mir einen Bunker?« – »Wo finde ich Schutz vor radioaktivem Niederschlag?«



EIN BETRUNKENER REDET LEISE VOR SICH HIN

ÜBERSETZER I ... Frieden... Nie mehr Probleme...

ÜBERSETZERIN I Warum singt ihr denn nicht?

ERZÄHLER Ljuda hebt ihr Glas...

ÜBERSETZERIN II Glück, Erfolg, Gesundheit!... Zigeunerlust!...

Und immer Brot auf den Tisch! Dass mein Sohn ein ordentlicher Mensch wird! Doch das Wichtigste ist Frieden in der Welt! Frieden und nochmal Frieden! Kriegselend und Feuersbrunst – das alles sollen unsere Kinder nie erleben!

ÜBERSETZER I Kulturpaläste brauchen wir und Sportarenen – keine Pershing und Flügelraketen und SS-18. Soll die Menschheit den Krieg doch endlich vergessen! Wir bauen die BAM – aber doch nicht für den Krieg!

BETRUNKENER MISCHT SICH EIN | ÜBERSETZER II Ich sag' jetzt was über Hitler...

ÜBERSETZER I Ach, lass' doch die Geschichte ruh'n!

ÜBERSETZER II Gut, dann werd' ich eben den Mund halten! So viele sind gestorben. Großväter und Tanten. Sagt das allen Kriegstreibern, dass wir sie verflucht! Die sollen nur kommen – ich hab' vor niemandem Angst!

LJUDA | ÜBERSETZERIN II Auch nicht vor mir?

EIN SCHAMPUS-KORKEN KNALLT | HURRA-RUFE: »Auf das Neue Jahr! Auf ein neues Glück!«

ERZÄHLER Grigori nimmt den zweiläufigen Bärentöter von der Wand... Im Fernseher die Kreml-Uhr, die rote Fahne... Und wir lassen die Völkerfreundschaft hochleben: »Auf einen friedlichen Himmel!« *Novam Godam!* Prosit Neujahr! ►



Um 7 Uhr morgens Moskauer Zeit, inmitten dieser Einöde hinter zugefrorenen Fensterscheiben, draußen 40 Grad minus, sind die Transparente eingerollt. Bei Sonnenaufgang stapfen wir zum Wachwerden durch den Schnee entlang der Bahnstrecke. Und bei jedem Schritt splittert die Firnschicht wie Glas.

Gefrorene Zeit

Ich höre dieses Band nach Jahren wieder. Und ich höre, wie viel Zeit vergangen ist – meine und die andere, die wir »geschichtlich« nennen. O-Töne altern mit uns. Bilder, eingefroren in Geräuschen, tauen wieder auf: Leninstatuen und schwarze Wolga-Limousinen, die Taiga aus der »*Antonov*«-Doppeldecker-Perspektive, dieser Ozean aus Wald... Und weißt Du noch: Die Mikrophonkabel, die bei 35 Grad minus zwischen den Holzhäusern bizarri in die Luft, ragten? »Nicht anfassen«, sagte unser Slava von APN, der sein Deutsch als Botschafts-Dolmetscher in Österreich gelernt hatte – »sonst macht es knacks, wie früher bei den schlechten Autoreifen!«

Wie haben wir bloß bei dieser trockenen Kälte die Bänder gewechselt, irgendwo im weißen Nichts an der Trasse, wo die Arbeiter auf kernige Kommandos (»*Ras-dwa-tri!*«) die Schienen rückten?

Alles schon vergessen und verdrängt? Wer im Westen kennt noch Elem Klimow, den mutigen Filmregisseur der Vor-Wende-Zeit (»Abschied von Matjora«, »Geh und sieh!«), gestorben 2003. Oder Bulat Okudshawa, den Dichter und Chansonnier (gestorben 1997)? Wo steckt Alexej aus Kiew, dieser ernste Junge mit den runden Brillengläsern, der so überzeugt war von der »Sache«, oder Sinaida Salnikowa – träumt sie immer noch vom »guten Sozialismus« und von Seidenstrümpfen?

Das alles höre ich auf meinen Tonbändern: die zerstörten Träume, die zerplatzen Utopien.

Auch ein paar eigene sind darunter.

Moskau protestiert: Drei Sätze zu viel

1985 Im ersten Sommer der Regierungszeit von Michail Sergejewitsch Gorbatschow verbringen Heidrun und ich mehrere Wochen in Leningrad, dem heutigen St.Petersburg, anfangs begleitet von einem dafür abgeordneten Moskauer Journalisten, der stolz darauf ist, seinen Beruf »generell vom Schreibtisch aus« zu erledigen. Der Mann erträgt nicht unsere spontane, scheinbar ziellose Arbeitsweise auf Straßen und Plätzen, in Cafés, in der Metro und beim heiter-enthemmten Sommerfest der Petersburger Jugend in der kürzesten Nacht des Jahres. Er meldet sich bald krank, verschwindet im Hotel »Pribaltiskaja« und überlässt uns – zu unserer Freude – dem eigenen Schicksal.

Das Feature »Die weißen Nächte von St.Petersburg« (SFB | BR | WDR 1986) spielt zur Zeit der Sommersonnenwenden von der Stadtgründung im 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Und natürlich erzählt es auch von der 900-tägigen Belagerung durch die deutsche Wehrmacht und vom innersowjetischen Nachkrieg.

Seit den Anfängen der UdSSR rivalisierten die Partei-Gruppierungen der Städte Leningrad und Moskau. Schon den Mord am ersten Leningrader Partei-Sekretär Sergej Mironowitsch Kirow 1934 soll Stalin in Auftrag gegeben haben, um den möglichen Nebenbuhler um die Parteispitze zu beseitigen. Ende der 40er, Anfang der 50er Jahre stand vor allem die jüngere, dynamische Nomenklatur der zweitgrößten Stadt der Sowjetunion vor einem Parteigericht. Wegen »Unregelmäßigkeiten bei den Wahlen zum Partei-

Gebietskomitee«, »Spionage«, »Aktivitäten zur Gründung einer neuen Kommunistischen Partei Russlands« und anderer, offensichtlich konstruierter Vorwürfe verloren Hunderte ihr Leben.

Bei Recherchen fällt mir 1985 auf, dass die Sterbedaten führender Leningrader Kommunisten (Voznesenskij, Kuznecov, Popkov, Rodionov, Kapustin, Lasutin) fast identisch sind. Ich bin leichtsinnig genug, die Angelegenheit in einer Korrespondenz mit *APN* zu erwähnen. Rote Lampen müssen aufgeleuchtet, rote Telefone geschrillt haben. Wenige Tage später erscheint der für West-Europa zuständige Chefredakteur der Nachrichten-, sprich Propaganda-Agentur leibhaftig in Berlin, um die Erwähnung der »Leningrader Affaire« noch zu verhindern.

Wir treffen uns in einem Café in der Charlottenburger Grolmanstraße. Der Mann (Name vergessen – nennen wir ihn Gospodin безымянный) ist blass und aufgeregt. Er hält seine Aktentasche fest auf den Knien. In dem politischen Vakuum zwischen Breschnews Eiswinter und Gorbatschows Frühlingserwachen muss er wohl ständig um seinen Job (wenn auch nicht mehr um den Kopf) fürchten. Offenbar finden wir am Ende eine Art Kompromiss, mit dem ich leben kann:

◀ ERZÄHLER In den 900 Tagen Belagerung stürzten 100 000 Fliegerbomben auf die Stadt und 150 000 Granaten. Getroffen wurde das »Angriffsobjekt Nummer 9«, die Eremitage. Der große Peterhof-Palast ging in Flammen auf und viele andere Paläste. Tausende Wohnhäuser wurden zerstört. Allein im Winter 1941/42 verhungerten 600 000 Menschen.

Und nach dem Sieg – grausamer Lauf der Geschichte – starben die meisten führenden Männer und Frauen von Leningrad. Stalin ließ sie erschießen. Die Stadt war ihm zu stolz geworden. ▶

Wegen der letzten (zugegeben holzschnittartigen) drei Sätze fliegt also ein Herr Namenlos von Moskau nach Berlin und wieder zurück.

Ein dokumentarisches Puzzle

Der spätere Friedensnobelpreisträger M. S. Gorbatschow, Generalsekretär der KPdSU, leitet 1985 ein Reformprogramm ein, das unter den Stichworten *glasnost* und *perestroika* die politischen Entscheidungsprozesse nach und nach demokratisieren und den Staat effektiver machen soll. Die Sowjetunion gibt ihre Vormachtstellung innerhalb des »Ostblocks« auf und beginnt eine neue Phase der Entspannungspolitik gegenüber dem Westen.

Auch das Schicksal der »Sowjetdeutschen« ist plötzlich kein Tabu-Thema mehr. Ihr Exodus in die »alte Heimat«, die ihre Vorfahren 200 Jahre früher auf Einladung Katharinas der Grossen verlassen hatten, beginnt dank einer formellen Einladung des westdeutschen Kanzlers Helmut Kohl.

Wir reisen ihnen entgegen. In Kustanai schliddert unser Flieger aus Moskau mit dem rechten Fahrwerk über den Rand der stockdunklen, eisglatten Landebahn in die vom Frühjahrstauwetter überschwemmte Steppe. Willkommen in Kasachstan!

Das Land: dreizehnmal die Bundesrepublik in seiner Ausdehnung, im Westen begrenzt von der Wolga und vom Kaspischen Meer, im Norden vom Ural. Ostwärts China, im Süden Tadschikistan, Turkmenistan, Usbekistan, Kirgisien. Weiter unten auf der Landkarte: Afghanistan. 40 Grad Hitze im Sommer, 40 Grad Kälte im Winter. Trockenes Steppenklima. Die Hälfte der zwei Millionen »Sowjetbürger deutscher Nationalität« harren noch aus.

Zu diesem Zeitpunkt ist das propagierte politische Tauwetter in den Dörfern und entfernten Städten der Sowjetunion nur als übliche Anhäufung verschwommener Parolen angekommen. In Alma-Ata (heute: Almaty) erhebt sich feierlich ein Rundfunk-Gewaltiger hinter seinem Schreibtisch, schiebt den Stuhl zur Seite und verkündet mit fester Stimme: »Ich kann Ihnen mitteilen, dass wir in unserem Sender Glasnost und Perestroika zu 100 Prozent verwirklicht haben!«

Die Ansprache gilt meiner Frau, unserem längst von Zweifeln angenagten Moskauer Begleiter und mir selbst. Sonst ist niemand im Raum. Feierlich blickt der Chefredakteur in die Runde, dann auf seine Uhr und verkündet in leutseligem Ton: »Und jetzt die Kultur!«

In das Büro-Zimmer tänzelt eine größere russisch-kasachische Frauengruppe in traditioneller Tracht, die im Vorzimmer schon eine Stunde lang gewarter hat, und beginnt jauchzend das für Besucher einstudierte Folklore-Programm. »Nun – nehmen Sie auf! Nehmen Sie auf!« ermuntert mich der Herr der Kunst. Und ich gehorche.

In den Dörfern der Umgebung sind wir nicht so gern gesehen. Die örtlichen Parteifunktionäre – alle Russen, alle noch im Amt – versuchen, uns nach Kräften abzulenken. Für Heidrun und mich wird die Reise zu einem Kleinkrieg gegen *Beschbarmak*, das kasachische Nationalgericht aus Hammel oder Pferdefleisch, fette Würste, Berge von gefüllten Teigtaschen und Bäche von Vodka (mein präventives Alkoholverbot ist mittlerweile aufgehoben). Zensur als erdrückende Gastfreundschaft.

Unsere Abstecher in die kleinen sowjetdeutschen Kolchosen haben etwas von Staatsbesuch. Man fährt in einer schwarzen »Wolga«-Limousine auf den Dorfplatz und wird von einer Delegation in Sonntagskleidern erwartet, mit Blumenstrauß und Salz und Brot. Begrüßungsansprachen, gegenseitige Erklärungen. Dann setzt sich unser kleiner Trupp in Bewegung und wird im Lauf

der Exkursion immer größer und größer. Am Ende wie das Amen in der Kirche: Vodka... »Genosse Journalist – noch ein Toast!« (Auf den Frieden... Auf die Frauen... Auf die Perestroika).

Interviewpartner, die ich nicht bestellt habe, tauchen aus dem Nichts auf. Keine der Antworten schert sich um meine Fragen:

◀ ERSTE FRAU Ich leb' hier gut! Alles ist gut, ja! ZWEITE FRAU So ist alles schön! ERSTER MANN Nun, jetzt – jetzt lebe mir halt gut!

ZWEITER MANN Ich bin froh! DRITTE FRAU Mir henn alles, *karaschó!* ERSTER MANN Gut lebe mir, da in Russland! Jetzt ist doch die Freiheit! Da steht keiner mehr hinter uns mit die Peitsch', mit die Knut'!

ERSTE FRAU Bei uns ist einer, der reist ab, weiter weiß niemand nit... ZWEITER MANN Nee, so was hab' ich net gehört. Von da will keins net fortfahr'n. So was hab ich net g' hört – solang ich schon leb' auf der Welt! ►

»Entfernte Verwandte – Wo ist die Heimat der Sowjetdeutschen«, SFB 1988

Der Westen – das war jahrzehntelang der Klassenfeind. Dass jemand freiwillig dorthin ziehen will, ist für diese noch ganz unvorstellbar. Und im gleichen Augenblick verlassen wieder ein paar Hundert ihrer Landsleute die sowjetische Heimat, Haus und Hof.

Zirka 30 Stunden Aufnahmen auf 20 Toncassetten bringen wir nach Hause – mittlerweile ist auch für uns Autoren das Zeitalter der kompakten Analog-Cassette angebrochen. Hier ein kleines »Interview« (siehe oben), der Besuch einer Schule, dort ein Stück Dorfabend. Nichts will zusammenpassen.

◀ DORFÄLTESTE Rosa Stroh ist sehr hilfreich im Kollektiv und wird hoch geehrt. Sie ist eine sehr gute Mutter. Ihre drei Kinder hat sie sehr gut erzogen, und hier kommt ihre Tochter, ihr zu ihren Arbeitserrungenschaften zu gratulieren... ►

Alle klatschen rhythmisch, und das Ensemble »Lyra« singt: »Im schönsten Wiesengrund | ist meiner Heimat Haus... GÄHN steht am Rand meines Transkripts. Punktuelle, inhaltsarme Schnapschüsse, Momentaufnahmen. Kein Wort über Stalins Umsiedelung ganzer Dörfer, die vielen tausend Toten, verhungert, erfroren im Sibirischen Winter, tot zusammengeschrumpft in den Kohlengruben von Karaganda.

1941 erklärte der Oberste Sowjet die Deutschen zu einer feindlichen Bevölkerungsgruppe. Die Konsequenz war, dass sie aus ihrer »Wolgarepublik der Sowjetdeutschen«, aus der Ukraine, von der Krim, aus dem Kaukasus in Güterzügen nach dem Osten transportiert wurden. Die Deutschen, fürchtete die Sowjetregierung,

könnten sich als »Fünfte Kolonne« mit der vorrückenden Wehrmacht solidarisieren. 1964 unter Chrutschow sind die Deportierten »rehabilitiert« worden. Doch von dieser Entschuldigung haben die meisten Sowjetbürger nie erfahren.

Ich könnte über das Tauwetter berichten, nicht das metaphorische – jetzt im Frühling ist der fette schwarze Boden überschwemmt von Schmelzwasser. Über das beklemmende Gefühl der Verlorenheit bei der Fahrt durch die nächtliche Steppe im Schneegestöber; den schmalen Streifen, durch den der Fahrer hinter der verschmierten Windschutzscheibe hinausspäht in die tintenschwarze Nacht. Über die Lastwagen, bis zu den Achsen im Schlamm, die uns auf der schmalen Piste begegnen wie schlecht beleuchtete Lastkähne. Über den festsitzenden Wolga und den begleitenden Parteifunktionär, der in seinem Sonntagsanzug knietief in den braunen Schmand steigt, um ein Abschleppseil anzubringen. Über das Empfangskomitee in der Kolchose XY, das sich festlich gekleidet am Rand der überschwemmten Dorfstraße versammelt hat; über das langsam in die Limousine einsickernde Schmelzwasser und unseren Chauffeur, der stoisch den Rückwärtsgang einlegt und die aufgeputzte Gruppe, kleiner und kleiner werdend, auf ihrer Insel zurücklässt. Auch über die Eisenbahnen auf den aufgeschotterten Dämmen, die aus der Ferne wie Dampfer aussehen – die Dampflokomotive mit schwarzer Rauchfahne voran und ringsum nichts als Wasser...

Aber das hieße doch: »Thema verfehlt!« Die Redaktion bezahlt uns nicht für einen Abenteuer-Urlaub.

Noch in Kasachstan entschließen wir uns, in der Bundesrepublik weiter zu recherchieren. »Muss aus dem Tal jetzt scheiden | wo alles Lust und Klang | Das ist mein höchstes Leiden | mein letzter Gang«...

Das singen sie nun schon im Durchgangslager Friedland bei Göttingen.

◀ EINER Wir sind glücklich! Wir haben auf diesen Augenblick sehr lang gewartet! Dreißig Jahre lang.

EIN ANDERER Mir hatten Essen, Anziehen – alles... Wollen ja nicht lügen! Aber wir waren Fremde in Kasachstan. Der Kasache hat zu mir gesagt: Das ist nicht euer Land!

EIN DRITTER Wir sind deutsche Leut! Müssen wir nach Deutschland, wo die Deutschen sind! ▶

Lager-Atmo. Blecheimer. Knallende Türen, schreiende Kinder. Kontroll- und Essenkarten. Die meisten immer noch zurückhaltend. Manche fürchten

Nachteile für ihre alten Eltern in Zelinograd und Kustanai, wenn »das« dann gesendet wird, einige tausend Kilometer entfernt. Erst am Endpunkt ihrer langen Reise, in der »Russensiedlung« am Rhein, wo wir sie besuchen, reden sie auf einmal Klartext. Und sie können gar nicht aufhören. Sie reden über uns, die Westdeutschen. Was sie hier erwartet haben, war ein Schulfibel-Deutschland, das nur noch in ihren Liedern existiert.

◀ MANN Also ich hab' mir über Deutschland vorgestellt, das wär' ein Honigfass. Aber als man hierher gekommen ist – ich sag mal: Das ist so ein primitives Volk hier! Es ist in meinen Augen so verdorben. Und wenn man Zeitschriften aufschlägt – was da für Bilder drin sind! Du getraust dich schon gar nicht mehr, hinzugucken. Da geht es ja nur über Sex und Porno und ach...

JUNGE FRAU Hier hab ich gedacht: Ich bin Deutsche, ich bin nicht mehr ein Faschist – das hat mir immer so wehgetan. Und das ist jetzt mein Vaterland, das ist mein Deutschland, jetzt bin ich gleich. Jetzt kann mir niemand mehr sagen: Du Faschist... Hitler und so weiter. Und als ich dann in die Schule kam, haben mich viele so angeguckt: Du Ausländerin, was willst du hier? Du nimmst uns die Lehrstelle weg!

MANN Kommst aus Russland! Bist ein Russ!

JUNGE FRAU Und dann hab' ich mehr Ehrgeiz gekriegt. Als Krankenschwester hab' ich alle Lehrbücher auswendig gelernt – hab' erst garnix verstanden, aber ich hab' jede Seite gewusst, wo was geschrieben steht! Und hab' sehr gut abgeschlossen. Ich bin jetzt wirklich in meinem Beruf, in meinem ganzen Dasein sehr bewusst. Mich kriegt niemand unter! Wenn ich was net krieg, dann geh' ich immer höher. Und wenn's zum Bürgermeister ist. Und das kommt, weil ich musste über viele Steine stolpern, fallen und mich bis aufs Blut aufschlagen. ►

Und dann erzählt sie die Geschichte von der alten Frau, die zum ersten Mal ein deutsches Kaufhaus betritt. Und weil dort überall Teppiche liegen, zieht sie ihre Gummistiefel aus, stellt sie ordentlich neben die Drehtür und geht auf Socken hinein. Und wir alle lachen über die Babuschka, die noch nicht ganz angekommen ist in ihrem Traumland.

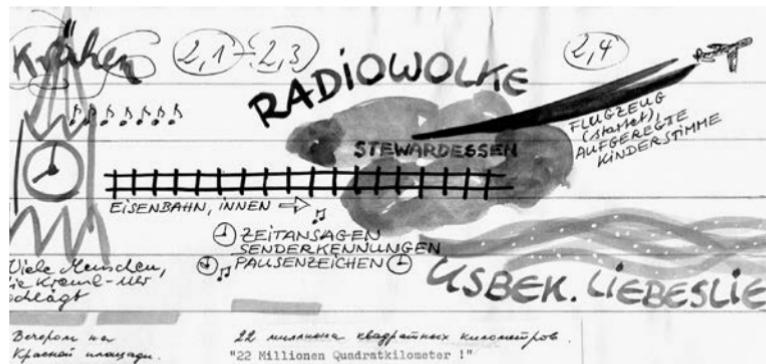
An meinen Redakteur zur späteren Produktion:

Die Form der Sendung legt dem Zuhörer nahe: Bilde dir selbst eine Meinung! Auch der Autor wagt keine gültigen Antworten – etwa auf die Frage: »Wo ist die Heimat der Sowjetdeutschen?« Er sieht vielfältiges,

uneinheitliches Material, das er auf seiner Reise durch Kasachstan und bei Treffen mit ausgereisten Sowjetdeutschen in der Bundesrepublik gesammelt hat. Keine statistische Zahl, auch kein aufnotierter Augenblicks eindruck ist »die ganze Wahrheit«.

Der Autor selbst schildert seine Aufgabe als Puzzlespiel. Er arrangiert Bruchstücke, Wirklichkeitssplitter. Das Bild, das er zusammensetzt, hat Risse, Sprünge und blinde Flecken. Die Sprünge sollen hörbar sein. Diesmal also keine verschönenden, »glatten« Übergänge, keine harmonisierenden Kunstgriffe im Studio.

Die Form ist rauh.



Sowjetunion STEREO

1988 Telex der sowjetischen Auslands-Presseagentur APN Berlin/West an APN Moskau:

Unter dem Arbeitstitel »MOSKOWSKAJA WREMJA (Moskauer Zeit), SOWJETUNION STEREO – Eine Reise für Zuhörer« bereitet der Autor Helmut Kopetzky eine ungewöhnliche Rundfunksendung vor. Soweit wir verstehen, sucht er nach neuen künstlerischen Formen. Uns erscheint das Projekt ziemlich unverständlich, aber wir haben eine seiner Sendungen gehört und können nicht umhin, ihre künstlerische Qualität anzuerkennen...

Telex von APN Moskau an APN Berlin/West:

Stellungnahme zum Projekt »SOWJETUNION STEREO«. Welche Kontakte und Gespräche werden gewünscht? Worin besteht das Thema dieser Radiosendung? Wir bezweifeln, ob man solche weiten Reisen braucht, nur, um Geräusche aufzunehmen, die auf der ganzen Welt ähnlich sind...

Was ausländische Journalisten betrifft, kennt Moskau nur den *korrespondent*. Ein solcher hat einen Auftrag, möglichst von weit oben, und ein schwergewichtiges Sujet: große Politik, Wirtschaft, Staatsbesuche, internationale Konferenzen. Das Fehlen eines solchen Titelseiten-Themas macht den Nicht-Korrespondenten verdächtig. Welche Laus will man uns da in den Pelz setzen?

»Dies wird der Versuch, ein Land zu komponieren – die Sowjetunion, ihre Gegenwart und ihre Vergangenheit, das Auf und Ab ihrer kurzen Geschichte, und ein einzelnes Leben: das Auf und Ab im Werk des sowjetischen Komponisten Dmitri Schostakowitsch«, schreibe ich waghalsig in mein Exposé:

»MOSKOWSKAJA WREMJA« ist der Pulsschlag einer Weltmacht, Zeittakt des sowjetischen Zentralismus. »MOSKOWSKAJA WREMJA« ist auch die Abfolge von Eiszeiten und Tauwetterperioden, optimistisch-beschwingten und finsternen Zeiträumen, Phasen des Aufschwungs und der Stagnation in 71 Jahren Sowjetgeschichte: Lenins, Stalins, Chruschtschows, Breschnew Zeitalter. Ist Chronologie und Zusammenprall...«

Mit diesem großformatigen Projekt, das kurz vor dem Zerfall der Sowjetunion schließlich doch genehmigt wird, beginnt meine 15jährige Zusammenarbeit mit Dr. Christoph Buggert, dem Leiter der Hörspiel-Abteilung des Hessischen Rundfunks, einem mutigen und integren Mann, wie ich rasch herausfinde. Kein Vorschlag ist dem Erfinder neuer Radio-Formate *a priori* zu abwegig, kein Projekt zu »gewagt«, kein Recherche-Ansatz zu uferlos.

Christoph Buggert (* 1937 in Swinemünde) war 1972-1976 Hörspieldramaturg des Bayerischen und 1976-2002 des Hessischen Rundfunks. Für seine eigenen Funkarbeiten, die in 16 Sprachen übersetzt wurden, ist er mehrfach ausgezeichnet worden, so 1978 mit dem Hörspielpreis der Kriegsblinden und 1983 mit dem Drama Award der *British Theatre Association*. Buggert trat auch als Romanautor hervor (»Das Pfarrhaus« 1988, »Lange Reise« 2002, »Deutschlandbesuch« 2006 u. a.).

Attacke und Kotau

Dmitri Schostakowitsch hatte mich schon lange fasziniert. Nicht, dass ich seine Musik von Anfang an geliebt hätte. Die Symphonien waren mir immer zu »bildhaft«, zu deutlich Programm: brüllende Akkorde, Partituren wie Schlachtpläne. Tonnenschwere Musik, monumental auf Teufel-komm-raus. Musikalische Schwerindustrie.

Und dann seine (scheinbaren?) Kertwendungen: Aus dem Staatskünstler, mit fünf Stalinpreisen dekoriert, wurde ein Verfemter. Auf riskante Herausforderungen der politischen Klasse folgte der Kotau, immer wieder hörbar in seinen Werken. Der Komponist als Wendehals – ein genuines Radiothema.

Die Volksmassen erwarten schöne Lieder. Aber ein chaotischer Schwall von Tönen verwirrt das Publikum. Den Komponisten der Oper »Lady

Macbeth von Mzensk« scheint es völlig kalt zu lassen, was das soujetische Publikum braucht ... Das ganze ist linksradikaler Wirrwarr, kleinbürgerliche Sucht nach Originalität, Formalismus, gefährliche Musik.

Aus der »Prawda« vom 28. Januar 1936, vermutlich auf Intervention Stalins

Als die öffentliche Meinung 1936 meine Oper »Lady Macbeth« ablehnte, litt ich schwer unter meinem Fehlgriff – heute jedoch sehe ich ein: Es ist mir nicht gelungen, den Weg zum Herzen des Sowjetvolks zu finden.

Selbstkritik Schostakowitschs

Erst allmählich entdecke ich den doppelten Boden in dieser Musik; lese die Partituren, die mir eine Kollegin aus dem Notenarchiv des Senders besorgt, als biographische Skizzen: Tapfer und listig versucht ein Mann in dem großen und grausamen Experiment zu überleben, ohne seine Würde als Mensch und Künstler zu opfern.

Bis heute umstritten: die zwiespältige »Aussage« der VII. Symphonie, der »Leningrader«, aus dem Kriegsjahr 1941: Sind es faschistische Soldatenstiefel oder doch die Scherben des Stalin'schen Systems, die da rhythmisch alles niederstampfen? Das brutale Scherzo der Zehnten – ein Stalinporträt?

Mitten im drohenden Untergang (täglich feuern die Deutschen zigtausend Granaten auf das ausgehungerte, frierende Leningrad) weicht der Kunstsoldat keinen Millimeter von seinem kostbaren Partiturpapier. Das Heulen der deutschen Sturzkampf-Flugzeuge darf nicht die einzige Musik an der Newa sein! Wenn diese Kulturstadt stirbt, dann nur in Begleitung eines Symphonieorchesters.

Schostakowitsch konnte die »Siebente« nach seiner Evakuierung in Kujbyschew (heute Samara) an der Wolga im Oktober 1941 vollenden und dort ein halbes Jahr später mit dem ausgeflogenen Orchester des Bolschoi-Theaters uraufführen.

1986, in der Pause eines Konzerts in der Leningrader Philharmonie, sagt mir ein Zuhörer, den ich wie viele andere tief versunken in Schostakowitschs Kammer symphonie opus 110a (»Dem Gedenken an die Opfer des Faschismus und des Krieges«) beobachtet habe, in gepflegtem Schul-Hochdeutsch:

Schostakowitsch ist einer von uns. Mein Bruder. Ich höre in seiner Musik alles, was bei uns geschehen ist und jetzt geschieht. Auch Zukunftste hörte ich heraus... Er hat alles komponiert: Metro und Kommunalwohnungen, Stalin, Tauwetterperioden, Langeweile und Enthusiasmus, Kampf und Krampf, das

wütende Zähnezusammenbeißen. Wir Russen übertreiben so gern. Immer viel zu große Erwartungen. 70 Jahre Sowjetunion – nie haben wir uns ausgeruht seit 1917. Immer bis zum Platzen unter Dampf... Kollektiver Frohsinn, kollektiver Ernst, kollektive Langeweile. Auch das steckt in seiner Musik...

Mit welcher Begeisterung Heidrun und ich in unserem Charlottenburger Hinterhof-Studio an der Idee dieses dokumentarischen Hörspiels werkeln! Es soll fast zur Gänze aus O-Ton und Musik bestehen – eine Programm-Musik anderer Art.

Wir arbeiten analog. Stapel von Tonband-Kartons. Kaum Zeit für ein Kebab vom Straßenverkauf nebenan. Für die Auseinandersetzung des »Alten« (die süß-klagenden Gesänge der Gläubigen in der Klosterstadt Sagorsk) mit dem »Neuen« (die drängenden Akkordsäulen in Schostakowitschs Vierter Symphonie) habe ich aus Pappkarton eine Schablone geschnitten, die – das jetzt für Technik-Fans – beim allmählichen Ausrichten der Schieberegler des 12-kanaligen Equalizers aus der linearen Null-Position zur Sinuskurve ein optimales Klangspektrum erzeugt, während das gleichzeitige Aufdrehen der Pan-Pods von der Mono-Stellung in hundertprozentiges Links | Rechts den Raum »aufmacht«.

Der erhoffte Effekt: Das »Neue« (der revolutionärer Furor des dreißigjährigen Komponisten, scheinbar ganz im Einklang mit der Staatsdoktrin), anfangs noch entfernt und kaum hörbar, durchdringt, stört und überlagert schließlich die orthodoxen Gesänge mit brutaler Gewalt und füllt das Stereo-Panorama völlig aus, um in eine stille, trostlose Waldszene mit umstürzenden Bäumen und entfernten Klängen aus der offiziell geächteten »Lady Macbeth«-Oper zu münden.

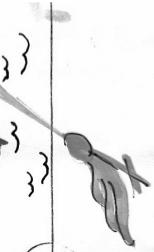
(Nach Verschärfung des kulturpolitischen Klimas zog Schostakowitsch seine Vierte vor der Uraufführung zurück).

Die Invasions-Szene komponieren wir aus der historischen Rundfunk-Meldung vom Beginn des deutschen Überfalls 1941, Reportage-Fetzen deutscher Kriegsberichterstattung und dem berühmten Gewaltthema des 1. Satzes der VII. Symphonie.

Mit Ausnahme von drei mehrzeiligen Texten, die den Würgegriff der staatlichen Kulturpolitik dokumentieren, habe ich kurze Zwischentitel verfasst. Die Ähnlichkeit mit Stummfilmtiteln ist naheliegend und gewollt:

Und wieder einmal eine neue Zeit.

Abends auf dem Roten Platz. Die Kreml-Uhr schlägt acht mal. Jetzt ist es 22 Uhr in Aschchabad und Tjumen, 23 Uhr in Frunse, Mitternacht in Tomsk,



(14.12)

BOMBERPUNKS

NATIONAL
HYMNE

GLOCKENSPIEL
PETER-PAULS-KATH.

RADIO MOSKAU: →



RADIO MOSKAU



BERLIN



RADIO BERLIN



RADIO LENINGRAD



VII. Symph.

...
nützlich. Seine "Kreuz" sofort
Durchschlag, ohne 60,-
„Rekurrenzgeschäfte auszufordern“

an 'weißen' Sommernächten

Dmitri Schostakowitsch,
Symphonie Nr. VII in C-Dur,
opus 60 - Die Leningrader
Symphonie"

2 Uhr morgens in Tschita, 3 Uhr in Wladiwostok und 5 Uhr auf der Halbinsel Kamtschatka.

Weit im Südosten ein Markt. 40 Grad im Schatten. Sogar der erste Parteisekretär lockert jetzt seine Krawatte.

*Der junge Komponist Dmитri Schostakowitsch bläst
der alten Zeit den Marsch.*

Die Titel, jeweils gesprochen in Deutsch und Russisch, sollen der akustischen Phantasie des Hörers eine ungefähre Richtung geben, aber nichts »erklären«.

Drei Jahre nach »Moskauer Zeit«, im Dezember 1991, proklamieren fast alle Teilstaaten der früheren Sowjetunion ihre Unabhängigkeit. Boris Jelzin entmachtet Michail Gorbatschow. Symbolträchtig wird über dem Kreml die Flagge der Sowjetunion mit Hammer und Sichel eingeholt und die weiß-blau-rote Russlands aufgezogen. Adieu, Vielvölkerstaat!

Der Mann mit der Proletenmütze Eine Zeitreise

1917 ▲ ABFAHRENDE ZÜGE | GERÄUSCH EINES DAMPFZUGS,
DER IN EINEN BAHNHOF EINLÄUFT (VERFREMDET) | LOK IM
STAND | DARAUF:

SPRECHER An einem anderen Sonntag, vor vielen Jahren...

SPRECHERIN ...am 2. April 1917 nach dem alten russischen Kalender auf dem Bahnhof im schwedischen Haparanda, an der Grenze zu Finnland.

SPRECHERIN Nach fünftägiger Fahrt steigen 32 Passagiere steifbeinig aus einem Zug. Dunkle Mäntel, ernste Hüte. Ihre Regenschirme wirken etwas deplatziert in dieser Schneelandschaft über dem Polarkreis. Emigranten kehren heim. Profi-Revolutionäre – Mitglieder einer radikalen Splittergruppe der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands, der Bolschewiki. Den

ersten Teil der Reise aus der Schweiz quer durch Deutschland haben sie in Kurswagen zurückgelegt, eingeschlossen und bewacht von deutschen Offizieren. Das Kaiser- und das Zarenreich führen fast drei Jahre Krieg. Und der Kaiser zahlt die Fahrkarten.

Die Rechnung ist einfach: Wenn die Gruppe spurt, bricht die Abwehrfront der Russen schnell zusammen. Lenin schließt Frieden mit Deutschland und die kaiserlichen Truppen werden für den Westen frei, wo man sie so dringend braucht. Deutschland benutzt Lenin, Lenin die Deutschen. Zynismus beiderseits. Das Deutsche Reich steckt 60 bis 80 Millionen Goldmark in das Abenteuer. Das wären heute (*im Jahr 2000*) zweieinhalb bis drei Milliarden D-Mark.

Der Anführer der kleinen Gruppe wird in diesem Monat 47 Jahre alt. Er ist knapp mittelgroß. Ein solider, unscheinbarer Bourgeois. In Schweden hat man ihn noch eilig ausstaffiert. Neue Hosen, ordentliche Stiefel. Einer, der die Welt verändern will, trägt keine Schweizer Nagelschuhe.

Wladimir Iljitsch Uljanow, genannt Lenin, und die kleine rundliche Frau, mit der er seit 19 Jahren verheiratet ist – Nadeschda Krupskaja – stehen frierend neben ihrem spärlichen Gepäck, drei Körben mit Wäsche und Büchern. ►

»Lenin kehrt zurück« – Deutschland-Radio Berlin 2000

1917 | 2000 Im April '17 trifft Lenin aus Helsinki ein. Zar Nikolaus II hat abgedankt. Er wurde im Februar verhaftet, nach Sibirien verbannt und wird 1918/19 samt seiner Familie von den Bolschewiki ermordet werden. In Petrograd, dem früheren St.Petersburg, amtiert eine Übergangsregierung.

In unserem Feature geht der Mann mit der kecken Proletenmütze als Markenzeichen 83 Jahre später an der Lokomotive Nr. 293 vorüber, die als Denkmal an seine vorübergehende Flucht nach Finnland im Sommer des Revolutionsjahrs erinnert; geht über den Lenin-Platz und durch das trostlose Viertel auf der Wyborger Seite. Und er sieht und hört, was von seinem Traum geblieben ist.

Mit Interviews, Geräuschaufnahmen rund um den Bahnhof und historischen Tondokumenten erforschen wir Vergangenheit und Gegenwart der zweitgrößten St.Petersburger Eisenbahnstation und – als Parallel-Handlung – den Beginn eines knappen Jahrhunderts sowjetisch-russischer Geschichte.

◀ KREUZBLENDE IN FAHRENDE METRO, INNEN

SPRECHER Dort in 70 Metern Tiefe (ZUGLAUTSPRECHER) die Metro-Station Leninplatz/Finnischer Bahnhof (BAHN-GERÄUSCHE UND

STIMMENGEWIRR) Menschen am Fließband – aufwärts, vorwärts. Am Übergang zu den Vorortzügen stürmt ihnen der Mann entgegen. Acht Meter ist er groß, aus blutrotem Mosaik – wehender Mantel, stechender Spitzbart. Er hat 's eilig... (BAHNHOFSHALLE | DURCHSAGEN) Und im Wartesaal diese riesige, schon etwas ramponierte Landkarte aus getriebenem Blech: »Lenins Reisen in Finnland 1917«. ►

Wir selbst sind dem letzten Teil der historischen Zugreise von der Doppelstadt Haparanda/Törnio an der schwedisch-finnischen Grenze nach Petersburg gefolgt und vor dieser Blechkarte per Internet mit Ljuba und Sergej, unseren beiden Dolmetschern, verabredet. Sie studieren Germanistik. Hundert Dollar pro Tag sind ein fairer Deal – für beide Seiten.

◀ 1917 EIN DAMPFZUG (VERFREMDET) FÄHRT EIN

SPRECHERIN Es ist kurz vor Mitternacht – Ostersonntag nach dem alten russischen Kalender. Nie ist ein Staatsfeind herzlicher empfangen worden... (DIE MARSEILLAISE, VERFREMDET | BLASORCHESTER)

Lenin sieht: rote Fahnen, Triumphbögen in Rot und Gold. Sieht Empfangskomitees, Spruchbänder. Er sieht einen Leutnant vor seiner Ehrenkompanie, der ihm Meldung macht. Ihm, dem Umstürzler! Man präsentiert das Gewehr. Die Kapelle spielt die Marseillaise (die Internationale einzuüben war nicht Zeit genug).

Und Lenin wird hinausgetragen. Schwebt auf den Turm des Panzerwagens, dessen Abbild seinen Statuen Jahrzehnte lang als Sockel dienen wird; steht, kaum angekommen, schon Modell für alle Lenin-Denkäbler der Zukunft. Niemand greift ein. Keine Kosaken mit Säbel und Peitsche. Die provisorische Regierung kneift.

2000 KULISSE VOR DEM FINNISCHEN BAHNHOF | AGITATOR (RUSSISCH)

SPRECHER Die Russische Kommunistische Partei des Vyborger Bezirks besteht aus zwei Männern, einer Frau, einem Stapel Zeitungen und einer roten Fahne. Die »Barrikade« und »Das schaffende Russland« kosten je drei Rubel.

»Im Straflager«, erzählt der Agitator mit der Leninglatze in sein Megaphon – »im Gulag ist keiner verhungert! Die Menschen wurden dort besser gefüttert als wir, die Rentner. Es gibt viele, die von dort zurückkamen – und werden hundert Jahre alt! Ah, hier kommt schon einer, der demnächst verhungern wird...«

BETRUNKENER | SPRECHER »Ich doch nicht!« sagt der Mann mit der Vodkafahne.

AGITATOR | SPRECHER »Doch – wir alle werden verhungern!«

RENTNERIN I | SPRECHER »Die Preise steigen, nur die Renten nicht«. Sie war Lehrerin. Mit der billigen Bluse, die sie zum Verkauf anbietet – einer einzigen – steht sie schon seit ein paar Stunden in der prallen Sonne. »Die Rente«, sagt sie, »reicht uns nur zum blanken Überleben.«

(...) So klingen alle mit den jämmerlichen Taschenspiegeln und Geschirrtüchern und Plastikschwämmen in der Hand. Und über ihren Köpfen, an der Hauswand, auf einem riesigen Mosaik, fliegen Kosmonauten siegreich in den Weltraum.

1917 | 2000 BAHNSTEIG: STIMMEN, SCHRITTE, KARREN, QUIETSCHENDE KOFFER-KULIS | AUS DEN LAUTSPRECHERN DIE »PETERSBURGER HYMNE« | AUFGEREGTE Rufe, LACHEN, BEGRÜSSUNGEN

SPRECHERIN Kaum einer bemerkt den aschgrauen Mann ohne Gepäck mit der abgetragenen Proletenmütze, der etwas verwirrt die Bahnhofsgebäude mit dem klotzigen Uhrturm betrachtet. Keiner ruft nach der Miliz: Haltet ihn! Er hat uns ins Unglück gestürzt!

Der Mann tritt hinaus auf den Leninplatz. Spruchbänder an den Fassaden – aber sie gelten nicht ihm: *PEJTJE COCA COLU!* Die Straßenbahn scheppert wie damals. Keine Droschkengäule mehr. Auf den ersten Blick sehen die Massen nicht unglücklich aus. Kaum Schmutz auf der Straße. Hat der Sozialismus also doch gesiegt?

(...) Und er sieht sich selbst auf jenem stilisierten Panzerturm – Mantel im Flattern erstarrt, Taschen ausgebeult von Zeitungen und Flugblättern, rechtes Bein voran, den Arm Richtung Zukunft... ►

Die Vorführung und Diskussion des Features im »Hackeschen Hoftheater« (Berlin-Mitte) hat für mich ein verstörendes Nachspiel. Sehr gute Freunde aus dem früheren DDR-Rundfunk zeigen sich empört über den Schnelldurchlauf durch die – weithin bekannte – Frühgeschichte der Sowjetunion. Für viele Monate herrscht Sprachlosigkeit zwischen uns. Eine schmerzhafte Lektion, nicht zuletzt über mögliche Verletzungen einzelner durch die unvermeidbare Verdichtung komplexer Sachverhalte in einem gegebenen Sendeformat.

Fremde Sprache, dunkle Träume

2005 Heidrun und ich sind »auf die alten Tage« an den Rand der Rhön zurückgekehrt. Auch unsere zweite (oder dritte?) Heimatstadt hat ihr Problemviertel. Da stehen gut gepflegte Hochhäuser, es gibt ein Stadtteilzentrum, einen russischen Supermarkt. Man kann dort *Kwas* kaufen und Pflaumenkompott, *Islive*; gefüllte Paprika mit Weißkraut; eingelegte Tomaten; »*Krasnaja Moskwa*« – das »rote« oder »schöne Moskau« als Rasierwasser; Bier Marke »*Schachtjör*« (»Bergmann«); *Papirossi*; Pop-Magazine – die russischen Top-Ten... Alles wie früher in Kasachstan. Und doch singen russlanddeutsche Rapper im Jugendtreff:

► ZITATOR (ÜBERSETZT) Die Lebenden und die Toten sind wir | Tag und Nacht | Hell und Dunkel | Der Weg in die Freiheit ist schwer | Fremde Sprache | Dunkle Träume | Null Kontakt | Die Deutschen wie Einsiedler in ihren Höhlen | Russischer Stolz erträgt keine Hilfe.

RAPPER Ich fühle mich mehr als Russe... AUTOR Gilt das für Euch alle?... ALLE Ja, ja!... ZWEITER JUGENDLICHER Russisch ist Mutter-sprache. Man denkt russisch... AUTOR Würdet ihr nach Russland wieder zurückgehen?... RAPPER Nein, wir sind dort nichts – wir sind dort gar nichts... ANDERER In Russland würden wir Arschlöcher sein!

RICHTER Ein junger Radfahrer wird auf dem Radweg von zwei gleichaltrigen Aussiedlern vom Rad gestoßen, getreten, geprügelt, schwer verletzt. Warum tut ihr das? – Weil es Spaß macht. Aber das ist ein bitterer Spaß. Niemand wird so geboren. Worte wie »Spaß« haben eine andere, neue Bedeutung. Unsere Gesetze sind dafür nicht gemacht.

AUTOR Was soll *ich* in dem Scheißspiel, sagt der verzweifelte Richter. Strafen wofür und wozu? Die paar Hanseln von der Polizei sind hoffnungslos überfordert, schon körperlich unterlegen und selbst voller Angst. Wer gibt schon zu, dass wir alle ratlos sind.

ZITATOR »Im Namen des Volkes: Der Angeklagte wird zu einer Jugendstrafe von zwei Jahren verurteilt, deren Vollstreckung zur Bewährung ausgesetzt wird.«

AUTOR Mit neun Jahren kam er aus der Stadt Workuta. Die Sowjets hatten seine Großeltern als Wolgadeutsche in die Kohlengruben am Polarkreis deportiert.

SOHN Erste zwei Jahre war o.k. Aber dann, Ende der Schulzeit...

ZITATOR »Am Abend des 5. Dezember trafen sich die Angeklagten R. und Z. Als sie kein Geld mehr für weiteren Alkohol hatten, suchten sie auf Vorschlag des Angeklagten N. den ihm bekannten Zeugen S. auf. Das Ansinnen des Angeklagten, ihnen Geld zu leihen, lehnte der Zeuge ab.

Der Angeklagte Z. rief darauf hin bei der Mutter des Zeugen an und erklärte ihr sinngemäß auf russisch, dass ihr Sohn in einem Wald gefangen gehalten werde, und falls sie nicht 1500 DM zahle, sie ihren Sohn nie wieder sehe.«

SOHN Ja, das ist alles vielleicht wegen Mutprobe! Und dann steckst du mit drin.

ZITATOR »Dies lässt nur den Schluss zu, dass der Angeklagte N. mit dem Abpressen des Geldes durch den Angeklagten Z. einverstanden war und diesem die Tat ermöglichen wollte. Danach war er verängstigt und hat der weiteren Tatausführung wohl innerlich widerstrebend beigewohnt.«

SOHN Russen halten mehr zusammen – im Guten oder im Schlechten.

ZITATOR »Der Zeuge trug durch die erfolgten Misshandlungen multiple Hämatome an Kopf und Körper sowie einen Schädelriss (nicht dislozierte Kalottenfraktur links temporal) davon.«

MUTTER Besser wir wären in Russland und es wäre nichts passiert...

MUTTER Hundert Jahre vergehen noch. Dann vielleicht werden Russlanddeutsche auch so wie die Deutschen, die hier wohnen...

VERTEIDIGER Das wird sich aufs Kochen reduzieren, und die Russen werden auch mal ihre Vodka-Fêtes feiern, aber sonst... ►

»Unsere Russen, Szenen einer Parallelgesellschaft« – HR | NDR 2005

2012 Bei meinem kürzlichen Krankenhausaufenthalt liegt im Nachbarbett ein Russlanddeutscher aus der Wolga-Region, der mit einer Armenierin verheiratet ist. Sie haben gemeinsam 30 Jahre in einer Baumwollweberei bei Jerewan gearbeitet, wo sich Richard N. (65) sein unheilbares Rheuma geholt hat.

Die Aufwartefrau, die früh am Morgen das PVC unseres Dreibett-Zimmers mit spiegelnder Nässe überzieht, spricht russisch mit ihm.

Als sich die immer freundliche, fachlich beschlagene Stationsschwester mit ihrem akzentfreien Deutsch in ein kurzes Gespräch einschaltet, offenbart sie ihre Herkunft aus einer deutschen Siedlung jenseits des Ural.

In der früheren »Flüchtlingsiedlung«, wo Heidrun und ich wohnen, haben Russlanddeutsche das gegenüberliegende Wohnhaus gekauft. An warmen Wochenenden sitzen sie auf der Terrasse, sie plaudern und trinken.

Die »hundert Jahre« sind fast schon vorbei.



Kalter Krieg vor der Haustür Agitations-Journalismus oder Bürgerpflicht?

Ich bin mir selbst auf die Schliche gekommen: Auslöser vieler Projekte, die ich einer Redaktion vorschlug, waren Empörung, Ratlosigkeit, zuweilen auch nur ein schwer fassbares Unbehagen, das andere mit mir teilten – »Bauchgefühle« also. Manches lässt sich erst aus der Nähe halbwegs begreifen und einordnen. Ein Privileg unseres Berufs: Viele Türen, Tore, Fenster, Hinterhöfe, sogar Landstriche, die anderen verschlossen sind, öffnen sich für »Berichterstatter«. Und einiges verliert sein irrationales Angstpotential.

1983 Ein letzter Höhepunkt des »Kalten Krieges«: Im Osten die Rakete *SS-20*, russisch: »*Pionir*«, ein zigarrenförmiges Objekt, 16 Meter lang, 170 Zentimeter dick, elf mal Hiroshima im Wanst. Zielgebiet: ganz Westeuropa. Im Westen: 108 *Pershing*-Mittelstrecken-Projektils (sie würden bis nach Moskau fliegen) und 464 Marschflugkörper, Reichweite bis zum Ural.

Der sogenannte »NATO-Doppelbeschluss« vom Dezember 1979 bedeutet als Angebot an die Sowjetunion: Verhandeln über beiderseitige Begrenzung atomarer Mittelstrecken-Raketen und gleichzeitige »Modernisierung« der westlichen Atomwaffen-Systeme. Sprich: Aufrüstung. Ein Gleichgewicht des Schreckens. Der eingefrorene Showdown.

Wieder einmal findet mich mein Thema, ohne dass ich lange suchen musste. Ein leuchtend-gelbes Plakat der örtlichen Friedens-Initiative: »FULDA GAP – DIE ERSTE SCHLACHT IM NÄCHSTEN KRIEG«.

Heidrun, Jan und ich leben einen Teil des Jahres in der osthessischen Grenzstadt, die zugleich Standort eines amerikanischen Panzerregiments und Basis einer Hubschrauber-Einheit zur Überwachung der knapp 40 Kilometer entfernten deutsch-deutschen Demarkationslinie ist.

Der Fachhochschul-Professor Peter Krahulec, den ich in diesem Jahr kennenlerne, gilt als prominenter Sprecher der Friedensbewegung und wird ein zuverlässiger Informant. Per Zufall ist er auf ein Papier der US-Army gestossen, das ein hoher Offizier vor der Rückreise in die Staaten achtlos weggeworfen hatte.

Das »Fulda Gap« (Fulda-Lücke, Bresche, Durchlass, Tor) entpuppt sich als strategischer Begriff mit Horrorfilm-Potential. NATO-Strategen sprechen auch vom »Thüringer Balkon«. Auf der Grenzlinie zwischen den Blöcken des Kalten Kriegs von Finnland bis Griechenland ragt das Gebiet des Warschauer Pakts in der Gegend um Fulda am weitesten nach Westen – nur 120 Kilometer bis Rhein-Main, zum größten Nachschub-Flughafen der US-Armee in Europa und zum Hauptquartier des V. Korps.

Auf Diagrammen ballen sich die Panzer- und Raketen-Symbole beiderseits des Eisernen Vorhangs zu apokalyptischen Gewitterwolken. Spionage-Satelliten wissen alles – und wir wissen nichts. Der Drang, hinter die dreifachen Stacheldrahtzäune vor unserer Haustür zu blicken, ist mehr als berufliche Neugier.

◀ GERÄUSCHE ANFLIEGENDER KAMPFHUBSCHRAUBER

ERZÄHLER Immer dasselbe Angriffsziel... Sie kommen harmlos-langsam, klein von Westen – werden größer, fetter, lauter. Dann stürzen sie sich auf das Dorf, auf die Häuser, die gestutzten Hecken, auf die blankpolierten Wagen in den Toreinfahrten. Fensterscheiben klieren. Der Sog wühlt in den Kornfeldern, reißt an den Baumkronen, zerrt an der weißen-weißen Wäsche.

Doch kein Fenster öffnet sich, kein Mensch stürzt vor die Haustür, niemand starrt zum Himmel. Auch die Vögel bleiben ruhig auf den Bäumen sitzen. In diesem Dorf ist heute ein ganz gewöhnlicher Tag. ►

»Ein Schlachtfeld wird besichtigt«, SFB | WDR 1983 – Opening

US-Zivilisten üben in Hanau die Evakuierung im Konvoy. Soldaten der US-Army vertreiben sich die Zeit mit einem Brettspiel über einen ABC-Krieg

»centered around the town of Fulda sometime in the near future«. Militär baut Wachtürme und Bunker, hängt Warnschilder auf. Unsere Straßen sind mit Sprenglöchern durchbohrt. Regelmäßig trainieren Spezialtrupps das Füllen der Schächte mit Sprengstoff und das Anbringen der Zündvorrichtungen. Wir sind Front. Hubschrauberlärm grundiert unsere Tage.

In der deutschsprachigen Fassung eines Dokumentarfilms der amerikanischen Fernsehgesellschaft *CBS* stochert ein knochensteifer Typ in US-Uniform mit Zeigestöckchen auf einer Landkarte Mitteleuropas herum. Er beklagt, dass deutsche Städte nur zwei Kilotonnen weit auseinander liegen. Wie lässt sich da ein ordentlicher Krieg führen!

Kommentarstimme: »Hier könnte der Dritte Weltkrieg beginnen«. Wir mitten drin.

Sprachlos umrunden wir die Waffenlager. 250 NATO-Depots, 5000 Munitions-Bunker im Westen Deutschlands – »Strategische Reserven«. Olivgrüne Soldaten rennen über das Airfield am Rand der Stadt, üben Alarmstart. Dort in den blauen Bergen ist der Feind, die Grenze zwischen Gut und Böse. Zwei Gesellschaftsformen Aug' in Auge, waffenstarrend, Hand am Abzug, Finger schon gekrümmkt. Sonntags sitzen die Bauern mit Feldstechern am Feldrain und verfolgen schweigend das Wühlen der Bulldozer im Sperrgelände.

► ERZÄHLER »*Restricted Area*«... »Sperrzone«. Ein Wachhund bellt. Grellrote Schilder warnen vor Strahlengefahr: »*Radiation Hazard!*« Auf einem Bunker, im äußeren Sicherheitsbereich, steht ein Wachmann, ein Deutscher. Sie nennen sich die »Schwarzen Sheriffs«. Der Deutsche bewacht nur konventionelles Feuerwerk. Die *nukes* sind Sache der Amerikaner.

Verloren sieht der »Sheriff« aus, eigentlich überflüssig in dieser doppelt und dreifach gesicherten, kalten Betonbunker-Landschaft. Ein deutscher Wachdienst hat ihn angeheuert. Er wurde im Schnellgang trainiert – zwei Wochen Schießen, auch etwas Hundredressur; dann vermietet an die US-Army. Nun steht er, wo man ihn hingestellt hat – breitbeinig, schwarze Ledersachen, Colt. Der Colt ragt weithin sichtbar aus dem Gürtel. Er müsste damit schießen, wenn... Nichts geschieht, absolut nichts. Es ist sehr still im Wald. Beton und Stahl.

DEMONSTRANTEN | WACHMANN »Dass Wir ein Interesse haben, zu erfahren, was hier passiert – das können Sie doch verstehen?« – »Sicher! Aber ich darf nichts sagen. Man macht sich schon Gedanken, aber... Ich bin Maschinenschlosser und Dreher, ich bin 56 Jahre alt. Ich krieg' nirgends einen Job. Ich arbeite hier für sechs Mark, nur damit ich meine Familie ernähren kann. Und ich muss zusehen, dass ich mich über Wasser halte. Ich hab'

noch zwei schulpflichtige Kinder zu Hause – die fragen nicht, wo das Geld herkommt« – »Aber wohin führt das dann?« – »Ja, wohin führt 's... Wenn 's tatsächlich scheppert, dann ist es doch egal! Da braucht man sich nie mehr Vorwürfe zu machen.« ►



Vor einem US-Waffendepot, 1983

Nachts flackern Leuchtraketen über dem Gebirge. Und drüben jenseits der Grenze in der Thüringischen Rhön: auch Versorgungslager, Militärflugplätze, Bunker, Panzer, Haubitzen, Atomdepots. Atomraketen vermutlich in Weimar, in Jena, in Naumburg, in Erfurt, in Ohrdruf. Und viele tausend Soldaten.

»Die Medien sind für alle da«

Der *citoyen*, das unbekannte Wesen in uns selbst, meldet sich zu Wort. In der Wohnung von Ute und Wolfgang Bauernfeind, Berlin, Belziger Straße, sitzen wir Abende lang zusammen. Über den Dächern, nicht weit entfernt, bauscht sich die beleuchtete Bärenfahne auf dem Schöneberger Rathaus, wo 20 Jahre zuvor John F. Kennedy bejubelt worden war und die »Freiheitsglocke« jeden Tag Schlag Zwölf das Gelöbnis verkündet: »Ich verspreche, jedem Angriff auf die Freiheit und der Tyrannie Widerstand zu leisten, wo auch immer sie auftreten mögen.«

Wir gründen eine bundesweite Initiative *JOURNALISTEN WARNEN VOR DEM ATOMKRIEG*, die bald tausend Mitglieder und Unterstützer zählt. Lokale Gruppen entstehen in München, Frankfurt a. M., Köln, Hamburg, Dortmund. Als Block marschieren wir in den großen Berliner Antikriegs-Demonstrationen mit. Wir veranstalten Hearings und Fachkonferenzen, plakatieren in der Berliner U-Bahn ein Zitat des früheren US-Verteidigungsministers und Weltbank-Präsidenten Robert McNamara: »Die Deutschen bereiten die Verwüstung ihres Landes vor«. Wir produzieren ein Handbuch für die Friedensbewegung, eine »Gebrauchsanleitung für den richtigen Umgang mit Presse, Funk und Fernsehen«, denn »die Medien sind für alle da«.

Die Kollision mit dem als sakrosankt empfundenen Berufsethos lässt nicht lange auf sich warten. Der CDU-Medienexperte Dieter Weirich, von 1989 bis 2001 Intendant der Deutschen Welle, nennt uns »Agitations-Journalisten«, »verhinderte Politiker«, »gesellschaftspolitische Oberlehrer«, die das »Mikrofon mit der Kanzel verwechseln«, »selbsternannte Scharfrichter«. Er wirft uns »deformierten Journalismus« und »schrankenlose Mikrofon-Libertinage« vor. – In einem Flugblatt fragen wir zurück:

Sind wir automatisch schlechte Berichterstatter, wenn wir die Perfektion militärischer Computerspiele, die kraftvolle Performance eines »Leopard II«, die raketschnelle Beschleunigung eines »Tornado«, die Kunstflugfiguren über der US-Basis Ramstein nicht mit professioneller Neugier sondern mit tiefem Unbehagen registrieren und das Unbehagen ausdrücken?

Warum sollte subjektive Betroffenheit der objektiven Wahrheitsfindung im Wege stehen? Oder sind demokratische Traditionen im privatwirtschaftlichen Konkurrenzkampf, durch Presekonzentration und den Einfluss politischer Interessengruppen auf Rundfunk und Fernsehen schon zu sehr »verkommen«, wie der Publizist Axel Eggebrecht – auch Mitglied unserer Initiative – feststellt?

In der Einseitigkeits-Falle

Ja, auch wir bemühen uns Mitte der Achtziger Jahre, zwischen Agitation und Aufklärung, »Panikmache« und Information zu unterscheiden. Einmal, im November '83, tappe ich dennoch in die Einseitigkeits-Falle. Als Vertreter unserer Initiative bin ich zu einer Manifestation der *Organisation Internationale des Journalistes* (Hauptsitz Prag) nach Paris eingeladen. Die OIJ ist das östliche Gegenstück zur *International Federation of Journalists* (IFJ).

Ich erwarte einen kollegialen Austausch über alle ideologischen Grenzen hinweg, ich erlebe eine von Moskau gesteuerte Propaganda-Veranstaltung. Pawel Naumow, der UdSSR-Vertreter verliest zur Einstimmung ein längliches Manuskript (»Bedauerlicherweise sind die gegenwärtige Administration der Vereinigten Staaten von Amerika und diejenigen, die im Windschatten ihrer Politik stehen, faktisch bestrebt, die Welt des Sozialismus zur Preisgabe ihrer Grundsätze und ihrer Ordnung zu zwingen, und sie drohen mit einem thermonuklearen Schlag gegen unsere Länder«). Und die meisten der eingeladenen White-Collar-Journalisten einschließlich der Vertreter des *Black Press Instituts* aus Chicago und des französischen Gewerkschaftsbundes CGT, stoßen in das gleiche Horn.

Mit belegter Stimme, eingeschüchtert durch politische Statements dieser Art, die so gar nicht zu einem Treffen besorgerter, um Aufklärung bemühter Berufskollegen passen wollen, wage ich ein paar Einwände. Auf einem vergilbten Schreibblock finde ich hingehuschte Notizen:

... A missile never will be a peace keeper / Hauptaufgabe: Gegen das Schwarz-weiß-Bild der Welt (Gut/Böse) anschreiben! / Zustimmung für schwedischen Delegierten: die Notwendigkeit, mitreden zu können = alternative Informationswege / Credibility Gap / Inforce the training of journalists on the field of military and foreign policy / We want a fair and complete media information on all aspects of military and political planning, not only the official points of view / In Germany we have been taken hostages by both world powers... / Our landscapes on both sides of the border destroyed by forest fires of military planning and activities / Our children grow up among airfields, ammunition bunkers and rocket silos ...

Eisiges Schweigen. Das wachsende Gefühl, ein nützlicher Idiot zu sein. *Thank you for your interesting input ... Mister chairman, dear colleagues, comrades... Und schon geht's weiter im Text.*

Noch während dieser fruchtlosen Debatte, knapp einen Monat nach der Hofgarten-Demo in Bonn (eine halbe Million Teilnehmer), beschließt der Deutsche Bundestag mit den Stimmen von CDU/CSU und FDP den Vollzug der NATO-Nachrüstung. Zwei Wochen später kommen die Raketen – je 36 Pershing II nach Mutlangen, Heilbronn, Neu-Ulm; 96 Marschflugkörper in den Hunsrück.

Von nun an sind sie auf den Straßen. Immer neun bilden eine Batterie. 600 Meter lange Convoys, mit Blaulicht und bewaffnetem Begleitschutz schlängeln sich durch die Dörfer – Durlangen, Täferrot, Leinzell, Heuchlingen, Mögglingen, Aalen, Unterkochen, Oberkochen, Königsbronn – bergauf-

bergab die schwäbische Achterbahn. Mit heulenden Motoren und qualmen den Bremsen. Wir mogeln uns in einen dieser Lindwürmer. Das Söhnlein auf dem Kindersitz, ich am Steuer. Heidrun bedient das Cassetten-Gerät. Jagdfeier. Niemand könnte uns auf der gefährlich-engen Strecke herauswinken.

Später dann, schon Nacht: Stubersheimer Alb bei Geislingen. Ein Waldweg. Mit Demonstranten unterwegs zu einer Pershing-Stellung im Gelände, einem *CAS – Combat Alert Site*. Stimmen im Wald. Ein Brummen, das langsam anschwillt...

◀ ERZÄHLER Es sollen drei Raketen sein. Es sind immer drei.

JUNGE FRAU MIT SCHWÄBISCHEM AKZENT (FLÜSTERT) Das eine Mal in Bachmannsweiler – da war ich vor den Pershings da. Hab' mich einfach vorgetastet. Dann merkscht du, ob die dich erschieße wolle!

ERZÄHLER Da sind sie schon. Kaum zu erkennen. Äste blockieren den Waldweg.

AUTOR »Wie viele seid ihr?«

DEMONSTRANT Weiß nicht.

ERZÄHLER Ein Feuerzeug flammt auf. Ich zähle 15 Demonstranten, 10 US-Soldaten mit Gewehr, eine Kette bildend.

LEISES STIMMENGEWIRR | DEMONSTRANT You are not allowed to talk with me? I think it's crazy...

ERZÄHLER Zwei fixieren einander. Auge in Auge. Zwanzigjährige Männer. Ein stummer Zweikampf, ein Kinderspiel: Wer zuerst lacht, hat verloren. Lachend gibt der Deutsche auf. Der Soldat bleibt ernst und stumm. Wie ein Soldat. Das Feuerzeug erlischt... ►

»Die Belagerung der Macht« – Europäische
Friedensbewegung in sechs Folgen, SFB 1985

Raketensommer Dreiundachtzig

In den nächsten Monaten besuchen Heidrun und ich mit dem achtjährigen Jan in unserem Campmobil andere Brennpunkte des Protests: im norwegischen Rygge, im holländischen Woensdrecht, im sauerländischen Hasselbach, im schwäbischen Mutlangen, im englischen Greenham.

◀ ERZÄHLER Die Straße von Basingstoke schwingt durch Hügel von Berkshire ins Tal, vorbei an Kornfeldern, Pferdekoppeln, an den Backsteinhäusern mit den hohen Schornsteinen. Bilderbuchengland.

FRAUENSTIMMEN | LEBHAFTER STRASSENVERKEHR

Welcome! Royal Air Force Greenham Common ... Zelte, Decken, Plastikplatten, Kleider, Essgeschirre, Kofferradios, Gitarren, Bücher, Abfall. Lärm und Abgase. Frauen dösen in der Sonne. Frauen lesen. Frauen holen Wasser vom Hydranten. Frauen waschen, kochen. Beißender Rauch eines Lagerfeuers. Asche wirbelt auf. Ruß, Asche, Glut, Rauch. Kinder tobten durch die Hecken. Die Hecken um das Lager sind verkohlt – Spuren eines Brandanschlags auf das Camp, Täter unerkannt entkommen.

KNISTERN EINES LAGERFEUERS, NAH

Chris aus Leeds in Yorkshire wohnt am »Grünen Tor«. Sie war Sekretärin. Die drei Kinder – 9 und 11 und 13 Jahre alt – sind bei ihrer Schwester. Weil Chris dreimal im Gefängnis saß, wegen Aufruhrs, hat man ihr das Sorgerecht entzogen. Ihr Mann ließ sich scheiden. Jetzt lebt sie von dem Spendanteil, der für alle Greenham-Frauen gleich ist: 20 Pfund pro Woche. Das hält sie schon zweieinhalb Jahre aus.

CHRIS N. | SPRECHERIN (ÜBERSETZT) Bis ganz zuletzt dachte ich: Sie werden nicht kommen! Ich weiß noch, wie ich am Zaun stand, als man die Raketen auslud. Es war so still... Nicht einmal die Vögel sangen...

MARKTTAG IN NEWBURY | ERZÄHLER Greenham Common – eigentlich: der Gemeindeforst von Greenham – grenzt an Newbury, die Bezirksstadt. 100 000 Einwohner. Man geht in die *Falkland-Bar*, spielt im *Falkland-Cricket-Club*, kauft Ziegenmilch und Eier in der *Bunker-Farm*. An fast allen Kneipentüren hängt der Hinweis: »Greenham-Frauen nicht willkommen!«

PUB INNEN | MR. LEAROYD | SPRECHER (ÜBERSETZT)
Die ersten paar, die demonstrieren kamen, sahen aus wie ordentliche Hausfrauen. Binnen sechs Monaten war das ein Haufen Herumtreiberinnen. Wir fanden, dass sie stinken. Sie waren beleidigend. Wenn wir sie baten, in dem Geschäft – wir verkaufen auch Lebensmittel – nicht zu rauchen, drückten sie ihre Zigaretten auf den Regalen aus. Sie versuchten das Personal und die Kundschaft zu indoktrinieren. Hier kommt keine mehr 'rein!

FRAU VOR DEM »BLUE GATE« | SPRECHERIN (ÜBERSETZT)
Vielleicht waren wir schmutzig. Es war warm – und wir in Sack und Asche. Sie sagten nur: Seht euch dieses Durcheinander an! Ich meine, wenn ein Raketenkonvoi vorüberfährt – der kann die Welt zehnmal zerstören, aber die zerreißen sich das Maul über so ein paar schmutzige Frauen!

MISTER GIBBINS | SPRECHER (ÜBERSETZT) Mein Name ist Mike Gibbins. Ich bin der Vertreter von Greenham im Rat des Bezirks Newbury im Vereinigten Königreich... Wir müssen diese Frauen jetzt ein-für-allemal loswerden. Dafür brauchen wir, was ich einen »D-Day« nenne, einen Invasionstag. Für diesen »D-Day« brauchen wir die Unterstützung höchster Regierungsstellen. Wir sind schon in Kontakt (...)

FRAU VOR DEM »BLUE GATE« | SPRECHERIN (ÜBERSETZT)
Als ich zurückkam, sah ich zwei Mannschaftswagen der Polizei und ein großes Lastauto. Und jede Menge Polizisten, mit fettem Grinsen im Gesicht. Frauen stiegen gerade in ihren Kleinbus, den sie während der Räumungen immer als eine Art Rettungsinsel benutzen – irgendwo müssen ihre Sachen ja bleiben, sonst nimmt sie der Gerichtsvollzieher mit.

Sie stiegen also ein. Und die Polizei legte diesen großen Gurt um den Bus und hob ihn hoch. Die Beamten fanden das sehr lustig. Als ein paar Frauen auf die Seite rückten, fing das ganze an zu kippen. Sie hätten tot sein können, der Bus war voll – sieben oder acht Frauen. Sie hoben ihn hoch und stellten ihn auf den Lastwagen. Die Frauen blieben drin. Mitsamt dem Bus wurden sie dann weggeschafft.

AUTOR | SPRECHER (ÜBERSETZT) Wo ist er jetzt?

FRAU | SPRECHERIN Keine Ahnung. Irgendwo auf einem Schrottplatz. ►

Fünf vor Zwölf

Zifferblätter aus Papier

1983 | 1998 Fünfzehn Jahre nach den Massendemonstrationen gegen die so genannte »Nachrüstung« höre ich die Tondokumente von damals mit Staunen. Das haben wir wirklich erlebt? So haben wir gedacht, gesprochen?

◀ SPRECHER (IN DER ROLLE DES AUTORS) Wir verteilen Zifferblätter aus Papier, die Zeiger eine Minute vor Zwölf. Wir brüten über Stationierungskarten. Bilden eine Telefonkette. Demonstrativ hängen wir das blau-weiße »Kulturgut«-Abzeichen an die Hauswand. Ein Freund aus der Baubranche macht jetzt in Bunkern. Tief im Gestein der Eifel probt das Bonner Notparlament.

Das Vokabular unserer Friedensgruppe wird zusehends militärischer: »Waffenmix«, »Erstschlagfähigkeit«, »Nulllösung«, »Enthauptungsschlag«. Wir verschießen Wörter größten Kalibers. Niemand von uns lügt, niemand übertriebt mit Vorsatz. Und doch werden die Raketenschatten täglich länger. Mit jedem Flugblatt wächst auch unsere Angst.

Im Juni tausche ich den größten Teil meiner Ersparnisse in kanadische Münzen – 189,4 Gramm Krisen-Gold. Wenn's knüppeldick kommt, kann ich damit vielleicht Brot kaufen. ►

»Raketensommer '83 – Analyse eines Alpträums«

SFB + ORB | DLF | NDR 1998

Unterstützt von einer Praktikantin befrage ich für diesen Rückblick Organisatoren und ausgewiesene Kritiker der Massenproteste: War das alles nur ein böser Traum damals? Überreaktion? Rückfall in mittelalterliche Massenhysterie? Was hat die Friedensbewegung eigentlich bewirkt?

◀ PETER STAISCH (FERNSEH-JOURNALIST / »WELTSPIEGEL«) Ich war immer der Meinung, dass potentielle Stärke mit potentieller Gegengewicht ausgeglichen werden muss.

PETER SCHOLL-LATOUR (»STERN«) Ich glaube nicht, dass damals eine wirkliche Kriegsgefahr bestand, aber wir waren im Zustand der Erpressbarkeit (...) Das war wirklich die letzte große Kraftprobe zwischen West und Ost.

EGON BAHR (POLITIKER) Die Dinger (*die Atomraketen beiderseits des Eisernen Vorhangs - H.K.*) waren real vorhanden, um Gottes Willen – mit ihren Kapazitäten! Und jede war ein bisschen mehr als Hiroshima. Und es waren Dutzende! Obwohl nach allen Ausrechnungen zwei, drei Explosionen genügt hätten, um die Zivilisation reaktionsunfähig zu machen. Wir haben Glück gehabt, dass nie erprobt worden ist, wer zuerst auf den Knopp drückt und wer gewinnt! ►

Am 8. Dezember 1987 unterzeichnen US-Präsident Reagan und der Noch-Generalsekretär der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, Gorbatjow, den INF-Vertrag über die Vernichtung aller Raketen mittlerer und kürzerer Reichweite. Der Weltuntergang ist erst einmal verschoben. Nach den drei Jahren hat meine Goldreserve ein Viertel ihres Werts verloren.

»Seemannsmoral« – Ernst Schnabel zuletzt

Wer bin ich denn? Ein Mann, der nichts und niemanden repräsentiert außer sich selbst.

Schnabel 1959 bei der Verleihung des »Hermann-Stahl-Preises« der Jüdischen Gemeinde Berlin für seine erfolgreichste Arbeit »Anne Frank, Spur eines Kindes«

Der »Kommunist italienischer Prägung aber ohne Parteibuch«, der Schnabel gern sein möchte, kämpft auch im politischen Leben tapfere, einsame Kämpfe, oft auf verlorenem Posten und vielfach für andere. Konrad Adenauer nennt ihn – nicht zu Unrecht – einen »heimatlosen Linken«. Von Oktober 1951 bis September 1955 leitet er das Funkhaus Hamburg des *NWDR*, ein Intendant in Blue Jeans – vereinbarte Kündigungsfrist »von einem Tag auf den anderen«. Er wolle als freier Mann kommen und gehen und nicht »als Figur auf irgendinem unsichtbaren Schachbrett« hin und her geschoben werden.

Aus Sorge um seine innere Unabhängigkeit hat er ausdrücklich auf alle Pensionsansprüche verzichtet. Ein Leben ohne Netz. Nach knapp vier Jahren tritt er 1955 vom Amt des *NWDR*-Intendanten aus Protest gegen den zunehmenden Druck der politischen Parteien auf die Programmgestaltung des Rundfunks zurück.

Bei der geplanten Hamburger Uraufführung des Oratoriums »Das Floß der Medusa« 1968, gewidmet dem 1967 getöteten Ernesto Che Guevara (Text Ernst Schnabel, Musik Hans Werner Henze), löst der Tumult einer Studentengruppe, die die Künstler als »Salonkommunisten« verspottet, eine Polizeiaktion aus. Der Autor wird vorübergehend festgenommen.

Zwei Jahre später, nach dem gescheiterten Versuch, den rebellierenden Studenten einen Fernsehabend zur Selbstdarstellung einzuräumen, beendet Schnabel die Mitarbeit als Leiter des Dritten Hörfunk- und Fernsehprogramms im *SENDER FREIES BERLIN* und schreibt an Intendant Franz Barsig:

Dass die Außerparlamentarische Opposition marxistisch ist, weiß jeder-mann. Nur aus der Beantwortung von Detailfragen aber wäre es mög-lich gewesen, endlich einmal herauszufinden, wie stand- und sattelfest und von welcher Art dieser Marxismus ist (...) Ich bin ein alter See-mann. Ich habe mein bisschen Lebensmoral auf dem Segelschiff gelernt. Ich kann einfach nur in reiner Luft arbeiten. Ich bin so...

Die Berliner Akademie der Künste verlässt Schnabel – von 1963 bis 67 Direktor der Literatur-Abteilung – nach vergeblichem Eintreten für eine Mitgliedschaft der politisch verfolgten Komponisten Isang Yun und Mikis Theodorakis 1972. Er sei »trainiert in Lebensabschnitten, die erledigt sind«, sagt der Standhafte in einem seiner letzten Interviews.

Der Funkautor Ernst Schnabel stirbt am 25. Januar 1986 in Berlin, Knesebeckstraße 16, Hinterhaus, mit 72 Jahren. Er hat ein kleines rotes Radio auf den Knien. Aber das gehört schon zur Legende. In den Erinnerungen des Rundfunkmanns Jürgen Schüddekopf hat es auf der Bettdecke des Toten noch gespielt. In anderen Berichten war es zu Boden gefallen.

Oder es existierte überhaupt nicht.

»Preis der Freiheit«

1989 NATO und Warschauer Pakt stehen einander noch in breitbeiniger Imponierpose gegenüber, obwohl es in den Ländern östlich des Eisernen Vorhangs schon bedenklich knackt und knistert. Wir Deutschen leben an dem Riss zwischen den Blöcken. Jagdbomber der Bundesluftwaffe und befreundeter Armeen mit Attrappen oder echten A-Waffen an Bord üben Feindabwehr – über unseren Köpfen.

Eine Woche lang, bei idealem Tiefflugwetter, hocke ich mit der »*Nagra*« auf dem Hesselberg, dem Übungs-Zielpunkt in der *Area 7*, südlich Ansbach, und genieße die Leistungsschau der internationalen Rüstungsfirmen. Um diese höchste Erhebung in Mittelfranken kreisen die Verkaufsschlager von »*MBB*«, »*General Dynamics*«, »*Lockheed*«, »*British Aerospace*« und »*Aeritalia*«. Da fliegen die Elektronik-Hits von »*Siemens*«, »*AEG*« und »*MTU*«, die Knüller aus den Munitionsfabriken »*Diehl*« und »*RTG*« – unbegreiflich kompliziert, unglaublich teuer.

Durch enge Täler, im Radarschatten der Grenzgebirge, würden sie hinüberschießen, Richtung Leipzig, Dresden, Pilsen, Lodz, Lublin – in 30 Metern Höhe, tausend Stundenkilometer schnell. Und Vernichtung regnen lassen.

◀ FRAUENSTIMME (ZITIERT) Die Verteidigungsbereitschaft nach Artikel 87 a des Grundgesetzes verlangt von den Streitkräften die Fähigkeit, jeden Versuch militärischer Gewaltanwendung gegen die Bundesrepublik Deutschland zum unkalkulierbaren Risiko zu machen... Jagdgeschwader bekämpfen einfliegende Luftangriffskräfte über dem Gebiet der Bundesrepublik... Diese Fähigkeit muss geübt werden ... ►

»Aus heiterem Himmel – Tiefflugwetter in Zone 7« – SFB | BR | RB 1989

In der Sendung verliest den Text eine Fränkin mittleren Alters, die noch nie vor einem Mikrophon gestanden hat. Sie liest, wie es im Sprecher-Jargon heißt, »kenntnisnehmend«: langsam, manchmal stockend – bemüht, die oft langen Satzgebilde zu verstehen. Und was diese für sie selbst bedeuten. So wird die Diskrepanz zwischen militärischer Ausdrucksweise (= strategischem Denken) und der Begriffswelt der Betroffenen besonders deutlich.

◀ STIMMEN »Wir haben früher oft im Garten gesessen und den Kindern Geschichten und Märchen erzählt, Bilderbücher betrachtet. Also, das fällt jetzt ganz weg. Man verliert einfach den Faden« – »So lang uns keiner auf den Kopf fällt....« – »Die dürfen das!« – »Mein Bruder hat den Kindern weismachtet: Die schießen wir 'runter!« – »Meine Große ist jetzt sieben. Wenn wieder einer kommt, dann läuft sie gleich zu ihrem Schwestern und hält ihr die Ohren zu« – »Die tobten sich regelrecht aus. Manchmal hat man so eine Wut!« – »Du kannst nix machen!« – »Dieser Alptraum, täglich, ständig. Über Jahre weg!« – »Ein Bohren und Sägen und Hämmern. Der Magen steinhart« – »Wenn wir so den Krieg verhindern, soll mir's recht sein« – »Also das is ja kei' Frieden. Für uns net!«

ERZÄHLER Zwei Welten übereinander kopiert: Militärlandkarte über Bauernland, die *Area seven* über das Ries, ein Kriegsszenario über den friedlichen Morgen. ►

Auch Für mich ein Härtetest! Meine Ohren: Stalingrad, Verdun, Dünkirchen, Dien Bien Puh – ein Lärmschlachtfeld (Kopfhörer sind kein Gehörschutz). Wie nimmt man tieffliegende Jets auf Tonband auf, die direkt auf einen zu schießen? Das Problem ist nicht der Überflug; sind vielmehr die ersten Sekunden danach; ist die Lärmfahne der Nachbrenner, die auf meine Mikrophonkapseln trifft und die empfindlichen Membranen blockiert.

Als wir später in der Redaktion das Ergebnis gemeinsam begutachten (nach meinen Zwischenberichten sind alle äußerst gespannt), höre ich die niederschmetterndste aller denkbaren Bemerkungen: »Na und?« – Da hilft nur Rekonstruktion, die Tontechnik im Studio. Einzelheiten werden nicht verraten.

Die jungen Piloten des Jagdbombergeschwaders 33, mit denen ich auf dem Fliegerhorst Büchel bei Cochem spreche, wirken nicht wie Äther-Rowdies. Im Briefingroom vor dem Start erlebe ich...

◀ ERZÄHLER... braungebrannte, jungenhafte Profifußballer-Gesichter, Bergführerprofile, eine Konferenz von Formel-Eins-Rennfahrern.

ERSTER PILOT In dem Moment, wo ich zu einem heißen Angriff eingesetzt würde, hat das System nicht mehr funktioniert. Ich bin davon überzeugt, dass ich durch meinen Dienst eigentlich Friedensdienst leiste, indem ich Abschreckung produziere.

ZWEITER PILOT Ich möchte nur nicht bekämpft werden. Ich erwarte von der Bevölkerung, der ich diene, eine gewisse Toleranz. Das ist der Preis der Freiheit! ►

Ein »heißes«, kontroverses Thema (*»A subject with teeth«*, sagen die Angelsachsen): Wir hier unten, die da oben. Doch das Herz des Autors schlägt für die Bevölkerung, und man soll es schlagen hören.

Gute Dokumentarstücke haben zwei dramaturgisch wirksame Hauptstränge: den gedanklichen (argumentativen) und den emotionalen. Im Idealfall dialogisieren beide, sie umkreisen einander, treiben einander voran. Verstand und Gefühl gehören zusammen. Gefühle sind nicht *a priori* »unprofessionell« sondern Teil professioneller Wahrnehmung. Vom Journalisten erwartet man kaltes Blut – und bekommt zu oft Kaltschnäuzigkeit.

Im übrigen schildert »Aus heiterem Himmel« minutiös und anschaulich – denn auch darauf haben unsere Hörer Anspruch – den Übungsflug eines »Tornado IDS« vom Fliegerhorst Büchel bei Cochem bis in die *Area 7* und wieder zurück.

Das Feature geht 25 Tage vor dem Fall der Mauer über den *SENDER FREIES BERLIN* (ein Name aus der »Frontstadt«-Zeit).

Wochen später erhalte ich einen handgeschriebenen Brief von Herrn N. aus Kerpen, der als Flugzeugführer mit Erlaubnis der Vorgesetzten meinen kleinen, halbprofessionellen Cassetten-Recorder mit der millionenschweren Elektronik seines Jagdbombers verbunden hatte, um für mich den Bordfunk aufzunehmen (für einen mitfliegenden Journalisten ist im engen »Tornado«-Cockpit kein Platz – *Praise the Lord*): ,

... Möchte ich mich herzlichst für die prompte Zusendung der Cassette »Aus heiterem Himmel« bedanken... Überzeugt, dass diese treffende Darstellung über die Tiefflugproblematik eine meiner wertvollsten Erinnerungen an meine aktive Luftwaffenzeit bleiben wird... Bin von Ihrer sachlichen und fachlich einwandfreien Darstellung sehr beeindruckt (...)

Als kleinen Kritikpunkt möchte ich erwähnt haben, dass es manchem Zuhörer nicht unbedingt klar werden muss, dass die Existenz des militärischen Tiefflugs eine rein politische Entscheidung darstellt. Die Luftwaffe und damit die fliegerischen Besatzungen sind lediglich ausführendes Organ (...)

Bei den z. Z. kaum noch fassbaren historischen Veränderungen ist der Tiefflug vielleicht schon in naher Zukunft Vergangenheit...



Berliner Mauer – farbig und schwarz-weiß

1986 Wir kennen einander seit Jahren. Als Mitglieder einer »Arbeitsgruppe Berliner Hörspiel- und Feature-Autoren« in der »Neuen Gesellschaft für Literatur« treffen wir die Kollegen »von drüben« in Abständen diesseits und jenseits der Berliner Mauer.

Logistisch sind es komplizierte Veranstaltungen, besonders die Ausflüge zum *Rundfunk der DDR* in Oberschöneweide: Gruppenvisa, Geldumtausch, Sammeltransfer vom »Tränenpalast« am Bahnhof Friedrichstraße zum Funkhaus Nalepastraße, nur ein paar Kilometer ostwärts. Dort Registrierung der Personaldokumente im Pförtnerhaus, das mit Häkeldeckchen und summen-dem Samowar so DDR-gemütlich eingerichtet ist, als würden die drei weiblichen Angestellten da auch wohnen.

Die Diskussionen mit den Radiomenschen vom »anderen Kanal« sind offen und unverblümt, wir bleiben einander nichts schuldig. Der »Wettbewerb der Systeme« ist auch eine geistige (politische, philosophische) Auseinandersetzung – mehr als Propaganda und gewiss kein unverbindliches Gesellschaftsspiel. Wir Berliner spüren das am stärksten.

So viel Weltgeschichte geschieht direkt vor der Haustür! Mit dem Schwarz-Weiß-Denken der Nachwendezeit wäre im Vorwende-Berlin kein Blumentopf zu gewinnen. Der »antifaschistische Schutzwall«, gegen den wir immer wieder stoßen, an dem wir bei sonnigem Wetter aber auch vergnügt entlang radeln, ist erlebter Alltag.

Diese Ambivalenz – nicht mit Verharmlosung oder Kaltschnäuzigkeit zu verwechseln – wird einige hundert Kilometer weiter westlich, in der »BRD«, kaum verstanden.

Mein Beitrag zum 25. Jahrestag des Mauerbaus, »Die Sehenswürdigkeit« (für die Deutsche Welle produziert), steht bereits im Katalog von »*Inter Nationes*«, einem »vom Bund« finanzierten Verein, der u. a. die Goethe-Institute mit Medien aller Art beliefert. Nach Abgabe der fertigen Sendung verschwindet der Titel allerdings spurlos aus dem Kultur-Angebot. Offenbar läuft das Feature dem gängigen Betroffenheits-Gebaren zuwider.

Roter Faden des Radio-Stücks ist die Rezeption der damals zum Kultfilm avancierenden Komödie »Eins–zwei–drei«, Regie Billy Wilder, mit James Cagney, Liselotte Pulver und Horst Buchholz in den Hauptrollen.

Kernszenen der Filmhandlung spielen rund um das Brandenburger Tor, das wegen der Abriegelung der Sektorengrenze während der Drehzeit auf

dem »Bavaria«-Film-Gelände in München nachgebaut werden musste.

Das Berliner Publikum lacht sich bei den aberwitzigen Screwball-Dialogen scheckig. Mein Erzähler ist der sehr beliebte Kabarettist Wolfgang Gruner in der Rolle des Klischee-Berliners, und eigentlich müssten Leser seine Stimme unbedingt mithören:

◀ GRUNER Ja, so sind wir Berliner nun mal! Einfach nicht totzukriegen. Immer lachen, wenn 's zum Weinen nicht ganz reicht (...) Wir Berliner schlagen uns auf die Schenkel, wenn Lilo Pulver als blondes kapitalistisches Gegengift im »Hotel Potemkin« alias »Hotel Göring« alias »Hotel Bismarck« auf den Tischen tanzt, dass die russischen Schachfiguren wackeln und Chruschtschow aus dem Wechselrahmen kippt (...) Die Boulevardzeitung »BZ« nannte Wilders »Eins–zwei–drei« den »scheußlichsten Film über diese Stadt. Billy Wilder findet komisch, was uns das Herz zerreißt!« ►

25 Jahre später also wird Wilders Film, der zunächst ein Flop war, weil der Mauerbau dazwischen kam, zum Kassenknüller. 150 000 Zuschauer in einem einzigen Berliner Kino. Die Mauer, vom Westen betrachtet, ist zur Sehenswürdigkeit geworden.

◀ GRUNER Der Stein hat bis heute gehalten. Mauerologen reden schon von der »Mauer der vierten Generation«: vier-Meter-zehn hohe Fertigbauteile, ordentlich ineinander gefügt – nicht mehr die hässliche, graue Hinterhofmauer. Drüben ist sie weiß und hier bemalt und vollgeschrieben – ein 46 Kilometer langes Gästebuch: »Kilroy was here« – »Wer hier durchkommt, kriegt von mir 'ne Mark!«

Vormittags, zwischen zehn und zwölf, herrscht das ärgste Gedränge. Dann kommen die Rundfahrtbusse im Dutzend, und vor der Aussichtsplattform am früheren Potsdamer Platz – Tragkraft 70 Personen – bilden sich Mauertouristenschlangen (...) »Bitte, wo genau war der Führerbunker?« – »Hitler hat sich dort erschossen?« – »Und was war mit Eva Braun? Und dem Schäferhund?« – »Rund um den Führerbunker hausen Karnickel – da soll es Pflanzen geben«, sagt eine Frau gedämpft zu ihrer Nachbarin, »die wachsen sonst nirgendwo auf der Welt!«

Nun folgt der gemütliche Teil – mit »Kindl«-Bier und Thüringer Rostbratwurst und gegenseitigem Fotografieren. Manchmal herrscht eine Stimmung wie auf der Achterbahn.

KREISCHENDES GELÄCHTER | OMNIBUSMOTOREN ►

Aber auch das Folgende schreibe ich dem Urberliner Wolfgang Gruner in das Manuskript der Mauer-Sendung:

◀ Es hat Jahre gedauert, bis wir Berliner begriffen, was damals wirklich geschah, im August 1961. Bis wir die ganze brutale Wahrheit begriffen haben – die Mauerweltpolitik hinter den Mauerbaukolonnen; die politische Haltbarkeit dieses Bauwerks. Damals waren wir einfach verstört. Warum half uns keiner? 20 Stunden lang keine alliierten Grenzpatrouillen. Erst nach 40 Stunden ein Vorstoß beim sowjetischen Stadtkommandanten. Erst nach drei Tagen ein lauer Protest in Moskau (...) Dieses Bauwerk hat eine lange Geschichte. Hitler legte den Grundstein. Und viele haben daran mitgebaut» ▶

»*Inter Nationes*«, wie gesagt, mochte diese Form des Gedenkens nicht. Und die Gäste der weltweiten Goethe-Institute werden meine unfrisierten Eindrücke nie zu Gehör bekommen.

Ach, es ist schwer, als Journalist zugleich Bote deutscher Kulturpolitik im Ausland zu sein!

Sollen Hörer über ernste Dinge lachen?

1968 Als Neuling im Feuilleton des Berliner »*Abend*« werde ich von den alten Hasen und Häsinnen in ein schockierendes Ritual eingeweiht. Der Re-sortleiter liest jeden Artikel sofort und öffentlich. Unabhängig vom Inhalt gilt folgende Regel: Wenn Heinz Ritter nicht schon während des Vorspanns in homerisches Gelächter ausbricht, ist die Chose durchgefallen und muss umgeschrieben werden. Der kesse »*Abend*«-Stil (Schnauze mit Herz) ist das Aushängeschild dieser »gehobenen Boulevard-Zeitung«. Und im engen Redaktionszimmer sitzt mir Ritter beinah Knie-an-Knie gegenüber.

Gerade zwei Wochen ist meine großstädtische Zeitungs-Karriere alt, da stirbt die US-amerikanische Schauspielerin und Sängerin Judy Garland, Mutter von Liza Minelli. Dem »Fachmann für Show und Entertainment«, als der ich mich beworben habe, um den Sprung in die Kulturhauptstadt zu schaffen, fällt der dreispaltige Nachruf zu – abzufassen zwischen 5 Uhr morgens und dem üblichen Redaktionsschluss um Sieben.

Ich kenne gerade einmal den Namen der Verblichenen. Das Internet ist noch nicht erfunden. Im »*Abend*«-Archiv gibt es einige ältere Zeitungsartikel und das zerlesene »*Munzinger-Archiv*«. Der Rest also: Zitat, Anlehnung, Ausschmückung. Und fürchterliches Hosenflattern.

Ritter hat gelacht.

Dreißig Jahre später, beim Radio Forum des *Prix Italia* in Ravenna, darf ich

einen Vortrag über das ernste Thema »Humor im dokumentarischen Rundfunk« halten. Diskussions-Sprache ist Englisch. Der Bequemlichkeit halber zitiere ich aus dem Manuskript:

The worst failure of story tellers is boredom. Orson Welles: NEVER BORE THE LISTENER! Human beings feel an urgent need, a desire for »laughing out« once in a while. If they would prefer a Novemberish, breezy, grumpy, really bad tempered radio show, you can be sure: MTV would offer programmes of extreme dullness.

Famous authors have shown us over and over again, that dealing with a »big«, world-shattering topic doesn't mean to forget about the amusing side of it. To say it with a laugh... And you can laugh almost about everything.

What is laughter good for in a radio documentary? You may say: leave it to the comedians, the sit-coms. Our task is to inform, to document.

A common misunderstanding! (...) If people burst out with laughter listening to a documentary, the radio-documentarist can take it as evidence that he reached their ears. In military terms: He hit the target. I myself like to play back my own programmes in front of an audience, watching carefully, if people »laugh out« – where, how often and so on. Does it work?

Comic-effects, punch-lines, points are intellectual tools—compressed ideas with a detonator, a fuse at one end; sharpened, to pierce the lethargy of listeners; to penetrate their hearts and minds; stimulate intellectual and emotional G-spots (...) A good author doesn't use them for their own sake. He's not interested in just being brilliant, entertaining, the funny guy.

As we know from psychoanalysis, laughter causes a sort of catharsis. It »shakes« the listener physically. We say: We are shaken by emotions. That means: Something is happening with us. Something helps us to overcome the status of just passive listening. Laughter is an echo of our instincts, our physical urges, of our animal past.

In our daily lives, body and mind exist in separate domains. »Everything at its time!« like our parents used to organize it: personal hygiene (the bath tub) on Friday, Sex on Saturday, Football on Sunday. The darker parts of ourselves are kept away from the bright spheres of intellect.

To laugh is a motoric experience. Thinking becomes physical - Endorphins functioning as neurotransmitters. Mind turns into body. Laughter aims

to the outer world. It happens from inside towards outside. We cannot keep it – it slips out of control; breaks out, erupts, explodes. It's pure anarchy, rebellion, revolt. It unveils a situation.

Laughter works like a laxative or – if you like it more decent – it works like a valve, an outlet for a lot of things: shock, frustration, malicious joy, hatred. During the outburst of laughter we are relieved for a couple of seconds. In a way it's like an orgasm but also: it's a very short, punctual state of innocence, childhood. The overflowing working store of our personal computer is erased straight away. We are emptied. We are prepared to listen again, to receive. And a great, a just wonderful lucidity comes upon us – if the joke was good (...)

The ability to stir up emotions and cool them down as well belongs to the dramaturgical techniques we can learn from all skilled dramatists since Shakespeare. As every professional comedian knows, comic effects are the result of 10 percent talent and 90 percent craftsmanship. A misanthropist won't tell good jokes nor will he be able to compile good programmes.

Being documentarists, we never go for laughter for its own sake. Humour is not a catalogue of tricks. It's a sign of sovereignty, of critical distance (...)

Ein deutsches Geisterhaus

1987 ▲ MAUER-ATMO | ERZÄHLER (IN DER ROLLE DES AUTORS):

Die seltsame Geschichte, die ich hier erzählen will, beginnt am früheren Potsdamer Platz, auf jenem Stahlgerüst, von dem man die andere Seite der Welt sehen kann. Ich stehe dort von Zeit zu Zeit – ein Insulaner, der zum Strand kommt und den Horizont betrachtet... »Da ist gar nicht viel zu sehen«, ruft ein Kind nach unten. »Nur 'ne Mauer und noch 'ne Mauer!« Und ein Besserwisser aus dem Rheinland sagt: »Allet untettunnelt, allet hohl! Dat is wie 'ne Fuchsbau!«

30 Grad ohne Schatten. Ein Hubschrauber der Alliierten auf Patrouille zieht die Umrisse des freien Westens nach. Drüben Grenzsoldaten, Wachhunde; ein Seitenwagenmotorrad auf dem Betonstreifen, der früher Voßstraße hieß und zum Reichsjustizministerium und zur Neuen Reichskanzlei und zum »Kaiserhof«-Hotel, Hitlers feiner Stadtadresse, führte. Nichts davon übrig, alles gewesen.

Ein schwarzer Wolkenvorhang schiebt sich vor die Sonne. Fernes Donnerrollen. »Kinder! Isch hönn en Tröppsche awkrejen!« ruft die Stimmungs-kanone vom Rhein. Wie ein filmischer Spezialeffekt zieht im Norden ein Gewitter auf. So ein echtes Gesamtberliner Gewitter. Aus Richtung Oranienburg/DDR kommt es im Zickzackkurs näher, treibt westwärts nach Reinickendorf, dann über die Mauer nach Osten, nach Weißensee... Prenzlauer Berg... und wieder zu uns in den Westen. Blauschwarze Wolken mit 10 Millionen Volt Ladung. Die Silberkugel des Fernsehturms (Ost) flackert in fahlem Schwefelgelb. Eine Boeing 727 schwenkt dröhrend Richtung Tegel-Airport.

Die Fahnen auf dem Reichstag (schwarz-rot-gold) und überm Brandenburger Tor (schwarz-rot-gold mit Hammer und Zirkel) flattern, als wollten sie zerreißen. Gewitterböen wühlen in den Baumkronen des Tiergartens. Im Niemandsland tanzen Staubwirbel. Die Uniformierten auf den Beobachtungstürmen drüben klappen ihre Luken zu. Und herüben leert sich die Aussichtsplattform sekundenschnell. Omnibusmotoren springen an. Die Souvenirverkäufer bringen ihre Postkarten in Sicherheit, die Plüschenbären und »Berliner Luft in Dosen«. Schon geht's los. ►

»Die Luxusruine – Stereophone Geisterbeschwörung in den Trümmern des ehemaligen Palasthotels Esplanade mit einem Vorspiel an der Berliner Mauer«, SFB 1987

Soweit das Opening. Die grauen Gebäudereste im verkrauteten Ödland zwischen dem Ostberliner »Schutzwall« und der Westberliner Philharmonie erscheinen vielen Betrachtern wie ein geheimnisvoller, ja verzauberter Ort – Filmkulisse, Denkmal, Menetekel. Auf dieser Klaviatur lässt sich spielen:

◀ DONNERKRACHEN | STARKES REGENGERÄUSCH | ERZÄHLER

Ich rannte über Kopfsteinpflaster, ein Stück Acker, über die Bellevuestraße, durch eine Tür... (TÜRQUIETSCHEN, INNENATMO) »Kommen Sie 'rein!« sagte eine Stimme, als ich längst drin stand. »Eigentlich wollte ich gerade abschließen... Vor 50 Jahren wären Sie hier nicht so 'reingestürmt!« ►

Otto Redlin, schon 86 Jahre alt. Seit dem Tod seiner Frau vor 18 Jahren wohnt er mit seiner Dogge im ersten Stockwerk, Zimmernummern 33, 34, 35, 36. Einzelzimmer waren das einmal. Seine Wohnung würde umgerechnet 700 D-Mark kosten – pro Nacht. Das frühere Luxus-Hotel gehört jetzt »dem Bund«, der Bundesrepublik Deutschland. »Vor sechs Wochen ungefähr« – das ist nun wieder Original-Ton...

◀ ERZÄHLER ...da rief'ne Dame aus der Schweiz an, die wollte 'n Zimmer bestellen. Na, sie hätt' doch immer früher hier gewohnt... (SCHRITTE | DAS SCHNALZEN VON LICHTSCHALTERN) Schon begann die Fremdenführung. Er malte mir die große Halle voller Menschen... (STIMMEN-GEWIRR) Er malte Bowlerhats und Seidencapes hinein, glänzende Zylinder, Uniformen, Lackschuhe auf Marmorfliesen. Er malte mit Worten riesige Damenhüte und verzierte sie mit Straußfedern. Er zeigte mir die Backenbärte, Spitzbärte, Monokel; steife Krägen, Ordensbrüste und Walkürenbusen...

SALONMUSIK SETZT EIN ►

Erinnerung und Gegenwart wechseln nahtlos, und die Drehtür befördert immer neue Protagonisten auf die Phantasiebühne. Schon beim Schreiben und erst recht im Studio empfindet der Autor die Lust des Magiers, der Karrnickel aus dem Hut zaubert – Kaiser Wilhelm zum Beispiel, der in seinem Horch zur Herrenparty vorfährt und im Kaiser-Klo das Wasser abschlägt; den steinreichen »Inflationskönig« Hugo Stinnes, jetzt Besitzer des Grandhotels; Gigolos wie Billy Wilder. Aber auch den heimkehrenden Soldaten Otto Drews (rechter Arm zersplittet), seit dem Ersten Weltkrieg Linkshänder und Hilfsportier. Die Stimme ist echt, nur ihr Eigner ist 70 Jahre älter geworden.

◀ DREWS Ich hab' sie alle kennengelernt! Ich hab' sie alle mal gesehen... Sie mussten ja durch die Drehtür!

ERZÄHLER Die Hofgesellschaft ist verschwunden. Der neue Adel heißt »von Raffke«, »Koks & Stahl«, »von Möchtegern«. Geldbeutel bevölkern die große Halle, müßige Industriellensöhnchen, die *jeunesse doré* der Kriegsgewinnler in Begleitung sogenannter Damen. Dieser Herr dort zahlt die Rechnung mit Brillanten, die er – eingenäht im Mantelfutter – nach Berlin gebracht hat, eine fürstliche Durchlaucht aus Nischnij-Nowgorod.

Durch die Damenzimmer und Salons streifen Knäbinnen. Das Schönheitsideal der »Wilden Zwanziger« ist die *garçonne*, die aussieht wie ein Kerl, der wie ein Mädchen aussieht. Sobald sie mit nervösem Hüftschwung aus der Daimler-Droschke steigt, tritt Stille ein. Und alle lauschen andächtig dem Knistern ihrer Seidenstrümpfe. ►

Ein paar Jahre später weht die Drehtür auch den besoffenen Robert Ley herein, Reichsleiter der »Deutschen Arbeitsfront« und andere Nazi-Größen. Im Originalton erinnert sich die Witwe des früheren Generaldirektors Fritz Voss an ein »irgendwie faszinierendes Geschiebe da drüber« und meint den

Fackelzug Unter den Linden am Tag der »Machtergreifung« Adolf Hitlers (30. Januar 1933).

Gleich nebenan verurteilt Roland Freisler, Präsident des »Volksgerichtshofs«, 5000 Nazigegner zum Tod, und kein Ton seines Hassgebrülls dringt durch die wattierten Wände. Beim Mittagessen erholt sich das hohe Gericht im Grill-Room des »Esplanade«.

Selbst als die Luftangriffe zunehmen, bewahrt man die eingefleischte Nonchalance, auch »Haltung« genannt. Man steigt plaudernd in die Luftschutzkeller. Und wenn die Gefahr vorüber ist, lädt der Schauspieler Hans Albers in sein Appartement zur Schampusrunde ein. Ringsum Weltuntergang.

Das Ende kommt an einem Vormittag im letzten Kriegsmonat, April 1945. Neun schwere Sprengbomben auf einmal. Volltreffer. Nun endlich passt auch das »Esplanade« ins neue Stadtbild von Berlin.

◀ ERZÄHLER *Esplanade* ist französisch und heißt »großer, freier Platz« ▶.



Originalton Deutschland '89

»Wende« am Schiffbauerdamm

1989 wird »die Mauer«, die 1961 noch in Handarbeit begonnen wurde, mit schwerstem Gerät unter dem Beifall Tausender Zuschauer wieder abgerissen. Die eigentliche Öffnung der Grenzübergänge am 9. November haben wir verschlafen. Mitten in der Nacht ruft Heidruns Schwester aus New York an: »Wissst ihr schon...?« Wir halten sie für durchgeknallt, und drehen uns maulend auf die andere Seite.

Im August des folgenden Jahres beschließt die ostdeutsche Volkskammer den Beitritt der DDR zur Bundesrepublik Deutschland. Der 3. Oktober wird Nationalfeiertag.

Das Rundfunk-Feature in der Wendezeit hat viel zu tun. Ein Katalog der seit 1992 kooperierenden Programme des *SFB/ORB Berlin* und des *MDR* in Leipzig listet unter dem Titel »Originalton Deutschland« fast 300 Titel auf. Autoren schwärmen zu Expeditionen in die jeweils andere, weitgehend noch fremde Landeshälfte aus (und begegnen dabei Kolonnen von Glücksrittern, die vor allem in west-östlicher Richtung unterwegs sind).

Zuerst besuche ich das *Berliner Ensemble*, die Bühne Bertolt Brechts, wo ich als Student der Theaterwissenschaft 1961 gern hospitiert hätte (auf meine mutige Anfrage hat Helene Weigel persönlich geantwortet, die Mauer kam uns dazwischen). Nach dem Rücktritt des Intendanten Manfred Wekwerth im Juli 1991 befindet sich das Ensemble praktisch in Auflösung. Auch die Stars der Ost-Berliner Staatsbühne – Corinna Harfouch, Jaecki Schwarz, der kernige Charakter-Darsteller Hans-Peter Reinecke – erwarten einen Karriere-Knick.

Man solle »untersuchen«, ob »sozialistisches Gedankengut zur gesellschaftlichen Kraft« tauge, äußert sogar Ekkehard Schall, Brechts Schwiegersohn, da alle Versuche, es »als staatstragend durchzusetzen, ökonomisch gescheitert« seien und zu Diktaturen geführt hätten (Allerdings kommt die erwünschte Abschrift unseres Interviews zwei Tage später mit einer Fülle rot angestrichener Änderungswünsche zurück – einzelne Wörter betreffend, oft mitten in einem gesprochenen Satz. Sicher ist sicher).

Am ärgsten trifft es naive Gläubige wie den Schauspieler Wolf Kaiser, Jahrgang 1916, berühmt geworden als Mackie Messer in mehr als 400 Vorstellungen der »Dreigroschenoper« und als »Meister Falk«, Vorzeige-Proletarier in der gleichnamigen Serie des DDR-Fernsehfunks – Kunstpreis der DDR 1961,

Nationalpreis 1. Klasse 1968, Vaterländischer Verdienstorden in Silber 1977, Vaterländischer Verdienstorden in Gold 1981. Aus dem Leben geschieden am 21. Oktober 1992

◀ KAISER Schau'n Sie – ich hab die Arbeitslosigkeit erlebt. Der Koks war da, die Prostitution war da, die Kriminalität, keine Arbeit, Hunger und alles mögliche. Und jetzt ist es wieder ähnlich. Alles ist genau so wieder aufgewacht wie eine Hydra, die ihr Zünglein rausspitzt und schlabbert. Und es herrscht mächtig, mächtig der Kapitalismus! Und wer das Kapital hat, kann sich alles erlauben! »Alles ist käuflich« hat der Brecht gesagt. Es ist nur 'ne Frage des Preises! ▶

»Der Unbelehrbare – Warum Mackie Messer aus dem Fenster sprang«,
NDR 2010, eine Sendung zum 20. Jahrestag der »Wende«

Ich treffe Kaiser 1990 in seiner Wohnung, Friedrichstraße 128, vierter Stock. In diesem Kiez war ein Großteil der Ost-Berliner Kulturprominenz zu Hause. Ich sitze in einem Stuhl aus Eisen und Leder, den Bertolt Brecht entworfen hat, mein Bandgerät läuft. Durch das halb offene Fenster sind die Durchsagen auf dem S-Bahnhof Friedrichstraße und das entfernte Quietschen der Straßenbahnen zu hören. Und mein Tonband registriert den Monolog eines verstörten, verzweifelten Menschen, der die Welt nicht mehr versteht.

◀ KAISER Wir wollten verändern! Und haben einiges verändert. Und haben einen gewissen Stoß in die menschliche Richtung getan. Das haben wir! (SEUFZT) Nur diese verdammte Mauer und diese Kriminalität, die sich da oben entwickelte – hat ja kein Mensch daran gedacht, dass das überhaupt bei einem Proletarier möglich ist! Keiner! Keiner! Die Obersten haben sich noch fette Konten im Ausland geschaffen – wie das immer ist, immer, immer bei 'ner Revolution! Und das Herdenvolk, das hat geblutet – für wen? Für wen? Für wen? Äh ... Es ekelt mich! Das ist dreckig! Man muss brechen! ▶

18 Jahre später besuche ich mit der Schauspielerin und Funkregisseurin Beate Rosch den Dorotheenstädtischen Friedhof, Berlin-Chausseestraße, unter den Fenstern von Brechts letzter Wohnung. Da liegen die Reste von Elisabeth Hauptmann und Ruth Berlau – des Dichters Mitarbeiterinnen und Geliebte. In einem »Ehrengrab« Brecht selbst und Ehefrau Helene Weigel. Erich Engel ist da beerdigt, Regisseur der »Dreigroschenoper«, und auch »Ekke« Schall, der unangefochtene Vortänzer des Brecht-Ensembles.

Wir stehen vor Heiner Müllers Ruhestätte. Jemand legt dem Schriftsteller und Mitglied des Theater-Direktoriums nach der Wende noch immer frische

Zigarren aufs Grab. Auf Kaisers Grabstein gleich daneben sieht man den stattlichen Schauspieler in der Rolle seines Lebens: Mackie Messer unter dem Galgen. Sein Apartment war 300 Meter entfernt.

Sie wohnten im selben Block: Beate Rosch im zweiten Stockwerk, Kaiser im Vorderhaus, vierte Etage. Sie hat ihn da liegen sehen unter einem weißen Tuch – und den Blutstrom, der in den Gully floss.

Sendeschluss bei Radio DDR

1990/91 wird der Fernsehfunk der DDR »abgewickelt« und das Fernseh-Schauspieler-Ensemble (eine ostdeutsche Kuriosität) wird entlassen – auch Wolf Kaiser alias »Meister Falk«. Ihm bleiben noch zwei Trauerjahre. Auch beim Radio wird der Schalter umgelegt.

► FRAU Z. (LIEST VOR) »Sehr geehrte... Gemäß Artikel 36 des Einigungsvertrages ist die »Einrichtung Hörfunk und Fernsehen« zum 31. 12. 1991 aufgelöst. Damit enden auch sämtliche Arbeitsverhältnisse... Hiermit kündige ich... Mit dem Dank für Ihre Tätigkeit verbinde ich...«

Rudolf Mühlfenzel. Im Auftrag: Christoph Singelnstein.«

SCHNELL ZURÜCKLAUFENDES BAND

ERZÄHLER (IN DER ROLLE DES AUTORS) So endet Radiogeschichte – »Mit freundlichen Grüßen«... Das müsst Ihr uns noch mal von vorn erzählen. Alles! Ihr habt eine Stunde Zeit. Erzählt uns von Eurem leider vermurksten Projekt, mit dem Radio die Welt zu verändern! ►

»Der andere Kanal – Nachruf eines Westkollegen auf das
DDR-Radio«, SFB | MDR 1993

Im Programmheft des *SENDER FREIES BERLIN* schreibe ich einen Arbeitsbericht:

1994, nach dem Ende von DS Kultur und dem Sendestart von »Deutschlandradio«, werden auch die letzten Spuren des im Guten wie im Schlechten unverwechselbaren »Originaltons Ost« im gesamtdeutschen Äther verwehen (...) Ich dachte: Du musst festhalten, was noch zu fassen ist! »Das ist Stoff für eine zehnteilige Sendereihe«, sagten die Kollegen.

Ich: »Nein, es wird ein 60-Minuten-Feature« – »Verrückt!«

Der DDR-Rundfunk hatte in Berlin einige Tausend Mitarbeiter und dazu 20 Landesstudios. Wo anfangen? Mit wem? (...) Du beginnst das Thema einzugrenzen. Du entwirfst den dramaturgisch wirksamen »großen Bogen« vom Vorher zum Nachher (...) Sobald du deine Absicht an die große Glocke hängst, hagelt es schon Ratschläge und Kommentare: »Was – de n willst Du interviewen? Weißt Du eigentlich, mit wem der bis zur Wende...« – »Für die X leg' ich die Hand ins Feuer – aber warum ausgerechnet diesen Y?« – »Z kann Ihnen ja viel erzählen...«

Du begibst dich also mutig in das Wespennest. Eine Ton-Cassette füllt sich nach der anderen. Die Stofflawine wächst und wächst und droht dich zuzuschütten – 20 Stunden, 30 Stunden. Du wälzt dich schlaflos im Bett.

Ich als Autor bin ja selbst im Spiel – nicht nur Mikrophonhalter. Ich habe einen Standpunkt, und daraus entstehen eigene Fragen: Kann ich zum Beispiel journalistische Arbeit im früheren Staatsrundfunk der DDR als eine Spielart »des« Journalismus ernst nehmen, wie ich ihn im demokratisch-pluralistischen Mediensystem westlicher Prägung lernen und weitgehend auch praktizieren konnte? Und wie sollte meine Haltung den früheren Mitarbeitern dieses »Organs« gegenüber von solchen Fragen nicht beeinflusst sein? Darf ich deshalb aber Richter spielen – hier die Schurken, dort die Engel? (...)

Seit Oktober 1964 wurden die Regionalsender des DDR-Rundfunks von der Hauptstadt aus zentral mit ausgewählten Produkten der dokumentarischen Großform versorgt. Das Feature, nach westlichem Verständnis eine höchst subjektive und von wenigen Regeln umstellte Radioform, hat in der DDR-Zeit natürlich an Luftarmut und Anämie gelitten.

Berichtet wurde kritisch über Arbeitslosigkeit, Wettrüsten und Altnazis, wenn es um das westliche Ausland ging, und in wolzig rosaroten Phrasen, wenn die sozialen Errungenschaften des Sozialismus, der Friedenswille und die hohe Arbeitsmoral der eigenen Bevölkerung anstand. Die Autoren wussten, was erwartet wurde, und wenn die Schere im Kopf doch einmal versagte, griff der zuständige Dramaturg mit einem klären- den Gespräch ein.

Patrick Conley, »Abschied von diesem Land« in CUT, Oktober 1999.
(Vom selben Autor: "Der parteiliche Journalist", eine umfassende Darstellung der Geschichte des Radiofeatures in der DDR, Metropol-Verlag 2012)

◀ ERZÄHLER Nicht erst der Beitrag eines Autors – nein, das Leben wurde gleich censiert. Dies geschah in sogenannten »*Argus*« oder »Argumentationskonferenzen« (ihr habt sie »Rotlichtbestrahlung« genannt). Eine »*Argu*« war nicht Austausch, sondern Ausgabe von Argumenten. Der Ressorleiter verlas die offizielle »*Linie*« – die Beschönigung des Tages, das Tabu des Monats. Wie viel darf das Volk erfahren? So habt Ihr's erzählt – wie ihr sitzend angetreten seid mit Euren Stenoblöcken, in legerer Haltung zwar – und dennoch angetreten (...)

Der Regisseur Wolfgang Rindfleisch erinnert sich: »Natürlich gab's auch völlig unanfechtbare Kollegen. Wenn die sagten: Ich mach' jetzt 'den Hölderlin' – den konnten sie im Abendhörspiel machen. Unsere O-Ton-Autoren hatten wohl immer ein Papier dabei, wo ein Stempel drauf war.«

Soll heißen: ein genehmigtes Manuskript mit Fragen und womöglich den »richtigen« Antworten dazu. Noch ein Jahr nach der Wende erzählte mir ein Mitarbeiter des eben gegründeten »*Sachsen Radio*«, Nachfolger der ehemaligen Bezirkssender Leipzig, Dresden und Chemnitz, mit leuchtenden Augen:

Man darf nicht davon ausgehen, dass wir ständig gegängelt worden sind. Man konnte auch mal rausfahren und die Fährfrau interviewen, die da noch 'ne alte Fähre über die Mulde stakt. Da konnte man sich verwirklichen!

Jedesmal, wenn Heidrun und ich auf der A 9, von Süden kommend, kurz vor der Elbbrücke die Mulde überqueren, heißt es bis heute: »Jetzt stakt sie wieder.«

◀ ERZÄHLER Dann kam Eure große Zeit... 1989! Wie haben wir, die Westkollegen, unsere Lauscher aufgestellt! Ich dachte: So lebendig, so repetktlos könnte Radio immer sein. Da kann sich unsere alte, fette, hochnäsige Tante ARD 'ne Scheibe abschneiden!

SPRECHCHÖRE | REDNER: »Alle westlichen Staatslimousinen sind zu verkaufen! Jeder Funktionär, auch auf der höchsten Ebene, erhält die gleiche Menge Devisen wie jeder Bürger! Bereits gehortetes Geld ist der Bevölkerung zuzuführen!«

ERZÄHLER Die Reporter auf den Barrikaden. Tarnung abgeworfen, nackte Brust. Mikrophone blitzten, Manuskripte flatterten. Goldene Zeit des Aufruhrs. Oder alles nur Legende?

FRAU SCH. Viele haben gesagt: Das war der Enthüllungs-Journalismus. Für mich war's auch ein Stückchen Reinwaschungs-Journalismus!

ERZÄHLER Der Begeisterung des Herbstes '89 folgte bald ein quälend langes Radiosterben, wie in Zeitlupe (...) Neue Schlagworte: »Verschlanken« – »Abspecken«. Und immer wieder: »Sparen!« – Die Szene: Ein leeres Büro im Block A. Die Ausstattung: ein Tisch, ein Stuhl, ein Telefon.

FRAU P. Wir sind ins Haus bestellt worden, um 13 Uhr. Kamen in den sechsten Stock. Vor dem Fahrstuhl standen wir alle – die gesamte Technik. Dann wurde jeder einzeln 'reingerufen, musste seinen Namen sagen. Das Telefon lag auf'm Tisch. Und da wurde einem gesagt, ob man genommen wurde oder nicht.

AUTOR ALS REPORTER Wer sagte Ihnen das?

FRAU P. (SEHR BEWEGT) Aus Mainz... namenlos...

Die Aufgabe, den größten Teil der insgesamt 14 000 Mitarbeiter des DDR-Funks zu entlassen, übernahm nach Artikel 36 des deutschen Einigungsvertrags im Oktober 1990 der frühere Münchner Rundfunkjournalist Rudolf Mühlfenzl als »Rundfunkbeauftragter der neuen Bundesländer«. Die Zusammenführung des aus den DDR-Wellen DDR II und Deutschlandsender im Juni 1990 entstandenen Senders DS Kultur, des Berliner RIAS (»Rundfunk im amerikanischen Sektor«) und des Kölner Deutschlandfunks fand unter dem gemeinsamen Dach von ARD und dem in Mainz ansässigen Zweiten Deutschen Fernsehen statt.

AUTOR ALS REPORTER Und was sagte die Stimme?

FRAU P. »Es tut uns leid, Sie werden nicht übernommen«... Und ich hab den Hörer hingelegt und bin 'rausgegangen.

AUTOR ALS REPORTER Wie lange waren Sie denn beim Funk?

FRAU P. 35 und ein halbes Jahr ►

Im ersten Jahr nach der Wende schickt mich Peter Leonhard Braun als eine Art »Emissär« der SFB-Feature-Abteilung regelmäßig nach Leipzig (eine Vorstufe der späteren Kooperation zwischen beiden Sendern in einem teilweise gemeinsam ausgestrahlten Feature-Programm).

Hotelzimmer sind knapp. Wir ehemaligen Westler – darunter Regisseure wie Sabine Ranzinger und Nikolai von Koslowski – übernachten in Privatquartie-

ren irgendwo in der Stadt. Gleich um die Ecke des Funkhauses in der Springerstraße ist die Wohnung von Frau Landgraf, einer energischen Person, die uns nach Kräften bemüht (und ihren Köter in breitestem Sächsisch verbal miss-handelt: »Duuu bleeder Hound!« – auch dies noch Jahre lang ein geflügelter Satz, fast der einzige aus dem Mund von Frau Landgraf, den wir anfangs überhaupt verstanden).

In den technischen Abläufen, aber auch in der fachlichen Einstellung zu ihrer Arbeit sind Rundfunkleute in Ost und West nicht allzu verschieden, wie ich rasch feststelle. Im Westen sagen wir »cutten«, im Osten »cuttern« (sprich: »köttern«), im Westen »Bobby«, im Osten »Wickelkern«.

Die »menschliche Seite« stimmt von der ersten Minute an. Noch viel später schwärmen auch West-Autoren von Karl-Heinz Tesch (1930–1997), dem damaligen Büroleiter des MDR-Features, und seinen behutsamen, immer fundierten Ablehnungs-Briefen.

Günter Holze (1928–2000), jahrelang »akustischer Lektor« der Feature-Abteilung des SFB, konstatiert indes ungerührt:

Im Januar 1990 tauchen die einzigen beiden nennenswerten Sendungen auf, die vorwärts weisen: »Der dicke Lipinski« von Sieglinde Scholz-Amoulong und »Keine Gewalt« von Klaus Ihlau (...) Ein vorläufiges Fazit: Kein Aufbruch, kein Neubeginn, kein frischer Wind, nur Herumkramen in alten Sachen auf der Suche nach noch Verwendbarem (...) Der vorherrschende Eindruck ist Unsicherheit.

Bundeswehr nimmt NVA

1991 Wie Atheisten nicht von der Kirche, so kommen Pazifisten vom Militär einfach nicht los. Kaum ist der einzigartige Fall eingetreten, dass zwei einander feindlich gegenüber stehende Armeen – Bundeswehr und Nationale Volksarmee – vereinigt werden sollen, stehe ich schon auf einem Exerzierplatz neben der ausgebreiteten Bundesfahne. Und weil ich erst im letzten Moment in einem altersschwachen NVA-Kübelwagen eingetroffen bin und mir beim Aussteigen am scharfen Türgrat die Mikrophonhand lädiert habe, tropft während des Gelöbnisses mein Blut plitsch-platsch auf den Schotter neben der Fahne.

Stereomikrophone sind empfindlich. Keine Chance, das warme Rinnsal während der Aufnahme zu stoppen. Der »Körperschall« – fachmännisch für Kabelrumpeln – würde alles ruinieren. Und an eine Wiederholung der Zeremonie ist natürlich nicht zu denken.

Ich schwöre, der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen und das Recht und die Freiheit des Deutschen Volkes tapfer zu verteidigen.

Platsch...

Um ehrlich zu sein: Das Projekt ist nicht auf meinem Mist gewachsen. Peter Leonhard Braun, mein Redakteur und Abteilungsleiter, hat schon Jahre vorher mit der Bundeswehr kooperiert. Fotos zeigen ihn auf einem Übungsort neben seinem Ton-Ing Dieter Großmann stahlbehelmt, Mikrophon im Anschlag. Hoch-akustisch schildert Braun in seinem letzten großen Feature das Glockenmetall als Rohstoff für Kriegswaffen seit dem 15. Jahrhundert:

ERZÄHLER Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg (...) bekehrt die Glocken der Berliner Marienkirche zu Geschützen, aus großer Geldnot. Im Dreißigjährigen Krieg konvertieren die Schweden ganz besonders fleißig. Es wird Kriegsrecht, die eroberten Städte von ihrer Bronze zu erlösen (...) In Europa läuten die Kanonen, und die Glocken schießen.

»Glocken in Europa« (1973)

Dafür diese Aufnahmen. Als Presseoffizier begleitete ihn Reinhard Luschert (mittlerweile Oberstleutnant außer Dienst). Nun, fast 20 Jahre nach dem akustischen Schützengraben-Einsatz, überredet ihn Braun, das Projekt »Vereinigung von NVA und Bundeswehr« an höherer Stelle durchzufechten.

Braun hat den Riecher. Für mich ist das eher ein Auftrag – wie passgenau als heißes Thema für ein Feature-Programm, wird mir erst an Ort und Stelle klar.

Nicht alle Tage feiern zwei schwer bewaffnete, in jahrzehntelangem Misstrauen erstarrte Gegner Hochzeit. NVA-Berufsoffiziere, samt und sonders SED-Parteimitglieder und zu Befehl und Gehorsam gedrillt, schwören auf Schwarz-Rot-Gold ohne Hammer und Zirkel. Von heute auf morgen sollen sie nun die Grundsätze der inneren Führung (»Bürger in Uniform«) verwirklichen.

Da stehen sie im Dienstzimmer des neuen Kommandeurs in einer mecklenburgischen Artillerie-Kaserne, 35 Kilometer von Schwerin entfernt und 60 Kilometer von Rostock, im Wald, zwischen Kiefern und Birken – zehn Männer Ende Zwanzig, schon im neuen Rock. Ihnen gegenüber das »Unterstützerteam« der Bundeswehr – der Oberstleutnant, ein Major, zwei Oberleutnante, ein Feldwebel. Und ich.

Der neue Kommandeur aus dem Westen, ein jovialer Herr von 43 Jahren, nun zuständig für tausendeinhundert Soldaten und 115 Zivilangestellte, sagt zu den Übernahmekandidaten: »Mit der Ernennung zum Zeitsoldaten müssen

Sie einen Eid ablegen. Das Gelöbnis ist wie eine Verlobung, aber der Eid – das ist wie die Hochzeit.«

Eher selten fliegt uns schon am ersten Tag der Titel einer Sendung zu. Diese wird am Ende »Hochzeit mit dem Feind – Bundeswehr nimmt NVA – Album einer Vereinigung« heißen (SFB | BR | NDR | WDR | Deutschland-Sender Kultur).

◀ SPRECHER I Und so geschah es, dass die Feinde auf Befehl die Hände hoben und einander Treue schworen, bis dass der Tod sie scheide. Und der schwächere Teil, der keine andere Wahl hatte, verlor seinen Namen und wechselte den Rock. Keine Liebesheirat. Und im ganzen Land – auf Kasernehöfen, unter Schwarz-Rot-Gold – streckten sie die Waffen voreinander. Kapitulation auf Gegenseitigkeit... Kapellen spielten auf und Vorgesetzte hielten Ansprachen... ▶

Meine Woche als Radio-Rekrut

Der Schlagbaum hebt sich, ich rücke ein – mit Ziehkoffer und Rucksack und Gerätekiste und mit einem mulmigen Gefühl. Nie zuvor habe ich eine Bundeswehrkaserne von innen gesehen. Den Grenzschutz in unserer Kleinstadt besuchte ich als Lokalreporter zum einen oder anderen Pressetermin. Hier werde ich eine geschlagene Woche verbringen. Und sicher wird jeder einen Bogen um den Radioschnüffler machen. Eine Kaserne ist »hoheitliches Gebiet«, und Soldaten (Lehrer, Polizisten) brauchen, wie ich weiß, besondere Erlaubnisse, wenn sie mit »der Presse« sprechen sollen.

Doch hier herrscht Ausnahmestatus. Alle Türen stehen offen. Die Rekruten scheren sich keinen Deut um den Fremden mit den Kopfhörern. Der letzte Standortkommandeur der NVA (38) lädt mich »auf Stube« ein. Und redet und redet. Es klingt wie eine Lebensbeichte.

◀ ALTER KOMMANDEUR Es war natürlich sehr still auf dem Appellplatz. Ich habe noch kurz was gesagt. Nicht lange geredet. Es ist dem Menschen nicht danach. Die Fahne eingerollt. Und dann war's vorbei. Und – so, sag ich: Jetzt auf zu einem Neuen. Oder auch nicht...

NEUER KOMMANDEUR Das Artillerie–Regiment 5 in Dabel war in der Lage, innerhalb von 25 Minuten die Kaserne zu verlassen. Und als wir ankamen,

standen die Geschütze und Geschosswerfer aufmunitioniert, die Tankwagen bis oben hin gefüllt – als ob sie noch am 3. Oktober losfahren wollten.

ALTER KOMMANDEUR Es gab Jahrzehnte lang den Kampf zwischen sozialistischem Lager und *NATO*, wir haben vom Kampf gesprochen. Und da gibt's immer einen Sieger und Verlierer. Und wir waren die Besiegten. Und jeder Abschied ist ein kleines Sterben. Und irgend etwas ist dann auch in einem selber gestorben, weil die Menschen einen Traum, der gar nicht so schlecht war, so schnell weggeworfen haben... So schnell!

Das ist bitter! Ansonsten leb ich mit der Welt. Ich muss damit leben. Es leben so viele Menschen damit. Warum soll ich mich jetzt hinstellen und sagen: Ich bin der überzeugte Kämpfer für den Sozialismus, der Märtyrer, wenn die ganzen Menschen das nicht so wollen? Was hat meine Familie davon? Wozu? Nur damit ich kein Wendehals bin?

Meine Überzeugungen, meine Prinzipien, woran ich glaube – die kann mir keiner nehmen. Keiner! Meine Paradeuniform hab ich aufgehoben. Und die kriegt keiner! Das ist mein Stück Leben! Kann mir keiner nehmen! ►

Die Masse der Wehrpflichtigen ist ohne Motivation. Der Staat, den sie im Ernstfall unter Einsatz ihres Lebens verteidigen müssten, wird viele nach der Militärzeit in die Arbeitslosigkeit entlassen. Ihre »gewendeten« Vorgesetzten, die gestern noch Feldwebel und Unteroffiziere der NVA waren, gelten als unglaublich. Die neue Freiheit verleitet zu Disziplinlosigkeit, Leck-mich-am-Arsch-Stimmung und offener Randale.

»Fertig machen!« sagt der noch junge Spieß auf einem Exerzierplatz, den wir im Morgen Nebel angesteuert haben. Keine Sicht. Die Schießübung muss ausfallen. »Die Zugführer übernehmen ihre Züge. Dann wird zugweise Richtung Kaserne marschiert!« In meinen Kopfhörern Soldatenstimmen: »Das kann doch nicht wahr sein... Mit uns können sie's ja machen... Blödsinn... Das ist eine Sauerei... Ich hau' dir was in die Fresse«. »Rechts um!« kommandiert der Kompaniefeldwebel. »Wir nehmen die Abkürzung«, feixen die fidelen Meuterer. Der Mann tut mir leid.

»Es ist natürlich schwierig, mit den Freiheiten, die wir gewähren, fertig zu werden«, meint der neue Kommandeur, dem ich das erzähle. »Das ist wie bei einem Kind: Wenn sie denen Süßigkeiten auf den Tisch legen, dann essen die soviel davon, bis ihnen schlecht wird. Als ich vor der Front stand und eine Belehrung ausgesprochen habe, weil hier Müll aus den Fenstern geworfen wurde, sagte ein Soldat aus der Front: Ich Arschloch soll wieder zurück in den Westen gehen«...

Als wir die fertige Sendung einige Wochen später im Berliner Zeughaus

öffentlich vorführen, ist die Offenheit verflogen. Ausgesuchte Diskussionsredner in Uniform geben Statements ab, militärisch knapp, politisch korrekt, unpersönlich. Und nichtssagend. »Normalität« ist eingekehrt.

(In der letzten Szene des Features kommandiert ein ehemaliger NVA-Offizier eine Großbaustelle in Mecklenburg. Sein Know-how als Vorgesetzter ist gefragt).

Friedrich Fröbel in der Marktwirtschaft

1992 entdeckt Heidrun eine einspaltige Zeitungsmeldung: Die Münchner Consulting-Firma XY lässt den Namen des Reform-Pädagogen Friedrich Fröbel (1782-1852) als Warenzeichen schützen und verlangt gegen die einmaliige Abtretungssumme von einer Million D-Mark von Fröbels Geburtsort Oberweißbach im Thüringer Wald, der »Fröbelstadt«, dass sie künftig auf jede Nennung der lokalen Weltberühmtheit zu eigenen Werbezwecken verzichte.

► FRIEDHOFS-ATMO | ERZÄHLER Lieber, verehrter Friedrich Fröbel, Dichter von Kinderreimen, Erfinder des Kindergartens und hölzerner Bauklötzchen, Musterschüler des großen Pestalozzi und selbst weltbekannt als Pädagoge — da steh' ich nun auf diesem Friedhof in Schweina, Thüringen – hier, wo Sie nun schon 140 Jahre ruhen –, und weiß nicht, wie ich's Ihnen sagen soll: Man hat Sie zur Handelsmarke erklärt! Ihre Nummer lautet »De-WZ-S 52 512 / 28«, in die Zeichenrolle eingetragen beim Patentamt München und veröffentlicht im Warenzeichenblatt. »Friedrich Fröbel« neben dem »Sarotti-Mohr«. Ich dachte, das sollten Sie wissen! ►

»Patschkuchen – Friedrich Fröbel in der Marktwirtschaft« (RB | BR | SFB 1992)

Das Feature beschreibt diesen letztlich gescheiterten Versuch, eine deutsche Geistesgröße als Zugpferd für Babynahrung, Kinderschuhe, Sportartikel, Buntstifte und 30 weitere Konsumgüter einzuspannen.

► ZITATOR »In der ersten Phase empfiehlt die Unternehmensberatung, Deutschland, anschließend West- und Osteuropa und schließlich Anfang 1993 Japan und weitere sich ergebende Märkte anzugehen... Man kann davon ausgehen, dass das Projekt einen lizenzfähigen Gesamtumsatz von 100 Millionen D-Mark weltweit bringen kann... 15 Prozent aus den Lizenzgebühren sollen der Stadt Oberweißbach zufließen, 5 Prozent sind als direkte Zuwendung an das Museum Friedrich Fröbel gedacht«. ►

Weitere zwanzig Millionen »Westmark« also – eine 2 mit 7 Nullen. Die Aussicht zerreißt den kleinen Ort wie die Milliarde der Ölagnaten-Witwe Zachanassian die arme Kleinstadt Gullen in Dürrenmatts »Besuch der alten Dame«. Die Frau in der Buchhandlung schräg gegenüber dem Fröbelschen Geburtshaus hat den Kontakt mit München hergestellt.

◀ ERZÄHLER Erst dachte sie natürlich an ein neues Fröbel-Buch. Aber seit einem Ereignis, das wir »die Wende« nennen – erwarten Sie jetzt bitte keine Einzelheiten, lieber Fröbel –, liest man hierzulande nur noch selten Bücher. Heute verkauft die Buchhändlerin vor allem Landkarten und Schulhefte und Lohnsteuertabellen. ►

Die in diesem Wintersportgebiet früher so zahlreiche Kundschaft – Urlauber des Freien Deutschen Gewerkschafts-Bundes vor allem – fährt jetzt durch Oberweißbach hindurch in die »Aldi«-Märkte jenseits der früheren Grenze, keine 30 Kilometer entfernt. Jeder dritte Einwohner des Städtchens ist arbeitslos. Die Glühlampenfabrik (1200 Beschäftigte) hat zugemacht. Auch die Landwirtschaft ist am Ende.

◀ BUCHHÄNDLERIN Der Bürgermeister war begeistert am Anfang, obwohl ich den Eindruck hatte, dass er auch schockiert war: Wie kann sich jemand an Fröbel vergreifen. Die Mutter hat gesagt: Mädchen, wenn du das machst – du handelst dir sehr, sehr viel Ärger ein. Mach das nicht! ►

Als die Verhandlungen mit München zäher werden und die Aussichten auf den erhofften Geldsegen sich eintrüben, steht die »kleine DDR-Frau« (so die Buchhändlerin selbst), die es »nur gut gemeint hat«, plötzlich am Pranger und mit ihr die Fraktion der Befürworter des Deals, darunter auch Frau Heinze, »Fröbel-Mutter« genannt, die als Leiterin das Fröbel-Geburtshaus mitten im Ort mit selbstgenähten Rüschengardinen verschönzt.

◀ FRAU HEINZE Ich hab' sogar anonyme Anrufe bekommen – bis zu Morddrohungen, dass meine Familie vernichtet werden sollte...

ERZÄHLER (AM GRAB FRIEDRICH FRÖBELS) Die Heimatzeitungen schäumen: »Fröbel als Mozartkugel« – »Vermarktung Fröbels pervers!« Niemand hat den Sturm vorausgesehen, der dann ausbrach. Alle wollten Sie, den längst Verblichenen und – sind wir ehrlich! – lange Zeit in Ihrem Grab Vergessenen, beschützen. ►

Wettbewerbsrechtler raten der Stadt Oberweißbach, ihr »besseres Recht« als Fröbel-Geburtsort durch Eintragung einer eigenen *trademark* zu verteidigen.

► ERZÄHLER Nun sind Sie also doppelt geschützt, lieber toter Fröbel. Warenzeichen contra Verbandszeichen. Wenn es möglich wäre, in Ihrem Zustand da unten, müsste Ihnen jetzt der Schädel brummen.

BÜRGERMEISTER Das ist auch eine Erkenntnis, dass man bestimmte Gepflogenheiten mit westdeutschen Geschäftsleuten erst im Lauf der Zeit kennenernt.

BUCHHÄNDLERIN Man kommt sich schuldig vor – vielleicht, weil früher alles bestimmt worden ist. Ich war ja auch sozialistisch erzogen worden und hatte kaum einen Vergleich. Haben die erwartet, dass ich erst zum Bürgermeister renne, dann auf den Rat des Kreises...? Ich komm' darüber einfach nicht weg!

ERZÄHLER Ja, ich glaube, manchem wäre es heute lieber, sie hätten das alles nur geträumt.

UNTERNEHMENSBERATER (AM TELEFON) Es ist zum Verzweifeln. Sie können mit den Leuten reden – die sind freundlich, die sind ehrlich, die sind arbeitswillig... Es ist nicht so, dass die faul wären. Sondern die bringen's einfach nicht auf die Beine. Ich kann den Menschen gar nicht böse sein, aber...

ERZÄHLER Frau Heinze – Sie erinnern sich – hat die Kündigung erhalten. »Kosten abspecken«, heißt das auf Amtsdeutsch. Ihre beste Freundin, lieber Fröbel, wird also zum Jahresende eingespart.

FRAU HEINZE Ich will erstmal gegen die Stadt klagen. Ich bin in der Gewerkschaft... Mit so was hätt' ich nie, nie, nie gerechnet! ►

Dass auch der Berichterstatter zwischen die Fronten gerät und gegen Ende seiner Recherche in Oberweißbach als persona non grata behandelt wird, ist Berufsrisiko.

Kurzer Winter der Gerechten

► »GAUCK-BEHÖRDE« LEIPZIG, LEESAAL

SACHGEBIETS-LEITERIN »AKTENEINSICHT«: Wir haben hier Täter- und Opferakten. Fast alle Etagen dieses Hauses sind mit Papier gefüllt. Wir haben ungefähr 10 Kilometer Akten.

ERZÄHLER Diese Akte hat einen schmutzig-grauen Einband. Muss einmal bleu gewesen sein. DDR-Standardaktendeckel himmelblau. Das holzhaltige Papier ist mittlerweile gelb und an den Rändern bröselig. Man liest im Original. Der Observierte, der hier »Maler« heißt, war Diplomgraphiker, freischaffend, verheiratet, organisiert im Verband Bildender Künstler der DDR.

SACHGEBIETS-LEITERIN (ZITIERT) »... Bringt seine negativ-feindliche Grundeinstellung in seinem Umgangskreis offen zum Ausdruck. Er trat wiederholt als Querulant in Erscheinung...«

ERZÄHLER Der Mann wollte ausreisen. Das konnte ansteckend sein. 2,8 Millionen Karteikarten allein in Leipzig. Auch die Opfer hatten Decknamen.

SACHGEBIETS-LEITERIN Der heißt hier zum Beispiel »Teufel«, der heißt »Schmierfink«, »Terrorist«... »Hundefänger«... »Wanze«... »Ratte«...

ERZÄHLER Die Spitzel durften sich die Namen selbst aussuchen. Einer hat sich »Gott« genannt. Auch einen »Grösus« gibt es, vorn mit weichem G geschrieben. Wir sind in Sachsen. ►

»Kurzer Winter der Gerechten« – DDR-Dissidenten und die Hinterlassenschaft der Stasi«, MDR 1999

1999 Am 9. Mai stirbt der Schriftsteller und DDR-Bürgerrechtler Jürgen Fuchs mit 48 Jahren in Berlin an Blutkrebs. Manches scheint dafür zu sprechen, dass die Krankheit und der frühe Tod, wie es ein Pfarrer bei der Beerdigung formulierte, »nicht gottgewollt« war. Er selbst, Fuchs, hat bei der Auflösung des Berliner Stasi-Archivs eine Liste von Substanzen entdeckt, mit denen Menschen unbemerkt getötet werden könnten. Oppositionelle und ihre Manuskripte waren von der Stasi radioaktiv »markiert« worden.

An meinen Redakteur:

Lieber Holger,

komme gerade von der Trauerfeier in der Berliner Akademie der Künste und bin als Autor wieder einmal hin- und hergerissen. Eine Menge starker Worte: »Überzeugung«, »kompromisslos«, »aufarbeiten«, »insistieren«. Wolf Biermann erinnert an den Satz von Václav Havel: »Wir wollen in der Wahrheit leben!«

Aber, was zum Teufel, sind »Wahrheit« und »Gerechtigkeit«, und wer hat sie gepachtet? Muss dafür jeder Schnipsel aus dem Stasi-Reißwolf auf den Tisch? In Zirndorf bei Fürth sitzen 41 Mitarbeiter der Gauck-behörde seit fünf Jahren und stückeln Akten zusammen, die die »Staats-sicherheit« in der Wendezeit zerrissen hat: 900 Millionen Teile in 15 250 Säcken. Das ganze Puzzlespiel würde 457 Jahre dauern.

Was soll da noch bewiesen werden? Wir wissen ja alles! Die DDR ist splitternackt, enthäutet; die Stasi von allen Seiten geröntgt. Eineinhalb Million Bürger haben seit 1990 ihre Akte eingesehen, die meisten Straf-taten sind verjährt. Da wird doch nur Öl in das langsam verlöschende Feuer gegossen! Oder ist Vergessen neues Unrecht? Strich-drunter oder Alles-auf-den-Tisch?

Würde am liebsten einen Text nur aus Fragesätzen schreiben...

Für mein Feature über die Stasi-Debatte und die Leiden politischer Moralisten fahre ich kreuz und quer durch das »Anschlussgebiet« – zu Renate Ellmenreich nach Gera und Matthias Büchner nach Erfurt; zu einer improvisierten Ausstellung nach Leipzig, wo Geruchsproben (»Schnüffel-Lappen«) für die Grenzhunde in Einweckgläsern und falsche Bärte zu besichtigen sind; zu Michael Beleites und Ursula Ploog.

Ich treffe Jürgen Fuchs in Berlin. Es wird sein letztes Interview. Wie viele Rigoristen des Aufdeckens hat den Mann aus Reichenbach/Vogtland die Krake Staatssicherheit auch nach dem Ende der DDR nicht losgelassen.

◀ SPRECHER (ZITIERT AUS DEM BUCH »MAGDALENA« VON J. FUCHS) »Die Ignoranten triumphieren, die Gleichgültigen bekommen Recht, die Pragmatiker fahren ihre Ernte ein (...) Wie elegant schlendert die Bundesrepublik vorbei« ▶

In der öffentlichen Debatte um den richtigen Umgang mit der Staatssicherheitsbehörde und ihren Zuträgern spielen sie kaum noch eine Rolle – die Abwickler und Aufdecker der ersten Stunde; diese Einzelgänger mit dem lauten Gewissen, die sicherstellen wollten, dass nichts unter den Teppich gekehrt wird. Zwei Jahre lang recherchiert Fuchs »bei Gauck« als fester Mitarbeiter.

◀ **ERZÄHLER** Der Dissident als Angestellter. Sitzt in seinem winzigen Büro, an der Wand ein Poster von Wolf Biermann, und bearbeitet. Lernt Amtsdeutsch. Die Revolte schrumpft auf Aktendeckelgröße. Dienstbeginn acht Uhr. Der Rechercheur bestellt sich Vorgänge, er liest und wertet aus. Von seiner Sorgfalt hängt es ab, ob einer Bürgermeister werden darf; ob Schuldirektor, Personalrat, Kandidat einer Partei; ob einer Haftentschädigung erhält und Wiedergutmachung. Oder auch nicht.

Plötzlich haben sie Befehlsgewalt, die immer nur gehorchen sollten. Diese chronisch machtlosen Pulloverträger zwischen Uniformen. Diese Rauschebärte unter Glattrasierten. Mittendrin im militärischen Jargon: »Kommunikationslage«, »Bearbeitung«, »operativ«, »Vorgang«, »Maßnahme«. Verkehrte Welt!

Objekte müssen bewacht werden. 30 Bürgerrechtler kommandieren, wie in Gera, mehr als 2000 Beamte der Staatssicherheit. Da sind noch Aktenberge, Waffenlager. Und wer weiß, ob alle Schlüssel abgeliefert sind. Es gibt keinen Staat mehr. Doch die Krippen brauchen Milch, die Busse müssen fahren und die Straße muss gekehrt werden. Mancher erschrickt vor seiner Bedeutung (...) Heiße Herzen sind hier nicht gefragt, Empörung gilt als Makel.

Ein paar alte Stasi-Leute muss er jetzt sogar »Kollege« nennen.

JÜRGEN FUCHS Sie kommen ins Archiv und treffen einen Offizier der ehemaligen »Staatssicherheit«. Sie kommen in die Kartei und treffen einen zuständigen Offizier. Sie kommen ins Magazin und treffen einen zuständigen Offizier – ja, was für eine Grobheit, kann ich nur sagen! Was für ein Mangel an Sensibilität! Verstehen Sie: An dieser Stelle beginnt die Entfremdung. ►

1998 tritt Jürgen Fuchs protestierend aus dem Beirat der »Gauck-Behörde« aus. »Als ich gestern die vielen klugen Gedanken hier hörte, begriff ich, dass wir verloren haben«, schreibt er in einem Sitzungsbericht.

Da ist nicht viel geblieben von den Früchten jenes Winters. »Neues Forum«? Eine Randerscheinung. Das Bürgerkomitee von Erfurt? Nur noch eingetragener Verein. Die berühmte »Umweltbibliothek Berlin«? Hat Konkurs angemeldet. Die Spaßgesellschaft will »Normalität« und Vergessen. Die Ankläger

fühlen sich in die Rolle der ewigen Störenfriede gedrängt. Das neue, größere Deutschland, das sich für moralisch und politisch überlegen hält, quält sie mit anonymen Anrufen, Fäkalien-Paketen in der Post, vereinzelt mit Morddrohungen. Der Bundesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen sagt über die sog. »Aufarbeitung« in einer zentralen Behörde:

► SPRECHER (ZITIERT) »Dieses Verfahren verteidige ich gegen eine institutionalisierte Revolution, die darauf hinausläuft, dass der Wohlfahrtsausschuss der Erleuchteten die Ordnung jeweils aktuell festlegt – nach Normen, die nur den Erleuchteten zugänglich sind.« ►

Am 18. März 2012 wird Joachim Gauck zum Präsidenten der Bundesrepublik Deutschland gewählt.

Die Whopper-Invasion

Über die Verwestlichung des Ostens

Veränderungen im Reich des »Existierenden Sozialismus« deuten sich schon 1988 auf einer Reise in die südlichen Republiken der Sowjetunion an. Der offizielle Begleiter aus Moskau bringt uns mehr als einmal durch seine pointiert kritischen, lauthals geäußerten Bemerkungen in Verlegenheit. Er hat überall etwas zu meckern. Aus alter Vorsicht halten wir uns zurück – und schämen uns insgeheim, den guten Slava als Provokateur zu verdächtigen.

Es ist ja kaum zwei Jahre her, da hat man uns zu Beginn einer Journalistenreise von Berlin nach Sachsen und Thüringen in eine Pankower Gästewohnung verfrachtet und zweieinhalb Tage aus »technischen Gründen« dort einquartiert. Das Journalisten-Visum erlaubt keine vorübergehende Rückkehr in unsere Wohnung westlich der Mauer, zu Sohn und baby-sittender Großmutter – kaum 15 Kilometer entfernt. Wir selbst finden es lächerlich, bei unseren Gesprächen konspirativ auf den Balkon zu gehen.

1989 implodiert also der »Ostblock«, und nacheinander gehen alle Türen auf – zum Beispiel nach Cluj. Die Stadt im Nordwesten Rumäniens hat 350 000 Einwohner, hieß früher Klausenburg und war bis 1867 Hauptort Siebenbürgens. Auf Rumänisch und in Gruselfilmen heißt die Landschaft im Karpatenbogen «Transsilvania» (*lat. »Jenseits der Wälder«*).

Als einer der letzten Diktatoren Europas herrschte Nicolae Ceaușescu 22 Jahre lang mit Hilfe der Geheimpolizei *Securitate*. Der »Große Kommandant«, »Titan der Titanen«, »Sohn der Sonne« und wie ihn die Staatsdichter sonst noch anhimmeln durften, wurde mit seiner Ehefrau Elena beim Volksaufstand im Dezember 1989 vor laufenden Kameras erschossen.

1999 ist Rumänien eine Parlamentarische Republik, aber Träumen gilt noch immer als Hauptbeschäftigung in diesem Land.

◀ BOGDAN We are, in a few words, free and we can do almost anything, what we want. But you see... It's a very big BUT!

ERZÄHLER Ein sehr großes »Aber«, sagt Bogdan. Wie die meisten seiner Generation und Bildungsschicht spricht er geläufig die zweite Landessprache Rumäniens: Englisch. ▶

»Tagträume in Transsilvanien – Der rumänische Blick nach Westen«, BR 1999

Das Haus, in dem er wohnt, ist 70 Jahre alt. Es war einmal der letzte Schrei: Abgerundete Ecken, Flachdach – Bauhaus-Architektur. Jetzt bröckelt der Beton, die Balkongeländer rosten, der Fahrstuhl funktioniert nur ab und zu. Wieder einmal ist der Strom ausgefallen. Die Stadtverwaltung hat Schulden beim staatlichen Elektrizitätswerk.

Bogdan ist 25 und zählt sich zu den Glückspilzen. Er hat eine Anstellung als Techniker beim Radiosender Cluj. Seine Frau, studierte Anthropologin, arbeitet in einer Wechselstube als Kassiererin. Eine Cousine ist Tänzerin und lebt jetzt in Paris. An der Rumänischen Oper tanzte sie für 30 Dollar monatlich.

Fast täglich andere Protestmärsche. Freitag marschieren die Medizinstudenten, Sonnabend die Schauspieler – achtzig Komödianten, auch Tänzer und Opernsänger, manche im Kostüm. Ein eher trauriges Häuflein, als würden sie gerade abgeführt, flankiert von Militär in scheckigen Sommeruniformen, die wie Kampfanzüge aussehen. Motto des Umzugs: »Das Schweigen der Lämmer«.

»Pro Jahr«, sagt mir unterwegs ein alter Darsteller ins Mikrophon, »bringen wir grade noch ein einziges großes Stück heraus. Und wir selbst verdienen weniger als Fabrikarbeiter«. Junge Kollegen nächtigten in den Räumen des Nationaltheaters – kein Geld für 's eigene Zimmer.

Der Zug der Komödianten baut sich vor der Präfektur auf. »WARNSTREIK« steht auf selbstgemalten Transparenten. Aber niemand zeigt sich am Fenster, niemand winkt ein bisschen vom Balkon. Die Künstler singen – »Nabucco«, Gefangen-Chor.

► BISTRO-ATMO »HUNGRY BUNNY« | STIMMENGEWIRR MIT HIP-HOP-UNTERMALUNG

ERZÄHLER Die Restaurants dröhnen von Popmusik, dass man das eigene Wort nicht versteht. Eine windige Agentur annociert die Gratis-Ausbildung zum Mannequin. Kneipen, auch *Club* genannt, heißen »Melody«, »My time«, »Diesel«, »Dailight«, »The King«. Das Café am Fluß heißt »Café River«, dort wird heute Abend »Miss River« gewählt.

Dieser Fast-food-Laden heißt »Hungry Bunny«. Alles neu, neonhell, abwaschbar – wie aus dem Legobaukasten. Essen in Plastikboxes: Whopper, Cheeseburger, Donuts, Kebab. Das Personal in einheitlichem Pink steht aufgereiht hinter dem Tresen, die Augen auf Null. Cool ist kein Ausdruck. Überhaupt scheinen alle – Zugschaffner, Verkäuferin im Supermarkt, Hotelrezeptionist – ihren Job abgrundtief zu hassen. Und die Kundschaft noch mehr.

DER MARKT | FRAUENSTIMME SINGT EINTÖNIGES BETTEL-LIED | LITANEIHAFTE WIEDERHOLUNGEN | BOLLERWAGEN-GERÄUSCH

ERZÄHLER Die Frau ist in schwarze, staubige Lumpen gehüllt. Kein bestimmtes Alter. Eher noch jung. Auf einem primitiven Wägelchen zieht sie einen kranken Knaben durch das Marktgewühl. Verwachsen, apathisch hockt er auf dem Karren – Ihr Bruder? Ihr Sohn?

Sie versteckt sich nicht, die Armut in Rumänien;bettelt vor den Kirchen; hockt in Hauseingängen; streckt uns Maiglöckchen entgegen – eine Handarbeit, einen Taschenspiegel. Straßenkinder werfen sich in angelernter Jammergeste auf die Knie.

KREUZBLENDE: GESCHÄFTSSTRASSE, INNENSTADT

ERZÄHLER Die Geldsäcke aus Bukarest röhren im Luxusschlitten durch Cluj. »Porsche Romania« rechnet mit 3000 Neuwagen-Verkäufen in diesem Jahr. Nur 10 Prozent der Rentner können sich noch Kleidung kaufen, 50 Prozent der rumänischen Kinder unter fünf Jahren leiden an Blutarmut«.

In allen Büros der Wurstfabrik »Maestro«, die wir besuchen, hängt ein Spruch von Ted Turner, dem US-amerikanischen Medienunternehmer: LEAD, FOLLOW OR GET OUT OF THE WAY! – »Führe, gehorche oder verpiss Dich!«

HALLIGER RAUM | VERKEHRSGERÄUSCHE IM HINTERGRUND

ERZÄHLER Andrei und Stefan sind diplomierte Kommunikations- und Wirtschafts-Wissenschaftler – zwei sympathische, entspannte »Jungs von nebenan«. Beide haben gerade ihre langen Dreadlocks abgeschnitten. Sie beschäftigen zur Zeit fünf Leute, Kumpels vom gleichen Semester. Das Büro: noch eine bessere Studentenbude. Computer, Kopierer – alles wie vorübergehend hineingestellt. Mit den Vertretern des Weltkapitals trifft man sich lieber im Café.

ANDREI | STEFAN (ÜBERSETZT) Seit ein paar Wochen haben wir mit einer rumänischen Partei einen Kontrakt gemacht. Diese Partei ist im Moment ziemlich klein. Sie ist im Parlament, glaub' ich wenigstens, mit ein oder zwei Leuten. Aber bei der nächsten Wahl denken wir, dass sie ziemlich groß wird. Es ist eine Partei auf der rechten Seite.

Die Rumänen sind ein ziemlich schwer kontrollierbares Volk. Man braucht Disziplin, einen Leader! Wir wollen einen Trend bauen: Bei den Rechten zu sein, heißt Ordnung. Heißt ein klares Leben. Heißt Kapitalismus. Man lebt nicht anarchisch. So in etwa... Und man muss an Gott glauben.

RUMÄNISCHE PFINGSTGEMEINDE | DIE ERREGTEN STIMMEN DER GLÄUBIGEN

ERZÄHLER Rotwangige Bäuerinnen, blasse Kleinstädter in haltloser Verzückung, betend, schluchzend. Eine Reihe solcher Bethäuser umzingelt nun auch die Stadt Cluj – neu, solide, riesig. Ihre Weißblechdächer blinken von den Hügeln. Ehre sei Gott und dem Kapitalismus! Jeden Sonntag prophetisches Stammeln, ekstatisches Zungenreden. Landung des Heiligen Geistes. Hauptstoßrichtung: Die Katholiken und Orthodoxen unten im Tal... ►

Buddha als Management-Consultant

In Erwartung der EU-Mitgliedschaft, die am 1. Mai 2004 feierlich besiegt werden soll, entwickeln sich auch unsere tschechischen Nachbarn zu Musterschülern des Kapitalismus:

◀ AUTOR Libor Malý, Jahrgang 1968, dirigiert die größte Job-Börse in Tschechien, *LMC – Electronic Job Market*. 40 000 User loggen sich hier täglich ein.

LIBOR MALÝ This is my teacher... AUTOR (AUF DAS ENGLISCHE ORIGINAL) Ein Online-Lama aus Tibet. Er sendet Botschaften im Netz. »Buddha war der beste Management-Berater, dem ich je begegnet bin!« ►

»Ein europäisches Haus – Prag auf acht Etagen«, MDR 2008

Der Büro-Komplex in der fünften Etage reicht bis zur nächsten Querstraße. Vor dem Eingang, selbst-leuchtend, eine kleine Buddha-Statue mit dem Firmen-Logo: »*Spojení s elitou*« – »In Kontakt mit der Elite«.

Das Feature beschreibt ein fiktives Prager Mietshaus, in dem tschechische, österreichisch-ungarische, tschechisch-deutsche, jüdische und europäische Vergangenheit und Gegenwart versammelt sind – vom Obdachlosen in der U-Bahn-Station (Souterrain) bis zu diesem erfolgreichen Unternehmer im Penthouse.

Fünf Stockwerke, zehn Geschichten und ein Erzähler, der wie Pan Tau durch Mauern und verriegelte Türen gehen kann. Die Protagonisten müssen nicht erfunden werden. Sie existieren im Original-Ton. Nur das Gebäude, in dem sie alle zusammentreffen, ist virtuell – zusammengesetzt aus den Wohnungen, Treppen und Winkeln vieler alter Stadthäuser zwischen Wenzelsplatz, Karlsbrücke und Altstädter Ring.

◀ TÜRGERÄUSCH | TIBETANISCHE MUSIK | LIBOR MALÝ

I was born in Prague in 1968. I was two, three months when the Soviet army came to Prague to liberate us from this Western capitalistic deviation ...

AUTOR (ALS ÜBERSETZER UND ERZÄHLER) Er war noch ein Baby, als die Rote Armee erschien, um die Prager von der »kapitalistischen Verirrung« zu befreien, die damals grassierte, sagt Herr Malý.

Auf einem Foto sieht man ihn im Kinderwagen, ein sowjetischer Tank biegt grade um die Ecke.

Der Mann ist heute »praktizierender Buddhist: Buddha lehrt, wie man als Boss mit 180 Leuten richtig umgeht«. Seine *Feng-Shui*-Beraterin hat den kleinen elektrischen Brunnen ausgesucht. Auch der Kristall, der von der Decke baumelt, ist *Feng Shui*. »Konzentriert die Energie und führt zur Erleuchtung.«

LIBOR MALÝ There is more control of what's happening in the office!

AUTOR (ÜBERSETZT) Alles läuft dann im Büro kontrollierter ab.

LIBOR MALÝ What I want to show you is this thing ...

AUTOR Ein kurioses Etwas aus Kupfer, sieht aus wie ein Vogelhäuschen. Ein Kabel führt in die Wand ... »Fängt den Elektrosmog ein und leitet ihn ab.«

LIBOR MALÝ I think it's from Germany. Completely useless – but it works! ►



Taxi nach Jericho

Bibel und Koran – die heiligen Kataster

1993 Am 13. September hat Jitzhak Rabin, Ministerpräsident Israels, vor dem Weißen Haus in Washington zögernd und jede Gemütsregung verbergend dem Führer der Palästinensischen Befreiungsfront, Jassir Arafat, die Hand gereicht. Ein kleiner Ort im Jordantal soll Sitz einer Art Übergangsregierung werden, des palästinensischen Rats. Monate vergehen – blutige Monate im Gazastreifen und in Westjordanien. Arafat lässt auf sich warten. Die Begeisterung wird schal.

Nun endlich hat die israelische Besatzung ihren Wachtposten an der Straße nach Jericho geräumt. Aber ist das schon der Friede? Wir fahren hin.

◀ ERZÄHLSTIMME 1 Die 30-Kilometer-Fahrt im Sammel-Taxi von Jerusalem nach Jericho kostet fünf Neue Shekel. Das Taxi ist arabisch. Es hat blaue Nummernschilder. Zu den Siedlungen der West-Bank mietet man ein israelisches mit gelben Nummernschildern. Kostenpunkt 100 Shekel. Kein Araber fährt dort hin.

Die Moschee von Jericho riecht neu, nach Kalk und Mörtel und jordanischen Dinar. Das Minarett ragt an die 40 Meter hoch, kalkweiß. Mizpeh Jericho, die jüdische Siedlung auf der »Höhe über Jericho«, reckt ihren schlanken Wasserturm wie einen Drohfinger zum Himmel: »Dieser Hügel ist besetzt!« Vom Berg beobachtet der Feind den Feind im Tal, der ihn beobachtet... ►

»Jericho – Hauptstadt der Ungeduld«, SFB | NDR | SR 1994

Früher einmal folgte ich den Ratschlägen meiner Freunde; sammelte Empfehlungen, Adressen, Telefonnummern. Manche waren nützlich. Doch die Zettel mit den todsicheren Tipps blieben nach und nach im Koffer. Wie viel wäre mir entgangen, hätte ich einen penibel ausgearbeiteten Fahrplan befolgt. Ein solches Korsett, das dir »in der Fremde« Halt geben soll, entsteht ja in unserer gewohnten sozialen und kulturellen Umgebung. Die Wirklichkeit vor Ort in ein vorgefertigtes Raster pressen zu wollen, wäre ein Kunstfehler.

Meine Methode heißt »Fisch-unter-Fischen«. Keine Merkzettel, kaum Adressen. Der Sprung in den Pool. In den Alltag eintauchen und mitschwimmen im Schwarm. Intuitiv, selten planvoll. Das Abenteuer des Faktischen...

Müßig zu erwähnen, dass dieser nach dem Zufallsprinzip gewonnene Spontan-

eindruck durch kluge, zähe Recherchen um andere Facetten ergänzt werden muss, die für das Verständnis der Zusammenhänge wesentlich sind).

In offenen Situationen trage ich mein Aufnahmegerät immer an den Leib geschnallt, um auf Unvorhersehbares gleich reagieren zu können – Mikrofon in der Hand, Kopfhörer auf und Recorder eingeschaltet.

So verlasse ich mitten auf der einzigen belebten Strasse Jerichos das Taxi aus Jerusalem als Ü-Wagen auf zwei Beinen (Wir benutzen ja noch Spulen-Tonbandgeräte, auffällige Kopfhörer und die aus dem Fernsehen bekannten »*Sennheiser-MD421*«-Mikrophone, in Stereo-Anordnung auf eine Schiene montiert). Schon 20 Minuten später trinken wir vor dem *PLO*-Büro Tee mit jungen Aktivisten, die dort, weil arbeitslos, stets herumhängen.

Gegen Mittag fahren wir in *PLO*-Begleitung in das nächstgelegene Flüchtlingslager, Stunden später treffen wir – oder besser: treffen uns – zwei »*Hamas*«-Mitglieder in der neuen Moschee, und in ihrem Schlepptau landen wir kurz darauf bei einer Versammlung im städtischen Kulturhaus, das von Trommeln, Sprechchören und Hassgesängen vibriert.

◀ JERICHO, KULTURHAUS | SPRECHCHÖRE | TROMMELN UND RHYTHMISCHES KLATSCHEN

IMAM | ERZÄHLSTIMME 2 (ÜBERSETZT) »Warum sind junge Männer bereit, die Erde mit Blut zu düngen? Weil sie überzeugt sind, dass dieses heilige Land nur befreit wird durch den *djihad*, den heiligen Krieg, und das Märtyrertum... Mit den Revolutionären ist Allah!«

»Unser Volk«, ruft beschwörend der Imam im wüstenbraunen Burnus, »wird kein Sandkorn Palästinas preisgeben. Unsere Schüsse sprechen deutlich... Oh Schüsse, ertönt laut! Brennt! Macht Feuer unter den Sohlen der Feinde! Jerusalem, die Hauptstadt, gehört uns, den Moslems – nicht den Söhnen der Schweine und Affen!◀

Mein Kopfhörerset verrät mir, wo das Mikrofon hin möchte. Es ist soundsüchtig (und musterhaft objektiv!). Es gibt sich nicht zufrieden mit einem Diskretionsabstand, den mir mein schlechtes Gewissen, professionelle Ethik-Regeln oder aufsteigender Ekel diktieren möchten. Schreibende Kollegen, ja selbst die Kameraleute des Fernsehens haben es leichter, Distanz zu wahren. Aber das Mikro will »ran an den Speck«, 30 Zentimeter vor die Schallquelle im Idealfall, und sei's der geifernde Mund eines Hasspredigers.

Zwei Jahre vorher, in Zagreb während der letzten Zuckungen des zerfallenden Mehrvölker-Staates Jugoslawien, hatte mich mein Mikrofon bei einer überfüllten

Pressekonferenz in die Mitte des kompletten kroatischen Generalstabs dirigiert. Ein Blitz, ein Knall, musste ich denken, und der Balkankrieg wäre beendet. Meine Biographie leider auch.

Der Denkapparat ist in solchen Momenten nicht ausgeschaltet, im Gegen teil: Er läuft auf höchsten Touren. Ich dokumentiere, versuche gute Arbeit zu leisten, beobachte den Ausschlag der Pegelanzeige an meinem Aufnahmegerät. Im Freien schirme ich mein Mikro gegen Windböen ab. Ich achte auf die Stereo-Balance. Meine Technik nimmt mich in Anspruch, und dabei versuche ich, mir Bilder einzuprägen (Räume, Gesichter, relevante Details).

Alles läuft vollautomatisch. Das Fazit aber werde ich nach meiner Rückkehr zu ziehen haben – als Autor.

◀ HISHAM PALACE HOTEL, JERICHO | LOBBY | HALLENDE SCHRITTE

ERZÄHLSTIMME 1 Mr. Rajai Ishaq Abdo, Bachelor of Arts der University of Maryland, führt uns durch das einzige, menschenleere Hotel der Stadt Jericho. Die Halle wie ein aufgelassener Ballsaal, verschlissen und verstaubt. Aus den Sitzpolstern der Barhocker quillt gelber Schaumstoff. Lange her, dass hier die *Happy Few* des Nahen Ostens ein und ausgingen – Abdullah, Emir Transjordaniens; Hussein als Kronprinz.

RAJAI ABDO On the eastside of this lounge will be the future office of Mr. Arafat.

ERZÄHLSTIMME 1 Die Tür klemmt noch ein wenig. Herr Abdo sieht schon alles lebhaft vor sich: die Büros der Arafat-Berater, Luxus-Suiten und zwei Dutzend Zimmer mit 5-Sterne-Service.

RAJAI ABDO I hate to give you an example: Las Vegas or Atlantic City or Palm Springs, California... We can attract people from all over the world...

ERZÄHLSTIMME 1 Schon kreuzen sie im offenen Sechszylinder 325-i durch viel zu enge Strassen – Söhne reicher Landlords; Herren privater Quellen, die mit Wasser fett geworden sind ; Bananenfarmer und Projektmacher von auswärts. Intifada-Profiteure. Reiche Gönner wollen für die Selbstverwaltung 600 Millionen Dollar springen lassen. Solcher Segen will verteilt sein. Zehnjährige Steinewerfer werden dann nicht mehr gebraucht. ►

In dieser »Orientierungsphase« unseres Aufenthalts muss ich eigentlich nur zuhören und Tonbandspulen wechseln. In seltener Deutlichkeit werden die Grundwidersprüche dieser Gesellschaft hörbar: Wir oder sie, Schwarz oder Weiß. Jede Seite möchte uns zum Sprachrohr ihrer Propaganda machen. Und alles, was sie sagen, landet zunächst ungefiltert auf dem Band (und in meinem Hirnspeicher).

Dies zum Beispiel in Jerusalem:

◀ MANN God gave us this land! It's clear that we survived 2000 years of exile returning to our land (...)

STIMME BLEIBT IM HINTERGRUND ERHALTEN | DARAUF: ERZÄHLER 2 (ÜBERSETZT UND BESCHREIBT) »Gott gab uns dieses Land – nach 2000 Jahren Exil. Nur erstaunlich, dass die Kinder Israels nicht mehr von den Nazis gelernt haben! Ich meine – nicht Araber killen. Schließlich sind wir keine Nazis — Nein, die einfach rausschmeißen aus unserem Land!«

Der Mann trägt Patriarchenbart und Aktentasche. Vermutlich kommt er geradewegs von seinem Job in einem der Bürohochhäuser. Ein behagliches Feierabend-Lächeln spielt um seinen Mund.

»Wir sollten uns schon etwas von der negativen Energie der Nazis gönnen – dieser Mordnation, und ich schließe Sie persönlich ein und alle Exemplare Ihrer Gattung! Die Erfahrung können wir doch nutzen, für die große Säuberung. Oder nicht?«

Und das Feierabend-Lächeln bleibt wie eingebrennt, und dabei wippt er mit den Füßen. Ein paar Zuhörer bewundern seine Eloquenz. ►

Anderntags:

◀ ERZÄHLSTIMME 1 Herr Esched, aufgewachsen in Australien – lässig, Jeans und Turnschuhe – ist Sprecher der Siedlung Mizpeh Jericho. Er nennt sie *Yishuv*, wie die Pionerdörfer der ersten Zionisten. Kein Schießeisen. Vom Typ her ist Herr Esched nicht der radikale Siedler aus dem Fernsehen.

ESCHED Right now we see the Jordan Valley – the lowest point on the earth.

ERZÄHLSTIMME 1 Auf dem höchsten Punkt der Siedlung steht die neue Synagoge. Ein biblischer Ausblick! Es gibt kein besseres Wort. Von hier oben schwingt der Blick, herrlich befreit, durch die Jordansenke bis

zum Hochland von Amman, Jordanien. Ein Gewoge kahler, brauner Hügelketten – eine und dann noch eine und noch eine. Überwältigendes Pathos einer Urlandschaft. Irgendwo die Grenze – Panzersperren, Minenfelder, Niemandsland. Hie und da Nomadenzelte. Esel, mageres Rindvieh, Rauch steigt auf.

ESCHED 3500 years ago according to what I believe (...)

ERZÄHLSTIMME 1 (VOICE OVER) Und schon beginnt Herr Esched dieses Bibelpanorama auszumalen: mit Moses und den Kindern Israels: »Da unten haben sie kampiert! Die erste Stadt, die sie eroberten, war Jericho.«

ESCHED When they came across the river, certainly there was an angel...

ERZÄHLSTIMME 1 »Zu Josua sagte dort der Engel: Zieh' aus deine Schuhe | denn der Ort, auf dem du stehst | ist heilig!« Herr Esched zeigt auf irgend einen Punkt: »Bei diesem Steinhaufen ist König Saul gesalbt worden«

ESCHED There! You can see the place... This is where Eliza went up to heaven in a fiery wagon...

ERZÄHLSTIMME 1 »Und dort« – ich soll ihm ruhig glauben – »ist der Platz, von dem Elias mit dem Feuerwagen in den Himmel auffuhr. Gleich da drüben! «

ESCHED This is where it happened!

ERZÄHLSTIMME 1 Für Herrn Esched ist die Bibel Archäologen-Atlas, Kataster-Verzeichnis, Handbuch für den Generalstab... »Wer Jericho hat, hat Jerusalem!« ►

Nachtgespräche in Damaskus

1995 Eine Party, freilich ohne Alkohol. Wir sind eingeladen. In den Nächten, sagte uns Achmed, unser Dolmetscher und Location-Scout schon in Berlin, sind die Damaszener »bei sich selbst« – privat, in ihren goldbestickten Hausschuhen. Sie reden unverschleiert.

In einer Vorstadt an der Straße Richtung Beirut treffen wir Achmeds Freunde. Kultivierte Mittelklasse, Klein-Europa: den Besitzer eines Elektronik-Ladens, eine Lehrerin, den Mediziner, der in England und Amerika studiert hat, eine Tierärztin (sie nennt sich stolz *hadjieh*, denn sie war auf Pilgerfahrt in Mekka), ein Gelehrten-Ehepaar – beide Physiker, ihr Studienort war Dresden/DDR – und die rätselhafte Schöne, die sich als Marxistin vorstellt, ausländische Bücher übersetzt und als einzige allein lebt.

Sie streiten über Religion, den ganzen Abend lang. Das Thema, sagt Achmed, kommt nie aus der Mode.

99 Namen hat Allah: der Allbarmherzige, der Makellose, der Erschaffende, der Allverzeihende, der Allernährende, der Gerechte, der Gewaltige... Achmed sagt sie alle auf. Der Freund aus Berlin ist Syrer von Geburt. Er kennt jeden Winkel in Damaskus. Und er hat ein Auto. Ein Glücksfall für die zweiwöchige Arbeit an unserem Feature »Nachtgespräche in Damaskus« (NDR | SFB | BR 1995).

Achmed spricht *life on tape* – luppenrein an Ort und Stelle, beinah alles »sendbar«.

Heidrun und ich wollen verstehen, nicht urteilen. »Islamismus« ist Mitte der Neunziger Jahre noch kein Synonym für weltweite Bedrohung. Aber erste Besorgnisse tauchen in der öffentlichen Debatte bereits auf. Im Militärstaat Syrien herrscht eine labile Spannung zwischen religiöser Tradition (75 Prozent Sunnit, 15 Prozent Christen) und der alawitisch dominierten, nach außen hin säkularen, autoritären Staatsmacht. Eine Woche lang erleben wir eine verwirrende Mischung aus Offenheit und Scheu, Erhabenes neben dem Banalen, Heiliges und Scheinheiliges.

◀ ERZÄHLER (IN DER ROLLE DES AUTORS) Heute nix los in Damaskus. Leila, die Schöne der Nacht, sitzt als Mehrfachkopie gelangweilt in der Bar »Paris« und wartet auf das Dollar-Wunder. Nachsaison. Die reichen Freier aus den Ölstaaten sind abgereist. Nix los auch im »Sultan«, im »Messe-Casino«, im »Gigolo«, im »Moulin Rouge«. Wir fahren ins »Kasr«.

IM NACHTCLUB WERDEN DIE INSTRUMENTE GESTIMMT

ERZÄHLER Heute ist Familientag mit Bauchtanz.

TÄNZERIN I'm from Romania. My name is Lucy.

ERZÄHLER Es gibt keine syrischen Tänzerinnen in Damaskus.

AUTOR (ALS REPORTER | ACHMED ÜBERSETZT) Würden Sie ihre Tochter hier tanzen lassen?

ERZÄHLER Der Besitzer schüttelt vehement den Kopf.

BOSS Ob sie tanzt oder sich prostituiert, bleibt sich gleich...

GESCHÄFTSFÜHRER Dann wird die Familie dem Mädchen eher den Kopf abschneiden.

BOSS Und sowas ist schon vorgekommen. Die Basis unserer Gesellschaft ist die Religion!

ERZÄHLER Nun endlich tanzt sie – Lucy from Romania. Nicht gut, nicht schlecht. Die Nummer dauert keine acht Minuten. Alle sind begeistert, auch der Boss und sein Geschäftsführer. Familienväter stecken Lucy bündelweise Lira in den Ausschnitt.

HARTER ÜBERGANG: AUSSEN-ATMO MIT ENTFERNTEM GETROMMEL UND EINZELNEN SCHÜSSEN

ERZÄHLER Madierá ist ein Vorort von Damaskus, konservativ bis ins Mark (...) Die männliche Jugend tobt durch das stockfinstere Dorf, stampft und schreit und fuchtelt mit Pistolen. Sie küssen einander im Scherz: So und so und so wird er's machen mit ihr! *Allah u akbar!* rufen sie im Chor – »Gott ist groß! Er soll ihn stärken! Kraft und Ausdauer für unseren liebsten Na'im, auf dass er lange durchhält!«

IM HAUS DES BRÄUTIGAMS

Na'im, ein weißes Handtuch um die Hüften, ist der Champion in diesem Match. Von seinen Kumpels wird er gesalbt, geschminkt, frisiert, gefönt, mit Goldflitter bestäubt. »Heute Nacht, mein Junge! Heut' Nacht!« ►

Der Raum ist niedrig, voll schwitzender Körper. Sie stossen, stampfen, hüpfen. Und über den Köpfen dieses Pistolengefuchtel. Mit meinem Tonbandgerät, von Kabeln umwickelt wie Laokoon von den Schlangen des Apoll, hocke ich in einer Fensternische. Die Hände glitschig, das Hemd durchweicht, die Brille beschlagen, der Lärm kaum auszusteuern. Platzangst, wie selten. Blutbad-Visionen. »Jede zehnte Hochzeit endet unbeabsichtigt mit Schusswunden«, hatte Achmed gewarnt. Lache Bajazzo!

Am anderen Ende des Dorfes: 250 Frauen auf dem Flachdach eines neuen Hauses. Mit Teppichen und großen Tüchern ist die Party gegen Männerblicke

abgeschirmt. Dort ist Heidrun *under cover*, mit ihrem kleinen schwarzen »Sony Walkman Professional« unter der Bluse und Mini-Mikros (*OKMs*) in den Ohren.

Die Braut wie eine Teepuppe, so reglos, eingerahmt von ihren Jungfern, weiß und glänzend, perlend, wolkend, bauschend, glitzernd. Lebensgroße Nippssachen

Das alles wird mir Heidrun hinterher erzählen. Sie ist fabelhaft im Beobachten – Augen, wo ich nur Ohr bin.

Wochen später stellen wir in unserem Berliner Studio die Parallelität der Ereignisse wieder her. Das Medium rafft Zeit und Raum und vereinigt die getrennten Frauen- und Männergruppen der Hochzeitszeremonie in der »künstlichen Realität« einer Radiosendung.

Provokanter Marsch durch Ost-Jerusalem

»Der beste Platz des Reporters« – wer hat das gesagt? – »ist zwischen allen Stühlen«. Dahin gerate ich bei jedem »heißen« Thema. Beispiel: Wem »gehören« die heiligen Stätten in Jerusalem?

Vor dem Jahr 2000 mit der zweiten *Intifada*, was auf arabisch »Abschütteln«, »Wach werden« oder »Sich erheben« bedeutet, war das noch ein Krieg der Worte. Nach unserem ersten Besuch in der Stadt habe ich mich in die Mailing-Lists beider Seiten eingetragen. Und schon tobt die Auseinandersetzung auf meinem Bildschirm. Alle 60 Sekunden ein neues Webcam-Bild der Klagemauer – live <www.thewall.org>. Der Surfer kann Gebete abrufen oder seine Anliegen virtuell in den Mauerritzen deponieren. Bei Unklarheiten hilft ein Mausklick auf das Ikon »Ask a Rabbi«, welcher den israelischen Anspruch auf den Tempelberg theologisch untermauert.

Eine arabische Website listet »Israelische Akte der Aggression gegen die Al-Aqsa-Moschee« seit Juni 1967 auf. Muslime beschuldigen die Regierung in Jerusalem, Pläne zur Zerstörung ihrer heiligen Stätten und Errichtung eines »Dritten Tempels« insgeheim zu unterstützen. Jüdische Autoren brandmarken den Kult um den »Tempelberg« (arabisch: *Haram Esh-Sharif* – das »Vornehme« oder »Erhöhte Heiligtum«) als politisch motiviert und »widerlegen« seitenlang dessen religiöse Bedeutung für die Muslime.

► ERZÄHLER... No one in the world will stop the plans of Jahwe. Praise the Lord! – Jerusalem auf ewig unser... Ungeteilte Hauptstadt – Fight

and die for the Haram, the house of God – Allah u akbar! – Die Bibel hat recht! Der Koran hat recht! Der Talmud... ►

»Berg der heiligen Zwietracht«, NDR 2000

Das von der Christenheit gefeierte »Heilige Jahr« lenkt die Aufmerksamkeit der Welt wieder nachdrücklich auf diesen politisch-religiösen Hot Spot. Ich schlage meiner Redakteurin vor, die Botschaften aus dem Netz per Studio-Montage mit der jeweils beschriebenen Realität zu verlinken. Ein Sprecher wird die Texte lesen und hast-du-nicht-gehört sind wir mitten in der betreffenden Stereo-Kulisse. Propaganda und Wirklichkeit ergänzen und kommentieren einander.

Wie so oft bietet sich ein alternatives Erzählschema an: Meteorologen haben starken Schneefall für die nahöstliche Region angekündigt. Seit dieser »Katastrophen«-Meldung beherrscht das drohende Naturphänomen alle Medien. Man bereitet sich auf das Schlimmste vor, legt Vorräte an, richtet Versorgungsstellen für Lebensmittel ein, nachbarschaftliche Notgemeinschaften bilden sich. Das Durzend Schneepflüge der Jerusalemer Stadtverwaltung wird eilig betankt. Fernsehkommentatoren und Philosophen erklären die aufkeimende Panik mit der israelischen Belagerungs-Mentalität: Man möchte vorbereitet sein. Tatsächlich lähmmt der Schneefall das öffentliche Leben fast vollständig. Taxifahrer verweigern uns die Fahrt ins Ost-Jerusalemer Kidron Tal. Bis über die Knöchel im Schneematsch stapfen wir zu verabredeten Interviews. Am zweiten Tag ist alles vorbei. Die Belagerung wird aufgehoben. – »Schnee über Jerusalem« hätte das Feature über die tief sitzenden Ängste einer bedrohten Stadt heißen können. Zuweilen bedauere ich noch heute, nicht diesen Rahmen gewählt zu haben.

Arabs have dug 10 meters – 33 feet – deep over a large area next to the so called Solomon's Stables in order to build a new entrance to the area«, meldet die Homepage der »Getreuen des Tempelbergs«, einer Gruppe um den radikalen Ex-Offizier Gershon Salomon. »On top of the Olive Mountain, in front of the Temple Mount, we shall swear again faithfulness to Jerusalem as we did 2586 years ago.«

Auch die »*Jerusalem Post*«, die wir beim Frühstück im *American Colony Hotel* aufschlagen, kündigt einen provokatorischen Marsch durch den arabisch bewohnten Ostteil Jerusalems an.

Und so marschieren sie am frühen Abend – die radikalen »Frauen in Grün«, martialische Gruppen wie »Hüter der Stadt« und »Zho arzenu« (»Das ist unser Land«) und »Jeruschalayim Schelanu« (»Jerusalem gehört uns«). Und natürlich die »Getreuen des Tempelbergs«, die den Felsendom und die Al-Aqsa-Moschee am liebsten in die Luft jagen und noch zu ihren Lebzeiten durch einen »Dritten Tempel« ersetzen möchten. Fackeln und Fahnen.

Sie nennen es »*Alya*« wie die ersten Zionisten – »Besiedelung«, »Landnahme«. Hier im palästinensisch bevölkerten Kidron-Tal wohnt der Feind. Aufreizendes Frontgefühl. Junge kräftige Männer mit Brooklyn-Akzent tragen Cowboy-Stiefel und Gebetsriemen. Eine Frau hält das Computer-Bild des »Dritten Tempels« wie eine Ikone. Walkie-Talkies kreischen. Fahnen knattern. Aufgeregtes Blaulicht, Schlagstöcke, Maschinenpistolen. Die Teenager des Stadtteils drängen sich in Gruppen hinter Sperrketten aus gleichaltrigen israelischen Soldaten. Coole Sprüche fliegen hin und her. Signallaternen blinken Nachrichten von einem Hang des Tals zum andern.

Und der Deutsche mit dem Aufnahmegerät, der bei seinem ersten Israel-Besuch 1964 gleich nach der Landung im Hafen von Haifa zu hören bekam, dass seine Muttersprache, die Sprache der Mörder, in diesem Land nicht erwünscht sei, und der bei der Orangenernte im Kibbuz eine Art Sühne-Arbeit leistete wie andere seines Jahrgangs – er marschiert mit den ultraradikalen Kindern und Enkeln der Holocaust-Generation, um deren Hassparolen einzusammeln.

Aus Lautsprechern schallt die schneidende Stimme Nadia Matars, der Jean d'Arc der Siedlerbewegung: »Der Tempelberg muss wieder unser sein!«

Wer glaubt, wird selig

Der verlorene Sohn



◀ ERZÄHLER (IN DER ROLLE DES AUTORS):

Fronleichnam 1950. Ich war zehn. Auf dem Domplatz standen wir in Blöcken: Block der Priester, Block der Nonnen, Block der Mönche. Frauen-, Männer-, Kinderblock. Wir – die kleinen Bräutigame mit schwarzen Strümpfen. Die Mädchen weiße Bräute. Die Kirche schoss Salut mit Übungsmunition zur Ehre Gottes. Und bei jedem Schuss zuckten wir zusammen. Wie ein Windstoß fuhr es in den Kinderblock. BAM und BOM und BAM brüllte die »Osanna« über uns, die Riesenglocke, aus dem Weihrauch. Aufgescheuchte Krähen kreisten um die Domkuppel. Aus den Blöcken formte sich ein Zug: bleiche Nonnen, blasser durchsichtiger Priester. Dann wir Zwerge. Und die Böllerschüsse immer tückisch – BUMM – von hinten.

Seit damals bin ich schreckhörig. Ein psychischer Defekt, ein Knacks. Ich fürchte, dass beim Glockenläuten immer gleich das Schießen losgeht. ►

»Ohr Schlacht Feld«, Hörspiel, Hessischer Rundfunk, 1990

Auch das ist Bestandteil meines biographischen Ich: Die Erinnerung an die katholische Kindheit, an die peinlichen Befragungen im Beichtstuhl, die Angst vor grausamen Strafen im Jenseits. Sie kehrt immer noch als dumpfes Echo zurück, besonders an kirchlichen Hochfesten, wenn sich rund um den Dom unserer groß und geschäftig gewordenen Kleinstadt der Pomp der römisch-katholischen Weltkirche entfaltet.

In einem Jesuitenbau aus dem 16. Jahrhundert ging ich in die Grundschule. Mein erstes Medienerlebnis, ein Lehrfilm – schwarz-weiß und verregnet – handelte vom Hochzeitstanz der Bienen und hatte den Krieg überlebt. Heidrun, von mir damals noch unentdeckt, ging schräg gegenüber in die Mädchenschule.

Wo jetzt das Kaufhaus steht, war unser Pausenhof, nur für Jungs natürlich, eine Art Schafspferch, in dem die verschüttete Schulspeisung herum schwamm, Nudeln mit Fleischfäden oder dicker Kakao mit bläulich schimmernder Haut. Und wenn es eine Scheibe Ananas gab – die kam in Dosen aus den USA – war Feiertag. Die Ananas-Skulpturen als Zierrat auf den Dächern der fürstäbtlichen Prachtbauten (ein exotischer Modegag des 18. Jahrhunderts) waren wie Ankündigungen der nächsten Lieferung durch das amerikanische Hilfsprogramm *CARE*.

Vor dem Schloss ein tonnenschwerer Heiliger: St. Bonifatius – Benediktiner-Mönch aus dem englischen Crediton, von Papst Gregor II mit der Germanen-Mission beauftragt, später Erzbischof und päpstlicher Legat. Er sandte um das Jahr 744 katholisch-geweihte Haudegen in das ostfränkische Chatten-Land, das heutige Hessen – ein Urwald voll wilder Tiere und halsstarriger Eingeborener.

Die ersten »Heiden« sah ich 1954 vor dem Dom, in einem Festspiel. Der selbe Joseph Magnus Wehner hatte es verfasst, der das »Heldentum« der Studentenregimenter im Ersten Weltkrieg verherrlicht und im Oktober 1933 mit 88 anderen Schriftstellern ein Gelöbnis treuester Gefolgschaft zu Adolf Hitler abgelegt hatte.

Anfangs waren die Heiden bestialisch-wild, später lammfromm hingelagert auf dem Podium, weil St. Bonifatius »mit einem Streich« die Eiche des germanischen Donnergotts Donar umgesäbelt hatte. Und der Götze hatte keinen Mucks getan.

Mit diesem Mann sind wir aufgewachsen. Er wiegt schwer in unserem Lebensgepäck.

Ähnlich wie der gusseiserne, von der Glocken- und Kanonenfabrik Henschel in Kassel hergestellte »Missionar der Deutschen«, sahen auch die Mönche aus, denen wir auf dem Schulweg begegneten. Uns Kindern waren sie immer etwas unheimlich, wie von einem fremden Stern: das dunkelbraune

Habit aus schwerem Stoff, der Strick um die Hüfte, die Rübezahlt-Kapuze. Und nicht weniger geheimnisvoll die schwarz-weißen Nonnen, von denen man so wenig sah, wenn sie vorüber huschten, Kopf gesenkt – Büßerinnen, die hinter ihren dicken Mauern angeblich Schnaps brauten und Heilpflanzen züchteten.

»Dominus vobiscum | Et cum spiritu tuo! | Kyrie eleison | Pax domini sit semper vobiscum | Benedicat vos omnipotens Deus« – solches Kirchenlatein konnten wir im Schlaf. Jeden Freitag war Beichte. Unabwendbar.

◀ ERZÄHLER... Knie mit mageren Knabenbeinen auf dem unbarmherzig harten Holz. Hereingeschleppter Schotter knirscht im leeren Kirchenschiff. Füße scharren. Türen schlagen, Münzen klinnen. Dochte knistern. Kerzen tränern. Und draußen scheint die Sonne! Dann die beklemmende Stille des Beichtstuhls. Flüstern und Frösteln in diesem wurmstichigen Kasten mit dem Holzgitter, dahinter die schemenhafte Gestalt des Priesters in der Soutane. Die peinlichen Fragen. Auswendig gelernte Missetaten aus dem Katechismus. ►

*Ich habe Unkeusches gerne gedacht | Ich habe Unkeusches gerne getan-
allein, mit anderen | Meine Seele ist befleckt | Weil ich unschamhaft ge-
wesen bin, hängst du entblößt, mit blutigen Wunden bedeckt, am Kreuz
| Ich habe verdient, lange im Fegefeuer oder gar ewig in der Hölle zu
brennen | Weil ich genascht und Böses gesprochen habe, brennt dein
heiliger Mund vor Durst | Weil ich die Hand ausgestreckt habe zum
Schlagen, sind deine heiligen Hände ans Kreuz geheftet (...)*

»Beichtandacht für Kinder« in meinem katholischen
Gebet- und Gesangbuch 1949

»Mein schwarzes Fulda – Beichte eines verlorenen Sohns«, produziert für den Deutschlandfunk, wurde 2004 urgesendet. Unter gleichem Titel würdigte eine Autorin des HR-Fernsehens diese Heimkehr 2005, als wir Berlin nach 37 Jahren wieder gegen die osthessische Mittelstadt eintauschten, in einem Magazinbeitrag. »Dankbare Zuschauer« belohnten uns anonym mit einem voluminösen Postpaket: zehn Kilo stinkender Hühnerkacke.

Ja, ich habe gesündigt, Herr! Mit 20 las ich James Joyce: »Hier ist kein Leben – keine Natürlichkeit oder Aufrichtigkeit«, schrieb der Ire als junger Mann über sein »Dear Dirty Dublin«, die »verfluchte Pfaffenstadt«, die ihn zeitlebens nicht los ließ. Ich hatte einen Komplizen!

*»Und reiste weg in ein fernes Land« – Gleichnis vom verlorenen Sohn,
Lukas 15 / 7 ...*

Dies alles schleppt der Autor mit durchs Leben – sein »Päckchen«, wie jeder andere Mensch das seine mitschleppt. Für den Dokumentaristen aber stellt sich die Frage – und nur darum soll es hier gehen: Darf der subjektive Lebenshintergrund seine Wahrnehmung, sein Urteil, seine »Haltung« maßgeblich beeinflussen?

Ich behaupte: Er muss! Das Erlebte ist Last und Reichtum des Autors zugleich. Noch Jahrzehnte später kreisen Derivate dieser Kindheitserlebnisse in meinem Kopf. Ich muss sie nur zulassen:

◀ ERZÄHLER... Unser Mann ist ungläubig. Nein – kein Atheist. Er hat noch niemand überzeugen wollen, dass es keinen Gott gibt. Der Reporter ist nicht »gegen Religion«. Er hat nur keine mehr. Sie bedeutet ihm persönlich nichts. Sein Interesse ist beruflich. ►

»Reise zu den frommen Russen – Erlebnisse eines Ungläubigen«, SFB 1987

Oh my God! Christlicher Fundamentalismus auf dem Marsch

2001 ▲ FLUGZEUGGERÄUSCH | EINSCHLAG DES PASSAGIER-JETS IN DEN SÜDTURM DES WORLD TRADE CENTER

EINE FRAU SCHREIT: Oh my God!

FRAUENSTIMME (STUDIO | DICHT) Mein Gott!

MÄNNLICHE STIMME (NETZRADIO-TRAILER) On September 11th the world was changed, as Osama Bin Laden und his supporters have declared a Holy War on Amerika and its values. How should Christians respond? What is the real danger of Islam? Answers to those questions and more today on »Truth On The Line«...

ERZÄHLERIN (VOICE OVER) »Die Welt hat sich verändert an diesem 11. September. Osama Bin Laden und seine Anhänger riefen zum Heiligen Krieg gegen Amerika und seine Werte... Wie sollen Christen darauf antworten? Wie gefährlich ist der Islam?« ►

»Halleluja – oder Amen! Christliche Fundamentalisten auf dem Marsch.

Ein Frontbericht«, SFB + ORB | MDR | BR | HR | NDR 2003

Aus einer Projektskizze für meinen SFB-Redakteur:

Nie drängten religiöse Fanatiker aus evangelikalen und charismatischen Glaubens-Gemeinschaften mit solchem Propaganda-Aufwand an die Öffentlichkeit. In den Vereinigten Staaten, aber auch in weiten Teilen der Dritten Welt, ist ihr gesellschaftlicher Einfluss seit dem 11. September 2001 spürbar gewachsen. Selbst im stockkatholischen Brasilien kämpft die etablierte Kirche Rücken-zur-Wand gegen den Vormarsch attraktiver Heilsbringer aus dem charismatischen Spektrum. Allen gemeinsam: die unumstößliche Autorität der Bibel, Wort für Wort – ein geistlicher (und geistiger) Salto rückwärts in die Welt vor Galileo und Darwin.

► ERZÄHLERIN Die Bethallen der neuen Megakirchen brummen in Kigali und La Paz, Kinshasa, Port-au-Prince, in Harare, Moskau, Bukarest. Hundert Millionen »Charismatiker« in Afrika und Südamerika und eine halbe Million schon bei uns – in Deutschland.

»ERWECKUNGS-VERSAMMLUNG« IN DRESDEN | SPRECHCHOR Jesus! Jesus! Jesus! Jesus! | KLATSCHENDE, SINGENDE, PFEIFENDE, JAUCHZENDE FANS

PASTOR ER ist heute abend hier... Wir wollen *IHN* begrüßen mit einem kräftigen Applaus... (BEIFALL, PFIFFE) Gut dass Ihr hier seid! – Ja, come on, please! It's for you! We love you! Yeah!... Okay... Hey, seid locker!

ERZÄHLERIN Melitta-Benz-Straße 4, Dresden-Nord. In der früheren Munitionsfabrik lobpreist die Nachwende-Generation. Kein Kreuz, keine Heiligenbilder. Party-Zone mit Chill-out-Bereich, Matratzenlager. Lieder-texte werden mit dem Videobeamer auf die Leinwand projiziert.

GEMEINDE (SINGT) Mein ganzes Leben geb' ich Dir... geb' ich Dir...

ERZÄHLERIN Die Band heißt »Jesus-Burger«, der Gottesdienst »Worship-Event«. Das Outfit liefert der »Jesus-Freak-Internet-Shop«:

ZITATORIN Den »One-Million-Jesus-Freaks-Can't-Be-Wrong-Kapu« hauen wir für 25 € raus... Die Jesus-Mützen verschleudern wir für acht und die gestickte Dornenkrone für nur 28 €! ►

Scharababbabarasa... Waaaaah!

Nach Feierabend ist das Industriegebiet Rohrbach-Süd am Stadtrand von Heidelberg eine verlassene Gegend mit öden Container-Bauten. Kein Mensch, Null Verkehr auf den Straßen. Die charismatische Gemeinde, die sich abends hier versammelt, heißt »Die Taube«. Ihr Guru ist Pierrot Fey, privatisierender Geschäftsmann aus Frankreich, jetzt Leiter einer »Prophetenschule«.

◀ **GEMEINDEGESANG MIT BAND-BEGLEITUNG** Die Flut steigt
| Ich will Dich fühlen | Will Dich berühren | Ich will Dich an mich zieh'n |
Ich will Dich schmecken, Herr...

VEREINZELTE VERZÜCKTE AUSRUFE | FEY Mhmmm... Heute
abend ist ER hier... Woagh!.... Haaaah!... Fühl' Dich ganz leicht, ganz
leicht!... Mhmmm... Woaghwaawaah... Waaaaah!

ERZÄHLERIN Das ist nicht der gute alte Sonntagskreis der Betschwester. Diese tanzen, taumeln, zucken, zittern, schreien, lachen. Wunder geschehen – vor aller Augen. In dieser Kirche geht was ab!

FEY Deine Schuhe sind überflüssig – zieh sie doch aus! Hier darfst Du in der Kirche ohne Schuhe sein... Mhm... Dich ausziehen, ganz ausziehen!... Mhmmm... Du bist hübsch im Auge Gottes, Du bist geliebt, Du bist akzeptiert von ihm... Haaah... Haaaah... Lass es geschehen, Herr!... Hmm!... Die Gedanken von Gott sind guuuuut!... Empfang' sie! Empfang'! Empfang'! Woah... ►

Leuchtenden Auges erzählen mir Anhänger des Selfmade-Propheten – Techniker sind darunter, ein Lehrer, die Chefsekretärin eines größeren IT-Unternehmens – von Wunderheilungen und himmlischen Geschenken (Goldzähnen) während der ekstatischen Zusammenkünfte.

◀ VERSAMMLUNGSRAUM DER »TOS«, TÜBINGEN | ZUNGENREDEN (VIELE STIMMEN): Schabbbabba-bbba – Scharababbabarasa | DARAUF:

ERZÄHLERIN Diese Szene spielt im deutschen Bible Belt – in Tübingen, nur hundert Schritte von Hölderlins Turm am Neckarufer entfernt. Hinter dem Güterbahnhof die Bethalle und das Hauptquartier der »Offensive Stadtmission«. Hier im Industrieviertel südlich des Neckar sind die Grundstücke billiger und das Gelände ist besser zu kontrollieren. Am Wochenende versammeln sich drei- bis vierhundert Gläubige. Zwei Stunden »Power Worship«, Handauflegen, Freudentänze, Erwachsenentaufe mit Untertauchen im Plastikpool.

Der Prediger schreitet – federnd wie Michael Jackson – das Podium ab. Ein Mann um die 40, Leinenjackett. Offenes Sporthemd, irdischer Blick. Ganz und gar undämonisch. Der nette Typ aus der IT-Branche, der jeden Morgen vor der Haustür seine Frau küsst und die Kinder auf den Rücksitz seines 7er BMW packt – »Welcome Jesus... Halleluja... Heute ist der Tag!« ►

Brief an meinen Redakteur – ein Zwischenbericht:

Lieber Wolfgang,

gerade kommen wir beide mit dröhnen dem Kopf und sausenden Ohren aus einem »Erweckungs-Gottesdienst« der hiesigen »Stadtmission«. Hirnphysiologen haben den Sitz der Frömmigkeit zwar im Schläfenlappen geortet und Altertumsforscher verweisen immer neue Teile der Schriften, die wir zusammenfassend »Bibel« nennen, in das Reich der Legenden und Gleichnisse. Und dennoch wächst, zumal nach dem 11. September, die Sehnsucht nach dem Alten mit dem Bart, dem Vater-Gott, der jeden von uns kennt und liebt – »Draw me near | Into your arms | Your lovin' arms | Oh Lord!« Denn die Welt ist kalt.

Du erinnerst Dich, wie Kollegen unser Projekt mit dem Argument abtun wollten, Ausgeburt kranker Hirne, besonders in Krisenzeiten, habe es schon immer gegeben. Der erste Eindruck dieser Leute – auch hier in Tübingen – ist ja alles andere als bedrohlich, solange du in ihrem Dauerlächeln nicht die offensive Komponente wahrnimmst. Besorgte Eltern jugendlicher »Jesus-Freaks«, denen wir immer häufiger begegnen, zeichnen ein weniger freundliches Bild...

◀ FRAU AUS HEIDELBERG... Ganz grotesk wurde es, als meine Tochter behauptet hat, die Erde sei erst 6000 Jahre alt. Sie wollte nur noch Gott

dienen und Missionarin werden. Sie hat ihren Freundeskreis aufgegeben. Sie hat ihre halbe Einrichtung weggeworfen. Hat sich geweigert, normale Bücher zu lesen. Hat ihre Berufsvorbereitungen vernichtet. Hat nur noch Tag und Nacht religiöse Cassetten gehört, gefastet, sich damit in Lebensgefahr gebracht. Sie kam mit einem Freund aus einer Massenveranstaltung von so einem amerikanischen Prediger zurück. Und die beiden wirkten, als hätten sie Drogen genommen. Und dann hab ich den Notarzt gerufen. Und dann ist sie freiwillig in eine Klinik gegangen, eine psychiatrische Klinik. ►

Massenwallfahrt in West-Irland

◀ 2003 ERZÄHLER Ich war oben. Schon zum dritten Mal. Fragen Sie nicht, warum! Wie Ameisen sind wir hinaufgekrabbelt, auf diesen heiligen Berg (...) Als ich 19 war, ging mir die Religion verloren. Man las damals Albert Camus – von Sisyphos, der den Felsblock immer wieder auf den Berg hinaufwälzt. Wir lernten von Camus »die Götter leugnen und die Steine wälzen« ►

»Hinauf! – Irland steigt auf den heiligen Berg Croagh Patrick und Helmut Kopetzky steigt mit«, DLR 2003

Ein schroffer, graugrüner, oben fast schwarzer Kegel ist der Croagh Patrick – keine 800 Meter hoch, aber steil und rutschig, mit losem Geröll an den Flanken. Tiefe Wolken schüttern sich an seinen Hängen aus. Unten werden Pilgerstöcke verkauft, Medaillons, Rosenkränze, dicke Wollsocken und T-Shirts »*I climbed The Reek*« – den »Heuhaufen«, wie der Berg seiner Form halber auch genannt wird. Drei Aufstiege am selben Tag bedeuten Ablass aller Sünden. Päpstliche Generalamnestie.

In den Hochburgen des Aberglaubens haben wir uns – Gott weiß warum – oft herumgetrieben. Auf Achill Island erlebten wir den abschreckenden Kult um die Irische »Visionärin« und *BMW*-Fahrerin Christina Gallagher, deren frommer Geschäftssinn selbst dem zuständigen Bischof von Tuam eines Tags zu bunt wurde.

Und wir waren in Knock, Irlands angesagtestem Marien-Heiligtum (1,5 Millionen Pilger jährlich), für das ein gewisser Monsignore James Horan eine Landebahn für Jumbo-Jets in das bis dato einsame Torfland von Mayo asphaltieren ließ.

Die Kathedrale des 800-Einwohner-Dorfs fasst 10 000 Gläubige. Eine Ringleitung mit Zapfhähnen liefert hektoliterweise *Holy Water*. Spenden für

das »Heiligtum Unserer Lieben Frau« werden in einer Schalterhalle am laufenden Band entgegengenommen. Auch die Überschreibung größerer Werte (Immobilien, Erbschaften) ist auf den Spendenformularen vorgesehen.

Was in Knock den schrägen Charme einer 200 Meter langen Shopping-Mall für Devotionalien ausstrahlt, plustert sich in Lourdes/Südfrankreich zum ultimativen Einkaufsparadies: Tonnenweise Rosenkränze; Heere von Plastik-Madonnen mit einer Krone als Schraubverschluss zum Einfüllen Heiligen Wassers; St. Bernadette, die junge Seherin, als Teekannenwärmer.

Berlin, 29. Juni 1998 – Lieber Holger,

als gelernter Katholik besuchte ich auf unserer Soundexpedition mit banger Vorahnung die Wunderstadt Lourdes in Südfrankreich – und siehe da: Es war alles noch größer und noch aberwitziger, als es unser E. E. Kisch in seiner berühmten Reportage »Ich bade im heiligen Wasser« Anfang der 30er Jahre beschrieben hat: Die Kranken, oft erschreckend sichtbar schwerste Fälle, werden immer noch scharenweise in die »heiligen« Bäder geschoben, und täglich umrunden Zehntausende in der ewig gleichen Schlachtordnung den Wundererlebnispark. Nur haben die professionellen Helfer jetzt Mobiltelefone und die Worte der hl. Jungfrau laufen vor der Grotte in Endlosschleife über digitale Monitore.

Das Wunder ist privatwirtschaftlich organisiert (Mit dem Verweis auf ihr Hausrecht schmiss mich die überall präsente Privatpolizei der Lourdes AG am zweiten Tag samt Aufnahmegeräten erst einmal aus dem »Sanctuaire Notre Dame de Lourdes«).

Ich würde mich mit einer deutschen Pilgergruppe gern selbst noch einmal in diesen kirchlich sanktionierten Hexensabbat stürzen, 65 Jahre nach Kisch. Meine »katholischen Kanäle« funktionieren trotz Kirchenaustritts noch tadellos...

Leider wurde nichts aus meinem Angebot. Nun also Croagh Patrick. In meinem Feature »Hinauf!« versuche ich die kaum mit Worten zu beschreibende Faszination dieser rauhen, fröhlichen, anarchischen Massenwallfahrt hörbar zu machen. Heidrun und ich kraxeln mit 30 000 anderen an einem letzten Juli-Sonntag bergaufwärts. Die letzten 200 Meter: eine lockere Kalkstein-Halde. Steinbrocken kommen uns polternd entgegen, Pilger mit angstgeweiteten Augen schliddern vorbei.



St. Patrick, der Missionar Irlands, soll da oben im 5. Jahrhundert 40 Tage lang gebetet, gefastet und die Schlangen von der Insel verscheucht haben. Der Berg war ein Zentrum der heidnischen Welt. Und wie ein Stamm gerade erst getaufter Heiden wirken die Gestalten vor uns im Nebel – barfuß, manche auf blutenden Knien, Haare zerzaust, Hosen zerrissen. Steine, Beine, Pilgerstäbe, halbnackte Teenager in durchweichten Turnschuhen, die Frau mit dem Baby im Arm und der Alte auf Krücken am Steilhang.

◀ MÜDE MÄNNERSTIMME Makes you want to cry... Makes you want to die...

AUTOR ALS ERZÄHLER Er wacht auf wie aus einem Traum, als ich ihn anspreche.

PILGER Will you carry me down?

AUTOR ALS REPORTER Me??? ALS ERZÄHLER Auch seine Füße bluten. Blut und Lehm. Ein Amerikaner mit irischen Vorfahren. Tut es für den kranken Vater. Eher unwahrscheinlich, dass er durchhält. Er verdeckt schon jetzt die Augen. ►

Aber auch der Feature-Autor mit dem eingemummelten Mikrophon (und ohne Kamera!) ist kein gewöhnlicher Anblick... »German Radio? My God!« In der nebelfeuchten Luft lässt der fellartige Windschutz bald die Zottelhaare hängen, und keine Töne dringen mehr hindurch. Heidrun, selbst vom Wind gebeutelt, beschirmt nun das Mikro mit ihrer ausgebreiteten Flauschjacke.

◀ AUTOR ALS ERZÄHLER Der Wind ist scharf und kalt und riecht nach Atlantik. Tausend Leute drängen sich auf dem Plateau. Kein Gott hier oben und kein Heiliger. Ein frierender Kaplan liest in schlechtem Schul-Gällisch die Messe. 20 Priester teilen sich den Job – im Halbstunden-Rhythmus. Gleich daneben wird gebeichtet. Man küsst die Steine. Um die kleine Kirche kreist man 15mal, wenn's geht.

Dann trägt man seinen Kummer wieder in das Tal zurück. ►



Ans Kreuz mit ihm

2007 Jerusalem, Via Dolorosa. Franziskaner in ihren braunen Kutten, mit Strick und Kapuze. Soldaten mit taktvoll gesenkter »Uzi«-Maschinengewehr-Pistole ... Die Straße der Schmerzen führt vom moslemischen Viertel der Altstadt zur christlichen Grabeskirche und ist keinesfalls »sein letzter Weg«, ehe Jesus hingerichtet wurde – lateinisch *kruzifixus*, »an das Kreuz fixiert«. Die Route ist mehrmals verändert worden.

◀ FRANZISKANER (MIT MEGAPHON) Prima statione – Jesu e condannato a morte... The first station – Here Jesus is condemned to death ... Crucify him!

AUTOR (ALS ERZÄHLER UND ZITATOR) Ans Kreuz mit ihm!

DIE MÖNCHEN UND PILGER SINGEN: »PATER NOSTER QUI ES IN COELI« | DARAUF:

AUTOR Jesus ist so um die Mitte Dreißig. Er trägt Jeans und Nikies und ist gut genährt. Nennen wir ihn Paul – Paul White aus Abilene in Texas. Das Leintuch über den Jeans hat White im King-David-Hotel mitgehen lassen. Das lebensgroße schwere nagelneue Holzkreuz stammt vom Kreuzverleih »Rent a Cross« an der Grabeskirche. Auch die Dornenkrone ist für zwei Stunden gemietet. Und: White ist nicht der einzige. Ein Dutzend Leidensmänner schleppen Kreuze durch die Via Dolorosa in Jerusalem – wie jeden Freitag, 15 Uhr. ►

Die traditionelle Prozessionsstrecke bildet das Rückgrat des Features »Kruzifix – Das Logo des Abendlands« (NDR 2008). Seit dem vierten Jahrhundert ist das Skandal-Kreuz von Golgatha anerkanntes Bildsymbol der Christenheit – ein verbindendes aber auch spaltendes Icon, das zur Andacht einlädt oder Hass erzeugt; Signal des Friedens oder Feldzeichen für plündernde und mordende Soldatenhaufen; missbraucht als Flammenkreuz des Ku-Klux-Klan und trivialisiert als Mode-Accessoire.

Aus dem Exposé:

Die globale Auseinandersetzung der Kulturen und Religionen im beginnenden Jahrhundert stellt alte Fragen neu: Schränkt das Anbringen

des christlichen Symbols – zum Beispiel in Klassenzimmern – die im Grundgesetz »uneingeschränkt gewährte Religions- und Glaubensfreiheit« unzulässig ein (Bundesverfassungsgericht im Frühjahr 1995)? Zählt die Darstellung des Gekreuzigten in der Öffentlichkeit zum tradierten Zeichenarsenal unseres Kulturraums wie bayerische Dirndl und alemannische Fastnachtsmasken? Oder stört das Kreuz durch seinen einseitig appellativen Charakter den Gemeinschaftsfrieden? Ist es gar die »Pfahlwurzel des Antijudaismus, der die zwei nachchristlichen Jahrtausende durchzieht und in Auschwitz kulminierte«, wie der Grundschullehrer Dr. Konrad Riggemann, der »Rebell von Pfaffenhofen«, in seinen Büchern behauptet?

Zu unserem ersten Treffen kommt Riggemann mit dem Fahrrad, 22 Kilometer durch die schneidende bayerische Novemberluft – ein drahtiger Mann, Jeans und grüner Parka. Nach dem vorläufigen Eindruck entspricht der Grund- und Hauptschullehrer (Jahrgang 1952, Ordensgymnasium, Katholische Landjugend, Wehrdienst als Fallschirmjäger) ungefähr dem Bild, das wir mit rebellischen Asketen verbinden. David gegen Goliath, einer gegen alle, Michael Kohlhaas.

Das Kruzifix ist das Thema seines Lebens. In mehreren Büchern hat er sein enzyklopädisches Wissen ausgebretet. Die im christlichen Kreuz symbolisierte sadistische Gewalt, sagt der Pädagoge, hinter lasse verheerende Spuren in den Seelen von Kindern. Und aus Kindern, schlussfolgert er, »werden Erwachsene wie Adolf Eichmann, Heinrich Himmler und Adolf Hitler« – eine These wie Sprengstoff, besonders im katholischen Bayern.

◀ RIGGENMANN... Als Antwort auf den Beschluss aus Karlsruhe hat der Freistaat Bayern schnell ein Kruzifixgesetz gemacht und hineingeschrieben: In jedem Klassenzimmer wird ein Kreuz aufgehängt. ►

Der Lehrer will das so nicht hinnehmen. Er sagt: »Bundesrecht bricht Landesrecht«, und zieht vor's Verwaltungsgericht. Verliert in erster Instanz, klagt weiter. Drei Jahre unbezahlter Urlaub. Fast alle Ersparnisse gehen drauf. Dann, in zweiter Instanz wird der Beklagte Freistaat Bayern verpflichtet, »in den Klassenräumen, in denen der Kläger unterrichtet, das Kreuz abzunehmen. Zweitens: Der Beklagte hat die Kosten des Verfahrens zu tragen.«

◀ RIGGENMANN Ich war sehr froh über das Urteil. Denn ich hatte ja schon im Jahr 1993, als ich eine dritte Klasse übernommen habe, das Kreuz im Klassenzimmer entfernt. Meine Motivation das Kreuz abzunehmen, war

rein pädagogisch! Ich hab im Lauf der Zeit gelernt, wie es Kinder verstört! Wie es ihnen auch das religiöse Suchen verleidet! Jedes Mal, wenn ich das Kreuz sehe — es empört mich!

STEFAN REINDL (CHRISTUS-DARSTELLER DER OBERAMMER-GAUER PASSIONSSPIELE 1990) Wie ich das erste Mal vor vollem Zuschauerhaus am Kreuz gehängt bin und rausgeschaut hab – da war ich eigentlich fast selber 'n bissl schockiert, weil die Leut' so schockiert waren! Etwas, was man aus der Probe ja nicht gekannt hat! Bei der Premiere ist es mir wirklich so gegangen, wie ich die Leut', die Zuschauer, gesehen hab — hab ich mir gedacht: Oh mein Gott – das ist ja furchtbar, was da passiert!

VIA DOLOROSA, LITANEI (»Santa Maria | Mater Dei | Ora pro nobis«)

AUTOR Jesus aus Abilene in Texas – der mit dem Bürobauch – hat sich etwas übernommen. Trotz der Leichtbauweise für Touristen wiegt das Leihkreuz gut und gern seine 25 Kilo. Mr.White sieht mitgenommen aus. Er watschelt durch die Via Dolorosa. Schiebt die Dornenkrone ins Genick und wischt den Schweiß aus Stirn und Augen. Andere Pilger biegen in den Souvenir-Shop ab. Das Kreuz als Ohrsticker und Dekolleté-Blickfang in Plastik, Stirling-Silber und Koralle ist ein Renner.

RIGGENMANN In meiner Schule hier hängen nach wie vor die selben blutrünstigen Kreuze, wo förmlich das Blut an der Wand runterläuft...►

Der jahrelange Kampf hat den »Rebellen von Pfaffenhofen« zermürbt. Unser letztes Zusammentreffen findet in einem sechs Kilometer entfernten Nachbarort statt, wo er der geballten Ablehnung seiner Mitbürger fürs erste zu entgehen hofft. Als Lehrer ist er dauerhaft krank geschrieben. Er denkt ans Auswandern.

◀ RIGGENMANN (GERÄUSCHE BEIM DURCHBLÄTTERN VON GESAMMELTEN DROHBRIEFEN) »Packe schnell Deinen Koffer, sonst knallt 's – Du stinkige kleine Hitlersau!«... »Sie gottloser Ungläubiger!«... »Bei einer solchen Einstellung hättest Du kein Lehrer werden dürfen, Du Idiot! Stattdessen prozessierst Du auf Kosten der Steuerzahler, Du Drecksau!«

Bis heuer werde ich auf der Straße angepöbelt. Auch hat mir mein Nachbar erzählt, dass in der Dorfwirtschaft Morddrohungen gegen mich geäußert worden sind. Und das sind Leute, die mich überhaupt nicht kennen!

DIE LITANEI: »PATER NOSTER QUI ES IN COELI...«

AUTOR In diesem Augenblick erreicht die Freitagsprozession die Grabeskirche – Golgatha angeblich. Aber da hat Mr. White das Kreuz schon an die Wand gelehnt. Die Wand ist voller Graffiti: »Jerusalem / Al-Quds – Capital of Palestine!«

Keine 300 Meter entfernt strömen Muslime zum Freitagsgebet im Felsen-dom, und Tausend fromme Juden beten an der Klagemauer. ►



Gratwanderungen, Irrtümer und verpasste Gelegenheiten

Am 28. September 2000 besucht Ariel Scharon, der ein halbes Jahr später Israels Premierminister sein wird, mit einem Pulk von Journalisten und einem Großaufgebot an Militär und Polizei den Jerusalemer Tempelberg, der inmitten der israelischen Hauptstadt unter arabischer Verwaltung steht. Muslime und Juden gleichermaßen reklamieren den Hügel als heiligen Ort für sich. Verpackt in eine »Friedensbotschaft« manifestiert Sharon den jüdischen Anspruch.

Es kommt zu voraussehbaren Gewalttaten, palästinensische Organisationen rufen in Erinnerung an den »Krieg der Steine« (1987) die »Zweite Intifada« aus. Bis zu einem Waffenstillstand im Februar 2005 sterben mehr als eintausend Israelis und dreieinhalbtausend Palästinenser.

Während der größten israelischen Militäraktion im Westjordanland, *Operation Defensive Shield* 2001/02, wird das Flüchtlingslager bei der palästinensischen Stadt Jenin – nach israelischer Lesart eine »Bastion des Terrors« – teilweise zerstört.

In dieser Zeit plane ich unter dem Titel »Eine Laubhütte in Deutschland« für den Mitteldeutschen Rundfunk die Porträts dreier jüdischer Gemeinden – innerlich zerrissen und von außen bedroht. Unter den 380 Juden der hessischen Kreisstadt, deren Gemeindeleben über Jahre erloschen war, sind nur sechs mit deutscher Muttersprache

Viele Stunden Tonaufnahmen sind bereits »im Kasten«.

An die Jüdische Gemeinde – 2. Dezember 2001

Verehrte Frau W.,

ich habe immer wieder gezögert, diesen Brief zu schreiben – hin und her gerissen von den Ereignissen in Israel (...) Augenblicklich fühle ich mich nicht in der Lage, die so vielversprechend begonnene Arbeit an dem Radio-Feature über jüdisches Leben in Deutschland weiter zu führen.

Ich denke, dass ich Ihnen dieses Bekenntnis schuldig bin, denn unsere weitere Zusammenarbeit war für Ende des Jahres verabredet. Sie soll auch hiermit keinesfalls aufgekündigt werden, im Gegenteil. Ich möchte nur erst meine ursprüngliche Unbefangenheit dem Thema gegenüber zurückgewinnen.

Denn ich bin befangen. Es will mir jetzt nicht gelingen, das religiöse und kulturelle Leben der in Deutschland lebenden Juden von den Konflikten in Israel – dem »Land der Juden« (freilich auch der dort geborenen Araber) – zu trennen. Für mich ist das Thema, das in aller Klarheit vor mir lag, zur Zeit mit keinem Trick der Welt aus der Umklammerung durch die Tagesereignisse zu befreien.

Ich habe mich immer geweigert – und es in früheren Sendungen wohl auch vermieden –, einseitig für »die« Juden oder »die« Muslime bzw. Palästinenser Partei zu ergreifen. Allerdings muss ich zugeben, dass mir die Position eines Uri Avnery, den ich persönlich kennen gelernt habe, näher steht, als die Politik der gegenwärtigen Regierung Israels.



Uri Avnery, *1923 – Journalist, Schriftsteller und Friedensaktivist, Mitgründer der israelischen Bürgerrechtsbewegung »Gusch Schalom«

Im Gegensatz zur aktuellen Berichterstattung und Kommentierung verlangen Feature-Sendungen nach ruhigem Atem. Wahrscheinlich würde meine Arbeit von den Ereignissen ständig überholt und relativiert (...)



4. Dezember 2001

Lieber Herr Kopetzky,

und ich soll Sie nicht verstehen? Dass auch mein Herz in dieser Zeit zerrissen ist, sollte auch Ihnen bewusst sein. Umso mehr versuche ich, hier vor Ort alles Erdenkliche zu tun, um wenigstens den Staub aufzuwischen, den die politische Explosion auslöste. Selbstverständlich ist

zur Zeit das Vorhaben auf Eis gelegt. Hoffen wir beide, dass das Eis in absehbarer Zeit schmilzt.

Ihrer Frau und Ihnen schöne Feiertage, Ruhe, Zufriedenheit und FRIEDEN!

Ihre L. W., Vorsitzende

Das Projekt ist bis heute nicht verwirklicht worden.

Überall Elend, Hunger und so...

2004 »Was sind das eigentlich für Leute, diese Autonomen?« hat mein Redakteur gefragt. »Finden Sie 's raus!« In meinem Hirnspeicher die eingebrennten Chiffren: Ketten, Nieten, große Hunde. Punkschlampen im malerisch zerfetztem Outfit und Kapuzenmänner tigern durch die Straßen wie verkleidet, in Rebellen-Pose... »Eine Bullenwanne abfackeln«, »Der Stein ist das Bewusstsein«, »Häuser brennen, Bullen sterben«... Ihre klammheimliche Freude, wenn es kracht und brennt und klimpert. Die platten Feindbilder. Der primitive Hass...

Kein Spaziergang, also!

Am Ende wird die Sendung 2005 drei verschiedene Titel haben: »Der gelebte Widerspruch« beim Auftrag gebenden BR, »Autonome Mai-Festspiele« im Programm des Deutschlandfunks, »Der Stein und das Bewusstsein« im HR.

Dreimal erlebten wir den »Revolutionären 1. Mai« in Berlin Kreuzberg, Heidrun und ich. Sind mit der Masse marschiert und mit der Masse, halbblind von Tränengas, weggerannt. Ein Pflasterstein hat Heidrun knapp am Kopf verfehlt. Abenteuerlust war dabei, ein Hauch von Sensationsgier.

Wir waren dabei! Die Schlacht am Heinrichplatz 1989 – weißt du noch?

Verschwörerisch verabredete ich mich vor dem nächsten »heißen Mai« mit Mitgliedern verschiedener Gruppierungen. Prinzip Schneeballsystem – Autonome stehen nicht im Telefonbuch unter »A«. Ein junger Mann (Jens soll er heißen) sitzt mir zwei Stunden lang in meinem Berliner Hinterhofstudio gegenüber. Geduldig, konzentriert.

Wir hatten einen Treffpunkt ausgemacht. »Ich bin 1,71 m groß«, schrieb J. in seinem E-mail-Steckbrief, »Mitte zwanzig, habe sehr kurze Haare. Keine Brille, irgendwie zwischen sportlich und kräftig. Trage schwarze Pumas mit auffälligen weißen Seitenstreifen, Blue Jeans und schleppe vermutlich eine

große *Adidas*-Sporttasche mit mir herum. Meine Handy-Nummer ist...«

Aber »Café Atempause« hat geschlossen. Nun sitzen wir also in meinem friedlichen Büro, Nähe Savignyplatz. Auf die Minute genau ist »Jens« zum Interview erschienen. »Bin Autonomer«, hatte er sich telefonisch vorgestellt – »obwohl's ein bisschen aus der Mode gekommen ist«. Man darf auch schreiben: »Jens N. ist ein Linksradikaler«. Und: »Gehört zum Schwarzen Block«.

Der »Schwarze Block« ist eine Wortschöpfung der Polizei, entstanden bei den Frankfurter Krawallen 1973. Jens wurde bei gewalttätigen Demonstrationen gegen ein EU-Gipfeltreffen im nahen Ausland verhaftet und saß 16 Monate im Gefängnis.

◀ AUTOR Was bedeutet für Dich autonom? (Er hat mit dem »Du« angefangen)

JENS Das ist 'ne Haltung, 'ne militante Grundhaltung. Militant heißt, dass man gegen den Strom schwimmt. Ein lautes »Nein«. Ein Leben gegen die bestehenden Verhältnisse, und zwar so direkt und so konfrontativ wie möglich. Man macht den Fernseher an und sieht überall Elend, Hunger und so. Und da weiß man: He – so muss das ja nicht sein! Das ist 'ne Sache, die wühlt mich auf. Die macht mich wütend. Ich bin wütend darüber, wenn ich sehe, dass es da Leute gibt, denen es richtig, richtig schlecht geht. ►

Mit 16 begann er, die Schule zu schwänzen. Verließ das deutsche Erziehungssystem ohne Abschluss. »Die ganze Lebensperspektive« – Ausbildung, Job suchen, arbeiten – fand Jens »total unattraktiv, so ein blödes, langweiliges, totes Dasein«. Schnell gewann er den Eindruck: »Ich ziehe irgendwie den Kürzeren. Wenn man nur Hauptschulabschluss hat, ist man halt der letzte Arsch!« Mit 17 war er arbeitslos. Fing an, auf Demos zu gehen. Sah zum ersten Mal den »Schwarzen Block«. Dachte: »Das ist doch mal was!« Und eines Tages standen da 20 Glatzen vor ihm.

◀ JENS Am Anfang war's tatsächlich so: Man wollte sich mit denen hauen. Aber wir hatten schon manchmal Angst...

AUTOR ALS ERZÄHLER Auch deshalb treibt er heute Kampfsport – die *Adidas*-Tasche! *Free fight* oder *Vale tudo* ist eine der härtesten Sportarten überhaupt.

AUTOR Und warum das alles?

JENS Es geht darum, dass man selber menschlich weiterkommen möchte. Man sucht auch so 'n bisschen das Glück, und hat das Gefühl, man kann nur glücklich sein, wenn sich was ändert. Also, wenn ich mal sterbe, dann möchte ich am Sterbebett liegen und sagen können: Das war eigentlich ganz okay! Meine gesellschaftliche Utopie ist weit entfernt von dem real-existentgenden Kapitalismus.

AUTOR Hat man nicht das Gefühl, dass man der Utopie überhaupt nicht näher kommt?

JENS Naja, das ist halt die Frage. Wir haben keinen Masterplan. Vielleicht wollen wir den ja auch gar nicht! Der Kapitalismus ist 'n total bescheueretes System. Den kann man nicht reformieren, den muss man abschaffen.

AUTOR Was statt dessen? Man hat »ihn« abgeschafft – und dann?

JENS Da haben wir auch noch nicht die richtige Idee. ►

Die Autonomen, so mein Ansatz für die Sendung, sollen unretuschiert zu Wort kommen. Die entscheidenden Fragen, denke ich mir, wird sich schon »der Hörer« stellen. Sind die Antworten nicht sonnenklar-verschwommen?



Mit meinem Redakteur entspint sich ein längerer Briefwechsel. Natürlich, schreibt er, sollten sich die Hörer Fragen stellen. Aber sie erwarteten auch Antworten.

AUTOR *Die nötige Kommentierung ergibt sich aus der Montage von drei Hauptsträngen: Innenansicht (Selbstdarstellung der Autonomen verschiedener Couleur) plus Medien-Berichterstattung plus mein persönlich gehaltenes Tagebuch als Autor. Ich werde versuchen, den Flohmarkt der Ideen noch stärker aufzuschlüsseln. Im übrigen soll in dieser Sendung entschieden der Ton die Musik machen.*

DER REDAKTEUR Er verstehe gut, dass ich mich in die Köpfe der Autonomen hineinversetzen wolle. Irgendwann müsse allerdings die kritische

Hinterfragung beginnen. Sonst böte ihnen mein Feature nur eine Plattform zur Selbstdarstellung, eine Werbefläche.

AUTOR *In der Abneigung gegen hohle Parolen und blinde Gewalt sind wir uns einig. Die Missverständnisse, die mir Ihr Brief signalisiert, röhren wahrscheinlich von der unterschiedlichen Auffassung des Themas her. Nicht die so-und-so-vielte Abrechnung mit dem »Mob auf der Straße« erscheint mir dringlich, sondern das Nachdenken über die unerreichbare Utopie herrschaftsfreien (»autonomen«) Lebens.*

Dass das anarchistische Projekt stets gescheitert ist und scheitern musste, ändert ja nichts daran, dass gerade die Jungen diesen Traum immer wieder selbst träumen wollen. Ich habe meine Recherche-Arbeit immer als Expedition in unbekanntes Land verstanden.

»Vernünftig« betrachtet sind viele dieser »Randständigen« sicherlich Träumer, Nailvlinge, Spinner. Und der aktionistische Kern ist hin-und-wieder auch gefährlich. Um das zu beweisen, reichten 20 Sendeminuten. Indem ich meine Interviewpartner, die gewohnt sind, dass man ihnen das Wort abschneidet, einmal ausreden lasse, ergeben sich Widersprüche wie von selbst, zumal in der dialektischen Montage mit anderen Elementen der Sendung.

Ja, was machen wir nun?

Mein Redakteur findet »einen rechtzeitig besprochenen Dissens nicht tragisch«. Auf jeden Fall wolle er verhindern, dass das Radiostück in eine »passive Mikrophon-Hinhalte-Reportage« abgleite. Er jedenfalls möchte »die Träume dieser Utopisten nicht unkommentiert« stehen lassen.

Über Wochen beharre ich auf meinem Standpunkt: Autonome live, nackt wie Gott sie schuf, kein distanzierender Kommentar. Das Medium muss das aushalten. Unser Projekt droht zu kippen.

AUTOR *Nun habe ich leider doch das Gefühl, dass ein Konsens nicht so einfach herzustellen ist, wie ich dachte. Weitere Kommentierungen kann und will ich Ihnen nicht liefern. Ich habe mich als Rechercheur und neugieriger Zeitgenosse, aber keineswegs als Rechthaber oder gar Richter in die Szene begeben – wie ich meine, mit der nötigen Offenheit. Dabei hatte ich nie im Sinn, die allgemein gültige Sendung über »die« Autonomen zu machen. Einen solchen Versuch halte ich für un durchführbar. Autorenarbeit nach meinem Verständnis ist im Kern subjektiv. Formale und inhaltliche Konzessionen kann ich über eine*

gewisse Schmerzgrenze hinaus nicht anbieten. Im schlimmsten Fall müsste ich mein Manuskript zurückziehen. Mit besten Grüßen...

Er gebe mir insofern recht, als das Feature »die« allgemein gültige Aussage nicht liefern könne, antwortet mein Redakteur. Auch wolle er mir keinesfalls seine eigene, teils abweichende Meinung aufdrücken. Indes bestehe er »auf Recherche und Information in einem dem Stundenformat angemessenen Umfang«. Persönliche Sympathie dürfe die journalistische Sorgfalt in keinem Augenblick überlagern.



»Café V« in Berlin-Kreuzberg. Ich bin mit »Karl« verabredet. Er ist Mitautor der Chronik »Autonome in Bewegung« – ein 400-Seiten-Wälzer. Das Buch kann man kaufen. 20 Euro, kein Sozialrabatt. Zitat aus dem Glossar: »Bulle = Menschen, deren Moral so gering ist, dass sie im Staatsdienst für Geld auf Befehl andere Menschen zusammenschlagen oder töten«.

Schwer auszuhalten, diese Wortwahl.

Karl ist pünktlich – ein stiller, verbindlicher Mann in den Fünfzigern. Schmales Gesicht, runde Brillengläser. Könnte Sozialarbeiter sein, Drucker, Philosoph. Als Straßenkämpfer-Typ glatte Fehlbesetzung. Dennoch war er häufig bei Aktionen gegen die Atomtransporte aufgefallen. Sechs Jahre lang als Terrorist verdächtigt, abgehört und video-überwacht. Der kaufmännische Angestellte arbeitet in einem selbstverwalteten Betrieb.

Karl bestellt eine Tagessuppe. »Wenn wir in dieser Gesellschaft etwas skandalisieren wollen«, sagt er ins hastig ausgepackte Mikrophon, »dann geht das leider nicht ohne Gewalt gegen Sachen« (Ich denke mir: heiliger Strohsack, der kommt ja gleich auf den Punkt!) – also auch mal Autos oder ’ne leere Bullenwanne abfackeln oder irgendwo Scheiben einschmeißen oder nicht bewohnte Häuser anzünden... Du machst dich dann allerdings auch zu einem Richter, das ist auch klar. Das ist eine Gratwanderung!«

Karl sagt »leider« und »Gratwanderung«. In den Annalen der Bewegung (das Autorenkollektiv nennt sich »AG Grauwacke« – Grauwacke, wird dem Leser erklärt, ist ein »gebräuchliches Material für Pflastersteine«) herrscht hingegen fröhlicher Zynismus. »Bullen-Wannen« nehmen »die stabile Seitenlage ein«. Auf die Einsatzkräfte »fliegen mehrere Quadratmeter vom feinsten Berliner Kleinpflaster«. Das »gemeinsam organisierte, offensive Enteignen im Supermarkt« ist »eine angenehme Nebenbeschäftigung«... Die Foto-Ikone eines brennenden Mannschaftswagen der Polizei dient der Szene als Wandschmuck.

◀ AUTOR Angenommen, die Autonomen werden von den faschistischen Schlägertruppen angegriffen – ruft Ihr dann die Polizei zu Hilfe? Oder sagt Ihr: Nein Danke – nicht von Euch?

KARL Wir müssen ehrlich zugeben, dass sich viele von uns freuen, wenn Nazis und faschistische Schläger vom Staat und den Gerichten verknackt und in den Knast gesteckt werden. ►

Zwischenbericht an meinen Redakteur:

*»Neben andern Splittergruppen bisher folgende Fraktionen ausgemacht:
(1) studierte Anarchisten, Debattier-Clubs (2) Junge Menschen, die nach «autonomen» Mustern in Gemeinschaft leben (3) ANTIFA – linksradikale Aktivisten, die die radikalen Rechten attackieren (4) Asoziale Aussteiger mit Guerillero-Nimbus, manche steckbrieflich gesucht – nicht identisch mit den (5) halbwüchsigen Steinewerfer-Kids.«*



Die »Bibliothek der Freien« im »Haus der Demokratie«, Berlin/Prenzlauer Berg, ist nach einem Debattier-Club aus dem frühen 19. Jahrhundert benannt. Es ist eng zwischen all dem Papier. »Wir Anarchisten rennen nicht aus Prinzip gegen irgendwelche Herrschafts-Formationen an«, sagt der Manfred, der sich als »eine Art Gruppensprecher« vorstellt. Er begreife den Anarchismus eher als zwischenmenschlichen Gewalt- und Herrschaftsverzicht: »Ich kenne viele Leute, die mit sich im Einklang sind und in völliger Ruhe das libertäre Geheimnis genießen«.

Also gar kein bisschen Umsturz, kein Hauch von Gesetzlosigkeit, nicht der klitzekleinste Aufruhr? Sein Mitbruder, ein Veteran an der Pensionsgrenze, der sich auf die Anarcho-Syndikalisten des Spanischen Bürgerkriegs spezialisiert hat, würde schon ganz gern den Staat abschaffen. Aber Manfred bleibt dabei: »Der Anarchismus lebt nicht bei verummumten Aktivisten aus der ersten Demo-Reihe weiter«, er sei ein »ganz aktuelles Phänomen in allen Gesellschaftsbereichen«.

Während wir den Abend in der Kantine ausklingen lassen (zwei Lokalrunden als vereinbartes Honorar will ich bei der Steuer einreichen), versuche ich mir vorzustellen, wie Dr. Josef Ackermann in der Chefetage der Deutschen Bank über dem Konzept einer herrschaftsfreien Gesellschaft brütet.

An meinen Redakteur:

Die Szene produziert in letzter Zeit vor allem viel Papier und vermüllt das World Wide Web mit Aufrufen (»Der Kampf geht weiter!«). Was auf den Straßen nicht mehr rund läuft, wird mit Bits und Bytes kompensiert. Der kleinste Zirkel hat seinen Wortführer (der natürlich jede Form von Herrschaft ablehnt). Auch Autonome lieben Vordenker, die sagen, wo es langgeht. Die Nachdenklichen zerreißen dieser Widerspruch beina...



Treffpunkt Wohngemeinschaft. Poster als Tapeten, Fahrräder im Flur, starke Sprüche an der Klowand. Ein Kommen und gehen. Mark, Mitte 20, ist Sänger der Band »Zornige Kinder«. Ihr Musikstil heißt *Emo* im Szene-Jargon – von emotional. Schreibt an einem neuen Lied: »Und das Herz ist ein Muskel | in der Größe einer Faust«. Er möchte »in anderen Arbeitsverhältnissen leben«, sagt er. Und praktisch? – »Kein Staat, wir regeln das selbst!« – Wer sind wir? – »Die Leute, das Volk!« – »Auch ich, der alte Spießer, der noch brav zur Arbeit und zur Wahl geht?«

Glaubt Ihr ernsthaft, dass dann keiner mehr der Häuptling sein will, der Bestimmer, Primus inter pares, Boss? Nur noch Liebe, Harmonie, Konsens, Rücksicht? Außerdem: Wer schützt mich vor Verbrechern in Utopia? Wie funktioniert ein Krankenhaus? Wer zahlt Euch die Sozialhilfe? Und woher kommt der Strom für Eure Mp3-Player?«

»Ich weiß nicht«, sagt Mark mit einem offenen Lächeln und sieht gar nicht wie ertappt aus, »Ich kann das nicht so konkret benennen, wie dann die Häuser aussehen werden und wer die Post organisiert oder so... Aber das ist halt Schritt-für-Schritt der Weg in ein Zuhause, das es jetzt noch nicht gibt.«

Ich denke einen Augenblick lang: Das verwächst sich, Mit 30 ist alles vorbei. Und fühle mich dabei steinalt.



Anderntags sitze ich drei Stunden lang mit einem Alt-Autonomen bei schönstem Frühlings-Sonnenschein auf einem Kreuzberger Friedhof, der Ruhe wegen. Er muss an die 60 sein oder schon darüber. Sein Stoppelbart ist grau. Der Mann – studierter Philosoph – lebt von Projekten, die am Ende immer scheitern. »Also wirklich«, sagt L. auf meinem Tonband, und die Friedhof-Vögel tiri-

lieren dazu – »es ist so idiotisch manchmal! Da könnte man Bomben schmeißen! Aber das mach ich natürlich nicht. Ich bin von der Grundeinstellung her Pazifist«. In regelmäßigen Abständen fährt ein Pick-up der Totengräber vorbei und stört meine Aufnahme.

Erst war er bei den »Provos« in Frankfurt, Mitte der Sechziger. Lange Haare, auf seiner Bergmannsjacke war das Abzeichen des Vietcong, handgestickt! Gemeinsame Kasse. Nach Proudhon, dem französischen Frühsozialisten, galt Eigentum als Diebstahl. »Wir haben Rauchbomben gebastelt und Christbäume angezündet... damals«, sagt L. und steckt sich eine an. Lange Pause. Als er nach München zog, um dort eine Kommune zu gründen, brach die junge Ehe auseinander. Frau und Kinder blieben in Frankfurt am Main zurück.

15 Jahre später in Berlin: Der lonely wolf landet bei den Hausbesetzern. Unbenutzter Wohnraum wird »enteignet«. Aber noch ehe es richtig kuschelig werden kann in Utopia, spaltet sich die Bewegung in »Verhandler« und »Militante«. Straßenschlachten mit vielen Verletzten, ein Toter sogar. Und immer mehr Rückzugsgefechte. Die Waffen sind ungleich verteilt. Utopia, die Insel, versinkt im Ozean realer Machtverhältnisse.

In einiger Entfernung beginnt die Totenglocke zu läuten. »Ich würde niemandem mein Leben wünschen«, sagt L. »Permanente Observationen, dauernd im Gefängnis. Ich hab Schlaftabletten genommen. Hab getrunken. Hatte Horror-Träume. Man quält sich!« Warum? »Weil ich enttäuscht war«.

»Autonom« heißt auch: allein sein.



1. Mai, 23 Uhr. Ein halber Mond über der Oranienstraße. Gedränge wie beim Kölner Karneval. Randalezuschauer flanieren auf und ab, den Lattemacchiato-Becher in der Hand. Die Polizei lässt Leine: »Strategie der ausgestreckten Hand«. Auf den Bürgersteigen hocken Gruppen junger Leute, friedlich rauchend; schichten Pflastersteine auf wie Bauklötzchen – Abziehbilder aus dem Szene-Album. »200 Vermummte – was für eine Performance!« schwärmt ein Schlachtenbummler aus Süddeutschland.

Wieder einmal sagt mir das Mikrophon via Kopfhörer, wo ich sein muss: mitten drin. Als Autor bin ich weder Zuschauer noch Teilnehmer – ein Wesen dritter Art.

◀ SPRECHCHOR: »NIE, NIE, NIE WIEDER DEUTSCHLAND!«
AUFGEREGETE STIMMUNG | BUH–RUFE | POLIZEISIRENEN

AUTOR (ALS ERZÄHLER) Kreuzberg, 24 Uhr (UND ALS REPORTER)

Kannste mir erzählen, warum Ihr das macht? Ich kapier' das nicht so ganz...

HEISERES MÄDCHEN Was? Steine werfen? Pass auf – ich kann 's Dir ganz einfach erklären. Es geht darum, dass einfach die armen, die schwächeren Leute unterdrückt werden. Und ich zum Beispiel bin auch ein reiches Kind. Aber ich seh' einfach nicht ein, warum andere Leute irgendwelchen patriarchalischen Maßnahmen unterliegen müssen. Und der Staat labert nur rum, weißt! Und so was kotzt mich an. Ich bin eigentlich ein friedliebender Mensch. Aber wenn ich so was höre, so was sehe – dann geh' ich sogar gegen den eigenen Staat an!

RUFE Eh – komm weg, weg, weg!

HEISERES MÄDCHEN Was hast du mich gefragt als letztes?

AUTOR Ob Du nicht meinst, dass der Staat von euch gezwungen wird, immer härter zurückzuschlagen?

MANN Könnt Ihr nicht aufhören mit Eurem Interview?

RUFE | GERENNE | PFEIFKONZERT | KRACHER | LAUTSPRECHER-DURCHSAGEN | POLIZEI-SIRENEN ►



Anderntags berichten die Medien: »Es sieht so aus, als sei das zweitägige Gewalt-Ritual der letzten Jahre durchbrochen« ... »Kaum wahrnehmbare Schäden in Kreuzberg – hier ein paar kaputte Fensterscheiben, dort eine angekokelte Mülltonne.« Er habe den Eindruck, sagt süffisant-lächelnd der Innensenator im Fernsehen, »die Autonomen werden älter.«

Heute, mit deutlichem Abstand, würde ich meinem längst pensionierten Redakteur in einigen Punkten Abbitte leisten:

...Zwar war ich der hörbar anwesende, fragende, auch reagierende Stellvertreter meines Publikums, doch habe ich versäumt, eine Reihe notwendiger Fragen mit dem nötigen Nachdruck zu stellen. Natürlich ist es wichtig, dass sich ein Reporter (ein reportierender Autor) in sein Gegenüber hineindenkt. Man kommt hinein – aber wie kommt man wieder

heraus? Mag sein, dass ich den mit dem Molly in der Hand subjektiv verstehe. Aber die Geschichte seiner beschissenen Jugend hilft wenig, wenn er im nächsten Augenblick mein Auto oder junge Polizisten anzündet...

Alles in allem eine verpasste Gelegenheit. Das Feature würde ich gern wiederholen. Aber es gibt keine zweite Chance. Das wissen wir von den Remakes erfolgreicher Kinofilme: Nur noch Aufguss, die Spannung ist 'raus, die Neugier verpufft, das Pulver verschossen. Schade!

Zu Hause hefte ich einen Merkzettel an die Wand:

*Ich darf mich nicht gemein machen! Fremdheit herstellen!
Gefahr zu großer Nähe! Wir alle sind korrumptierbar!
Im Arbeitsprozess wechseln Nähe und Distanz, aber die Distanz
muss die Oberhand behalten!*

Auf der anderen Seite des Zauns – Meine Jahre in der Anstalt

1994-98 bin ich als Feature-Redakteur morgens und mittags Angehöriger des *SFB*. Später am Tag unternehme ich den meist nutzlosen Versuch, meinem zusehends verkümmerten Autoren-Ego etwas Leben einzuhauchen. Identitätsprobleme verfolgen mich bis in den Schlaf. Meine Antworten auf Manuskript-Angebote blähen sich auf drei, vier Schreibmaschinenseiten. Kritik kommt auf Samtpfoten daher:

Lieber Herr... Verehrte Frau....

ich kenne das Gefühl des Autors, wenn er zusehen muss, wie seine Erstfassung zerzaust wird. Aber gerade darin besteht ja die Zusammenarbeit mit dem Redakteur. Bei meinen frühen Manuskripten (Redaktion Peter Leonhard Braun) blieb kaum ein Wort neben dem anderen (...)

Ihr Manuskript erscheint mir noch wie ein verästeltes Kapillarsystem, dem die Hauptschlagader fehlt ... Die Figur des Autors verliert sich nach anfänglicher Präsenz in einem recht konventionellen Montage-Geflecht.

Warum schreiben Sie von »ihm« und nicht von sich? Ich finde, Sie müssen keinen »er« erfinden, wenn Sie selbst dort waren (...)

Einige Passagen sind der Form und dem Inhalt nach zu sehr aktueller Kulturericht. Die Grundhaltung des Feature-Autors wäre eine andere: nicht auf Tagesaktualität gerichtet, Nähe und Distanz genau ausbalancierend, nicht hie-und-da ein wenig herumgrabend – dafür umso tiefer (...)

Wie schwingt sich die private Geschichte ins Allgemeingültige auf? (...)

Sie wollen zu viel auf einmal. Einfachheit sollte Ihr Ziel sein! (...) Was noch weitgehend fehlt, sind Aussagen zur Hauptsache: Wer? Was? Wann? Wo? Wie? Versuchen Sie's mit einem anderen Titel. Halten Sie Einzelheiten, die ohnehin später erklärt werden, möglichst lange zurück (Suspense!). Reduzieren Sie den Text und kürzen Sie die Sätze! Schaffen Sie Raum für Akustisches! (...)

Allmählich werden die Briefe knapper und rauer im Ton:

Sie sollten meines Erachtens erst gar keine Erwartungen auf eine Story wecken, die nie wirklich erzählt wird (...) Ihr Manuskript habe ich durchgearbeitet, und ich muss leider sagen (...) Reden wir nicht um den Brei herum (...) Frei weg: Ich sehe dieses Thema nicht im Feature-Programm (...) Aus technischen Gründen halte ich die Aufnahmen nicht für sendbar (...) Die vorsichtig-optimistische Einschätzung Ihrer Arbeit, die ich vor gestern nach flüchtigem Querlesen am Telefon geäußert habe, muss ich nach genauer Lektüre leider revidieren. Schlimmer: in der vorliegenden Form halte ich das Manuskript für unbrauchbar (...)

Ich bin auf der anderen Seite des Zauns angelangt. Einmal, so um 1996, versuche ich's mit einem Formbrief: 30 Module – von »Haben Sie vielen Dank für Ihr Exposé, das ich leider nicht berücksichtigen kann« bis »Darf ich Sie um weitere Vorschläge bitten!« Es hat nicht funktioniert. Die Gründe für Ab- und Zusagen sind zu zahlreich.

Ich zitiere mich selbst so ausführlich, weil ich beim Wiederlesen erkenne, wie sehr die Verständigung mit »meinen« Autoren im Grunde eine Selbst-Verständigung des Immer-noch-Autors war. Ich las die fremden Exposés und Manuskript-Entwürfe, als seien es meine eigenen und ich müsste sie bei mir »an den Mann bringen«.

Gegen Mitleidsgefühle (mit meinem zweiten Ich?) ankämpfend, versuchte ich wie ein Scharfrichter, das Urteil möglichst kalt und Widerspruch aus-

schließend zu formulieren. Im Grund gelang es mir nie. Auch für einen Autor ist das Rollenfach nur schwer zu wechseln.

Manche Absagen zerrten so an der Seele, dass ich im Traum Mord und Totschlag beging und beim Aufwachen froh war, dass die Erstickten, Erdolchten, Vergifteten wahrscheinlich bei bester Gesundheit waren. »Ich bin kein Redakteur und werde nie einer werden« – wie oft habe ich diesen Satz leise vor mich hin gesprochen!

1998 bin ich wieder ausgestiegen. Ich habe die Entscheidung nicht bereut.

Leine lassen! – Lob der Umwege

Keine Frage – die professionelle Arbeitsteilung Autor/Redakteur ist Voraussetzung für ein gelungenes Radio-Stück. Autoren schießen gern übers Ziel hinaus. Als typische Einzelgänger, besessen von ihrem Thema, sind sie immer in Gefahr, die Bodenhaftung zu verlieren. Sie haben Einfälle, nicht alle sind gut. Da muss sortiert, gestutzt, gekürzt, entschlackt werden. Eine wohltätige Funktion des Redakteurs ist die Entrümpelung, noch ehe ein Wort auf dem Bildschirm des Laptop erscheint.

Ein guter Redakteur ist Anreger, Berater. Er liefert das erste Feedback und verhindert manchen Absturz, führt aber nie am Gängelband. Er (oder sie) gibt mir Zeit, erwartet keine voraussehbaren Ergebnisse, ermuntert zu Umgewegen, denn dort liegt oft das Überraschende – häufiger als an der breiten Strasse, die alle kennen.

»Man muss seine Unschuld behalten – ob im Leben oder im Film. Du ziehst an einem Schwänzchen und vielleicht kommt dahinter ein Elefant zum Vorschein« (Federico Fellini) ... Sofern man uns am Schwänzchen ziehen lässt.

Autoren brauchen die lange Leine, aber auch eine Bodenmannschaft (= Redaktion), die den entfesselten Ballon beizeiten wieder einfängt und schonend zur Erde zurückbringt. Das beginnt schon mit dem Exposé, dem zarten Küken, das beide – Redakteur und Autor – eigentlich gemeinsam großziehen müssten.

Leider soll es Redakteure geben, die dem Autor die Luft der vermeintlichen »Freiheit« nicht gönnen. Die Vorgaben für Kurzbeiträge auf tagesaktuellen Sendeleisten mögen sinnvoll sein (keine O-Töne am Anfang, nie frei stehende Atmos, einheitliches Sprechtempo, keine persönliche Haltung, niemals Erste Person Singular, keine individuellen »Auffälligkeiten«, ein Maximum

an Informationen auf engstem Raum, Einszwanzig und keine Sekunde länger).

Auf den langen Strecken aber gelten andere Gesetze.

Der Redakteur, der vor der Produktion ein unumstößlich »fertiges« Manuskript und ein entsprechendes Regiekonzept verlangt, denkt unprofessionell. Das Ergebnis der gemeinsamen Arbeit soll ja *gehört* und nicht *gelesen* werden. Nicht jeder Schnitt, jede Blende ist erklärbar. Akustische Abläufe und Wirkungen lassen sich auf dem Papier nur unvollkommen entwerfen. Papier ist Papier, Klang ist Klang. Das letzte Wort wird immer erst im Studio gesprochen.

Niemand, der von Verbotstafeln umstellt ist, entfaltet schöpferische Qualitäten. Penible Kontrolle und Misstrauen verschrecken das empfindsame Autoren-Ich. Es zieht seine Antennen ein, verschanzt sich im Schneckenhaus des »Objektiven«, verliert gleichermaßen Witz und Ernst, wird Mittelmaß. Im Schatten der »Anstalt« öffentlichen Rechts siecht es unauffällig dahin.

Autoren – es muss immer wieder gesagt werden! – sind gleichberechtigte Partner per Vertrag und keine Befehlsempfänger, Lohnarbeiter, Leiharbeiter, keine Lieferanten von Wort- und Atmoschnipseln. Das Medium ist auf sie angewiesen. Es profitiert von ihnen, vergisst das aber auch von Zeit zu Zeit. Dann auf einmal (ein anderes Projekt ist »geplatzt«, ein Jahrestag wurde verschusselt) erinnert sich das Medium an die Vergessenen. Liefern sollen sie, aber subito! Natürlich nehmen sie an. Das Hurengefühl schlucken sie 'runter.

Andererseits ist die traditionsreiche Chronik der großen Radioform auch eine Geschichte autonomer Persönlichkeiten, die sich nötigenfalls gegen ihre Auftraggeber durchsetzen konnten. Die Vielfalt des Genres entsteht mit einzelnen, oft schwierigen Menschen; mit dem Grad ihrer Autonomie und ihren besonderen Fähigkeiten.

Association of Independents in Radio nennt sich ein US-amerikanischer Zusammenschluss von freien Mitarbeitern. Die *independence* ist zwar mehr Wunsch als Wirklichkeit (ich selbst war eine Zeit lang AIR-Mitglied). Doch der Titel drückt Berufsstolz und die Sehnsucht nach Autorenfreiheit aus.



Radio ist Sound

Rezepte aus der Klangküche

In den Jahren als »freier« Zeitungsschreiber ist Klang für mich das Glöckchen am Ende einer Schreibmaschinen-Zeile, das 10 Pfennig Zeilengeld signalisiert. Noch bei der ersten Berührung mit dem Hörmedium Anfang der 70er Jahre denke ich als gelernter Print-Journalist in Texten und »Illustrationen«. Ton ist Hintergrund, Beiwerk, Untermalung. Ton hat dienende Funktion.

Dann, 1980 auf der dänischen Insel Møn, begegne ich dem zweitwichtigsten Ohrenöffner nach Peter Leonhard Braun: Henning Christiansen (1932–2008), einem Weggefährten von Josef Beuys und Nam June Paik, ab 1985 Professor im Fach Multimedia an der Hochschule für bildende Künste in Hamburg.



Henning Christiansen Mitte der Achtziger Jahre

Seine Methode, aus Musik und Geräusch etwas Drittes zu schaffen, elektrisiert mich. Als einer der ersten Fluxus-Komponisten arbeitet der studierte Musiker allerdings weniger in der Nachbarschaft der *musique concrète* (Pierre Henry, Pierre Schaeffer, Luc Ferrari) als in den Traditionen der *Dada*-

Bewegung. Christiansen musiziert mit Steinen und Sand, knirschendem Schnee, Pappröhren, Sprungfedern, Metallplatten, Vorschlaghämtern, Nebelhörnern und Schiffssirenen. Mitwirkende sind seine Kanarienvögel, 30 Schafe auf der »Ars Electronica« 1988 in Linz vor dem Anton-Bruckner-Haus oder Raubtiere, deren Lebensäußerungen durch riesige Lautsprecher in ihren Lebensraum, den Zoo der Stadt Rom im Villa-Borghese-Park, zurückgefüttert werden.

Sophie Jonquière beschreibt seine Arbeit in einer Musiksendung des RIAS Berlin (1990):

Das sitzt Christiansen am Mischpult, fährt die vorbereiteten Geräuschauslöser ab, spricht Texte, klopft mit Stöcken, röhrt auf einem Blech, wäscht sich die Hände in einer Schüssel, hantiert mit Schaufel und Handfeger, trommelt auf einem alten Koffer. Ein Instrumentalist bläst auf einer balinesischen, norwegischen, chinesischen Flöte, auf einer Spielzeugflöte, auf einer Trillerpfeife, auf dem Mundstück eines Saxophons, auf einem Plastikrohr...

Auch auf Hennings und Ursulas kleinem dänischen Bauernhof finden sich in jeder Ecke Geräuscheinstrumente und gefiederte oder vierbeinige Mitspieler – Ziegen, Hühner, ein träges Schwein. In den Sommern der achtziger Jahre wird gemeinsam gehämmert, gepifft, geblasen, gegeigt und gelacht.

Mein Journalisten-Ernst hat Ausgang. Jan darf mitmusizieren. Ein besonders wichtiges Instrument ist Hennings bescheidenes Tonbandgerät, das sich an die Nachbarschaft von Heu, Sand und Hühnerfutter gewöhnt hat.

Von Christiansen angeregt, beginnt meine tastende Beschäftigung mit Klangphänomenen. Ich lese »The Tuning of the World (1977)« des kanadischen Komponisten und Soundforschers Raymond Murray Schafer. Ich entdecke das Wunder des kleinen Vogels, der mit seinem winzigen Schnabel auf einem Ast Luftwirbel erzeugt: Die in Schwingung versetzten Luftpoleküle berühren die Membran meines Mikrophons zwanzig, dreißig Meter entfernt, und das Aufnahmegerät verewigt den zarten Gesang auf einem dünnen braunen Plastikstreifen und macht das Vöglein eine Zeit lang unsterblich.

Die erste gemeinsame Arbeit mit Henning Christiansen heißt »Orkanschild Made in Holland – Das Wasserbauwerk des Jahrhunderts« (SFB 1983) und handelt vom Bau eines gigantischen Bollwerks zur Abriegelung des Rhein-, Maas- und Schelde-Deltas in der süd-holländischen Provinz Zeeland gegen Sturmfluten. Die Baustellen-Geräusche, Interviews und historische Aufnahmen von der Flutkatastrophe des Jahres 1953 verweben wir im Studio mit einem Klangteppich, den der Klangkünstler nach aktuellen Wetterkarten komponiert hat.

Aus dem Stegreif – Hörspiel improvisiert



1990 lerne ich Tony Osanah kennen, einen brasilianischen Sänger und Musiker mit argentinischen Wurzeln, Jahrgang 1947, den es auf der Flucht vor dem Militärdienst erst nach Brasilien in die Bands von Gilberto Gil und Raul Seixas und Jahre später nach Deutschland verschlagen hat. Unser Projekt für die Hörspielabteilung des Hessischen Rundfunks heißt »A fúria – Die Wut der Kinder / Canto in fünf Teilen« (1993). Osanah erzählt über zwei Straßenkinder, Teco und Pedrinho, und weil nach seiner Erfahrung »niemand bei uns in São Paulo solche Geschichten hören will«, lautet der Untertitel »Mein Freund Tony erzählt den Hühnern und Schweinen eine Geschichte« – was er in einem akustisch-imaginierten Hühner- und Schwei-nestall denn auch tut.

Info für die Redaktion:

»Wir haben den canto nach Improvisationen zu Gitarre und kalimba (einem Metallzungen-Instrument afrikanischen Ursprungs) gemeinsam aufgeschrieben und Strophe für Strophe auf Tonband festgehalten. Die Erzählweise ist eine Mischung aus dem populären südbrasilianischen Samba de morro (so genannt nach den Sambaschulen auf den Hügeln – morros – rund um Rio) und dem traditionellen Stil der nordöstlichen repentistas (Stegreifsänger, von repente – plötzlicher

Einfall, Geistesblitz). Auf der Grundlinie dieses in portugiesischer und deutscher Sprache gesungenen bzw. gesprochenen canto entstehen im Studio Klangflächen aus Original-Geräuschen – mit dem Ziel, die traditionelle Erzählform des cantador und die Möglichkeiten stereophoner Klangmischungen zu einer genuinen Funkform zu verbinden...«

Teco Respondeu: Pedrinho
entra na minha, do que
tu faz com muito dinheiro? hum
Pedrinho lhe disse: eu ia comprar
uma casa pra minha mãe,
eu acabava com todos favelas
e podava as árvores e
comprava um carro ^{um milhão} pra mim.
mandava as crianças na escola
~~Teco~~ pra não ter que passar
pela mirra que eu é a minha
mãe passamos, é quem
se importa com tudo isso?
~~Ele~~ Vínguin! interrompeu
Teco, ~~que~~ Se eu for
presidente eu mando
pra puta que ~~é~~ pariu

Aus Osanahs Mitschrift der gemeinsamen Improvisation

◀ SPRECHER (IN BEIDEN ROLLEN) Unter der Autobahnbrücke zwei Ratten | Abschaum | Kauten da ihr Leben | Spuckten Unverdauliches auf eine Pizza-Pappe aus dem Müll | für andere Stadtratten noch eine Mahlzeit.

Manchmal schlafe ich bei einer Frau | die behauptet | sie ist meine Tante...

Mutter – Fragezeichen | Vater – Fragezeichen

Wer hat mich aus dem verdammten Müllsack gezerrt?? ►

Teco und Pedrinho steigern sich an einem Regentag in Gewaltphantasien. Ihre Träume werden immer maßloser – Teco als großer Stern am Samba-Himmel... Gouverneur... Präsident... Papst...

◀ Man müsste Gott sein...

Vulkane brechen aus | Die Erde bebt | Kein Stein bleibt auf dem anderen.

Dann erschaff' ich alles neu | wie mir 's passt! | Ausgeschissen, Leute! ►

Europa als Klang-Baukasten

In diese verspielte Periode gesteigerter Klanglust fällt auch ein Projekt mit dem Titel »EUROPOLY« – wieder für das HR-Hörspielprogramm.

March 1993—Dear colleagues,

Join us in building Europe on the radio! Politicians and bureaucrats make a lot of efforts to reduce the diversity of our continent to a pan-European formula. With Babylonian diligence, »Eurocrats« are working on a standardised artificial creation for 350 million people. While at the same time national interests and territorial claims trigger wars.

We attempt to create an utopia. In our »acoustic Europe« there is no room for either bureaucratic centralists or demagogic separatists. With colleagues from all the European broadcasting organisations, we would

like to compose this Europe together in 1994. The contents of EUROPOLY will be the story of it's comming into being.

We are asking our colleagues to provide the »building materials«: recordings of voices, music and original sounds – analogue and digital, tape (15 or 7,5 inches per second) or cassette, mono or stereo. The only condition: the material must be recognisable in the eventual audiophonic structure as characteristic for your country and your station...

Der Brief (noch in Papierform!) geht an 15 europäische Rundfunk-Anstalten. – Colm Keane, Rádio Telefís Éireann, antwortet aus Dublin:

I myself like the idea of EUROPOLY quite a lot: A last reunion of some radio Dynos at the eve of their days, expecting their extermination by a new breed of young, healthy, greedy and aggressive format-radio-monsters.

On the other hand: this programme turns out to be the disproof of your initial idea. Why should we »build« something that already exists? Really strange! I hate this (German?) obsession for squeezing everything into a formula.

My suggestion: let's agree that diversity is the strength of this continent! Long live the European mess! Special toasts go to confusion and chaos! Let's enjoy merry Babylonia! Your broadcast should end with a happy roofing ceremony of your virtual building turning out a failure.

That's what I call a happy ending!

Und er hat Recht! Das 82 Minuten lange Ergebnis (gesendet 1994) ist ein Dokument des Scheiterns; ein heiteres, ein groteskes und zuweilen verzweifeltes Spiel mit den akustischen Lebensäußerungen unseres Kontinents.

Briefe und Tonträger treffen ein – aus Helsinki und Dublin, Białystok und Rom, Budapest und Bukarest, Paris und Brüssel, Oslo und Berlin, Wien und Basel, aus Moskau, Ljubljana und Kopenhagen, hunderttausend Meter Magnetband. Andere Materialien kommen nie oder schlicht zu spät.

Pakete bleiben auf Flughäfen liegen, werden zurückgesandt, irren wochenlang durch Europa, Bänder erreichten uns als unentwirrbare Knäuel. Wir leben ja noch im postalischen Zeitalter. Die beschreibbare Compact-Disc ist erst fünf Jahre auf dem Markt und in den Studios noch längst nicht Standard, und die Übertragung großer Datenpakete mit Hilfe sogenannter »Sharehosters« wird erst zwei Jahrzehnte später möglich sein.

Montage im Schlafzimmer

Zu dieser Zeit haben wir gerade die Arbeitsräume in der Berliner Wielandstraße aufgeben müssen. Das Haus wird grundsaniert, und nach Ende der Arbeiten werden wir die Miete wohl nicht mehr aufbringen können.

In den nächsten zwei Jahren dient unser Schlafzimmer in der Charlottenburger Knesebeckstrasse auch als Studio.

Da laufen tagsüber sechs Tonbandmaschinen, eine bunte Mischung von Gelegenheitskäufen, Heidrun als DJ an den Zuspieldgeräten, die Wohnung übersät mit Manuskriptblättern, Bandschnipseln und auf Bobbies gespulten Einzel-Takes.

Mehr als einmal schlepppe ich, ohne es zu merken, eine zusammenhängende Ton-Sequenz mit dem Klebeband an den Schuhsohlen quer über den Berliner Hinterhof. Was für eine schöne, aufregende Zeit!

Die Befreiung von den Zwängen der Sendertechnik ist weniger eine Rebellion gegen den »Apparat«, als ein Akt individueller Emanzipation. Ich möchte alles in der Hand halten, zuschlagen, wann immer mir »danach ist«, meinem Rhythmus folgen. Und doch werde ich nie aus der Abhängigkeit ganz entlassen werden. Wie sollten meine Produkte in der Zeit des öffentlich-rechtlichen Sendemonopols sonst »unter die Leute« kommen?

Seit den Fernsehproduktionen für Jugend- und Kinderprogramme des SFB, WDR und Bayerischen Rundfunks Mitte der Siebziger reibe ich mich als »Realisator« an den Teamwork-Zwängen wund – Arbeitszeitregelungen zum Beispiel: Wenn die Sonne endlich wieder rauskommt, ist Feierabend...

In einem Berliner Laden für gebrauchte Kamera-Ausrüstungen kaufe ich mir eine *Beaulieu-16-Millimeter-Kamera* mit allem drum und dran. Freilich ist diese Art der freiwilligen Zuarbeit im »Apparat« nicht vorgesehen und für mich, den Freien, gar nicht finanziert (Filmmaterial, Entwicklungskosten).

Noch ehe ich die Rechnung aufmachen kann, erscheinen zwei Kriminalbeamte in unserer Wohnung und beschlagnahmen die Geräte als identifiziertes Diebesgut. Ende des Ausbruchsversuchs.

Beim Aufräumen fällt mir ein Artikel aus den Feature-Blättern (*>Radio-Dok<*) des MDR und SFB entgegen, den mir der damalige MDR-Redakteur Holger Jackisch (1959-2001) als Editorial im Herbst 2000 zum 60. Geburtstag geschenkt hat. Ich bin so eitel, ihn hier auszugsweise zu zitieren, denn Holgers Text beschreibt sehr einfühlsam die Atmosphäre einer solchen Autorenproduktion:

(...) Einmal haben wir gemeinsam an einer Sendung gearbeitet. Es war der Herbst, in dem in Ostdeutschland die ersten Ausländerheime brannten. Produziert und gemischt haben wir die Sendung über das Leipziger Ausländerheim dann in Berlin – in Helmut und Heidrun Kopetzkys Schlafzimmer.

Kopetzky hatte die Betten beiseite geschoben, ein Mischpult und ein halbes Dutzend Bandmaschinen aufgebaut, alle möglichen Typen, uralte darunter, die schon Mühe hatten, noch auf ihre Geschwindigkeit zu kommen (...)

Ich habe in diesem Schlafzimmer mehr gelernt, als in jedem »richtigen« Studio: wie man fremdsprachige Töne übersetzt, ohne die Originalsprache kaputtzumachen, wie man Atmosphären mischt und ausbalanciert.



Mit Holger Jackisch, 1992

Die Bandmaschinen hatten natürlich keinen Fernstart, wir mussten sie für jede neue Mischung per Hand starten. Helmut war unser Dirigent. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er ganz ruhig dem Interviewton zuhört, mit dem Kopf den Rhythmus des Sprechenden aufnimmt und dann das Handzeichen gibt für die Bandmaschine mit dem nächsten Satz des Übersetzers, genau in der richtigen Sekunde. Diese ruhigen rhythmischen Bewegungen, eine Art Tanz, der der Sendung einen Takt gab (...)

Sein Studio arbeitet inzwischen nicht mehr analog und nicht mehr im Schlafzimmer. Eine Arbeitswohnung in der Berliner Knesebeckstraße, schallisoliert und mit Schnittcomputern ausgestattet. Dort sitzt er am

Bildschirm und baut auf diese Weise seine Sendungen zusammen, konzentriert, fast bewegungslos.

Auf seinem Briefbogen steht weiterhin: »Studio Heidrun und Helmut Kopetzky, analog und digital. Vielleicht sollte man mal wieder eine Produktion bei ihm in Auftrag geben und ausdrücklich »analog!« auf den Bestellzettel schreiben (...)

Holger, Du Guter! Jeder Autor braucht Menschen wie Dich – Anreger, Weggefährten, Komplizen, kritische Freunde, Ermutiger.

Bei der Arbeit an »EUROPOLY« stößt noch ein Inspirator zu unserem Dream-Team: Michael-Maria Kammertöns (*1949 in Bochum), eigentlich Architekt, seit Jahren auch als Komponist und Aktionskünstler tätig. Er bringt fertige Aufnahmen von surrenden Drähnten, schwirrenden Sprungfedern und raunenden Instrumenten-Saiten mit, die wir in spielerischer Gemeinsamkeit mit den Originaltönen zu Soundscapes komponieren. Aus einem Vorrat an vielsprachigen Militärkommandos und Exerziergeräuschen entsteht beispielsweise ein rumpelnder, humpelnder Walzer, der an groteske Vor-Bilder von Otto Dix erinnert.

So genannte »Mutterbänder« der fertigen Komposition schicken wir zurück an die befreundeten Hörspiel-Kollegen in Europa. Ende 1994 sind neun Adaptionen produziert und zum Teil gesendet – einschließlich der übersetzten Antwortbriefe, Telex-Botschaften, Hilferufe und Verwünschungen.



Produktionspause mit M. M. Kammertöns (rechts)
auf dem Knesebeckstraßen-Balkon

Radiotage – Das XLR-Format

1999 bin ich (der eigentlich aus der »journalistischen Ecke« stammt) vollends zum *sound maniac* im Grenzgebiet zwischen Radio-Feature, tradiertem Hörspiel und »Klangkunst« geworden. Alle drei Spielwiesen finde ich in idealer Kombination von Christoph Buggert betreut, dem Erfinder und Organisator der heute schon legendären hr2-Radiotage.

1995, zum Beispiel, hat er das 16 Stunden lange Mammutprojekt »Der Krieg geht zu Ende« von Walter Kempowski (Regie Walter Adler) mit 220 Schauspielerinnen und Schauspielern ermöglicht. – Buggert:

Das Traditionsradio wird so lange ein Nischendasein führen, als es schmollend auf überlieferten Privilegien beharrt. Verlorene Positionen wird es nur dann zurückgewinnen, wenn es neu und anders auf sich aufmerksam macht.

Auch unser »Tag in Europa« am 28. Februar 1999 dauert von acht Uhr morgens bis Mitternacht und ist eine Miniaturen-Sammlung aus den Klängen, Geräuschen, der Musik und den (unübersetzten!) Sprachen und Dialektken des Kontinents – klingenden *objets trouvés*, mal drei, mal sieben, mal zwölf Minuten lang; Ergebnis einer langen Reise in fünf Etappen: 41 000 Kilometer binnnen sechs Monaten durch 32 Länder, 28 638 km davon mit dem Pkw.

Die über 200 Soundscapes mit einem Minimum an gestalterischen Eingriffen werden nur von fünf kurzen Nachrichtenblöcken, live moderierten einzeiligen »Überschriften« und der mehrfach wiederholten Ansage unterbrochen: »Benutzen Sie Ihre Kopfhörer!«

? Herr Kopetzky – beschreiben Sie ihre Vorgehensweise!

Sechsmaliges Driften mit offenen Ohren. Immer auf Empfang, Rekorder schon beim Frühstück umgeschnallt. Ich benutze ein einfaches Analoggerät (»Sony Walkman Professional«) – allerdings mit einer Auswahl guter Stereo-Mikrophone. Ein Knopfdruck, und die Aufnahme kann losgehen. Der Casettenrecorder als Audio-Sofortbildkamera.

? Aber ist das nicht allzu ... privat. Wo bleibt das Exemplarische?

Ich denke mir das so: Indem ich ein Hör-Phänomen (Stimmen, Geräusche, Musik) aus der Klangumwelt heraus-isoliere, erhält das zufällig Gehörte, Belauschte auf einmal Bedeutung. In den besten Momenten wird es sogar exemplarisch.

Es wäre arrogant, den Hörern weiszumachen, so oder so klinge (oder gar: *so sei*) ein bestimmter Ort in Europa. Als Autor, der mit Tönen schreibt, versuche ich eigene Höreindrücke zu rekonstruieren. So kann auch die Auswahl der Klangereignisse für diesen Radiotag nicht »ausgewogen«, »repräsentativ«, im Sinn abstrakter Erbsenzählerei »richtig« sein.

Der Aufnahmevergäng verfälscht – und verdeutlicht. Wir nehmen unsere akustische Umgebung ja immer selektiv wahr. Wir hören hin. Das kann mein Mikrophon natürlich nicht. Aber es hat die wunderbare Eigenschaft, wie ein Teleobjektiv – oder ein Mikroskop – einzelne Elemente einer Klangwirklichkeit zu betonen.

»Ein Tag in Europa« ist der Gesamteindruck einer langen, sehr persönlichen Expedition; keine Bestandaufnahme, keine akustische Kartografie, nichts für die Abteilung »Dokumentation«. Der Zufall ist ein verlässlicher Begleiter (Aber der Zufall – sagte der Naturwissenschaftler Louis Pasteur – »trifft nur den vorbereiteten Geist«).

Europa ist ein Patchwork aus großen und kleinen Flicken, billigen und teuren, armseligen und luxuriösen. Aber das zeigt uns ja schon die Landkarte. Europa klingt auch so! Noch haben die Länder Europas neben aller MacDonaldisierung eigene Stimmen.

? Also mal praktisch... Sie kommen in eine fremde Stadt – und dann?

Lauschen! Der erste Eindruck ist oft der stärkste. Das Mikrophon, mein zweites Ohr und doch ein selbständig-wahrnehmendes, soundsüchtiges Wesen, entdeckt (es ist Mittagszeit), dass die Einwohner Käfige mit Singvögeln auf die Balkone gestellt haben. Das klingt anders, als in meiner Berliner Straße: bezaubernd.

Vielleicht bemerke ich abends in einer deutschen Vorstadt, die sich kollektiv ins Private zurückzieht, die niedersausenden Plastikrollläden, aber das Geräusch unterscheidet sich sprechend vom perkussiven Gerassel der Scheren-gitter in einer spanischen Ladenstrasse vor Eintritt der Siesta-Stille.

? 16 Stunden unkommentierter Originalton ... Lieder, Reden, Trinksprüche, Rundfunkdurchsagen, private Gesprächsfragmente – oft Minuten lang und ohne Übersetzung. Geht das denn?

Dieses Hörspiel ist die Behauptung: Es geht! Ich denke an unseren fünfjährigen Sohn, der 1981 auf der Ostseefähre mit dänischen Kindern spielte, um hinterher erstaunt festzustellen: »Die können ja gar kein Deutsch!« Auch meine eigene Erfahrung – sieben Reisen in die UdSSR mit geringsten Sprachkenntnissen – stützt dieses Nur-Ton-Wagnis.

Sprache ist Bedeutungsträger, aber auch akustischer Werkstoff. Der Autor

muss das Sprachmaterial auswählen, ordnen, bearbeiten – wie der Bildhauer Steine bearbeitet. Manches Gesagte überzeugt im Rohzustand, anderes muss erst gesäubert, herausgeschält, geschliffen, verdeutlicht werden, um sich selbst mitzuteilen.

? Ihre stärksten Eindrücke?

(AUTOR DENKT LANGE NACH)... Die Pferdefuhrwerke in Rumänien, die vom zunehmenden Autoverkehr buchstäblich von der Straße gedrängt werden. Die beklemmende Atmosphäre in Portadown, Nordirland, wenn abends die Straßen zwischen dem »katholischen« und »protestantischen Viertel« mit Stahlbarrieren verriegelt werden. Die Auseinandersetzung zwischen einer Gruppe von Neofaschisten und greisen Kriegsteilnehmerinnen auf dem Newskiprospekt in St. Petersburg. Der frühere Offizier der Roten Armee, der jetzt auf dem Marktplatz von Tallin für ein paar Münzen Ziehharmonika spielt, und seine Frau singt dazu. Oder, ganz impressionistisch, das Erwachen eines bulgarischen Bergdorfs bei Sonnenaufgang ...

Oft waren es ja die eher privaten Szenen, die uns beeindruckten: das sonntägliche Wett-Diskutieren der Männer vor der Kathedrale in Bologna (Politik & Fußball), das abendliche Einschlaf-Zeremoniell einer schwedischen Mutter mit ihrer Dreijährigen; zärtlich geflüsterte Abschiedsworte auf einem Bahnhof in Budapest, deren Inhalt wir durch Melodie, Dynamik, Pausen nur erahnen konnten. Oder der Auftritt eines alten Mimen aus Florida, der sich seinen Lebenstraum erfüllt: im Amphitheater von Epidavros Shakespeare zu rezitieren.

Ach ja... Trauzeugen im Heiratsparadies Gretna Green sind wir auch gewesen – Gegenleistung für die Aufnahmeerlaubnis.

? Die HR-Programmvorschau nennt Ihren Radiotag eine »Klangskulptur«?

Skulptur entsteht durch Weglassen. Dass die Form im Material steckt und »nur noch« herausgeschält werden muss, war vor 500 Jahren schon die Überzeugung Michelangelos, der als Bildhauer oft viele Wochen in den Steinbrüchen von Carrara verbrachte.

Auch für den Sound-Skulpteur besteht ein beträchtlicher Teil der Arbeit im Studio aus – zuweilen schmerhaftem – Verwerfen. Von 360 Stunden Originalaufnahmen (das sind 15 x 24 Stunden O-Ton), bleiben an unserem Radiotag weniger als 16 Stunden übrig. Da hilft nur mitleidlose Reduktion – ein Prozess von weiteren sechs Monaten. Der größte Teil wird weggehauen oder landet im Archiv. Kannibalisch!

Wichtiges Auswahlkriterium ist die »Dichte« des Materials. Würde die an Ort und Stelle wahrgenommene akustische Welt im Radio-Programm ohne Kommentar und ohne Übersetzung genügend Aussagekraft besitzen?

? Gut und schön – aber wer entscheidet das?

Wir, die Autoren. Allerdings muss das Material erst wieder fremd werden, abhängen, »ausbluten«. Der zeitliche Abstand ist ein unbestechlicher Kritiker.

? Herr Kopetzky, ich danke Ihnen für dieses Gespräch!

»Interview mit mir selbst«, HR-Pressemappe



Das Team der Live-Sendung

Für alle Beteiligten ist der 28. Februar 1999 auch ein Protesttag gegen das Clip-Radio, in dem Geräusch-Schnippel nur noch als Authentizitäts-Belege und zur akustischen Hintergrund-Tapezierung dienen. Mit unserem Radio-Event, nur fünfmal unterbrochen durch Nachrichtenblöcke zu je 5 Minuten, demonstrierten wir einen sonnigen Sonntag lang, dass Radio weit mehr sein kann als »Fernsehen ohne Bild«. Und viele Hörerinnen und Hörer geben uns Recht. Von 8 Uhr früh bis Mitternacht sitzen wir zu Dritt an Studio-Telefonen und sammelten Echos aus dem »Sendegebiet«. 1200 Anrufe während der Sendung. Hunderte Briefe, Faxe und e-Mails noch in der Woche danach:

Zufällig habe ich heute morgen die ersten Geräusche gehört und seitdem das Radio nicht mehr ausgeschaltet. So wird mein Garten vernachlässigt, und der erste Frühlingstag geht an mir vorüber...

Manchmal muss ich heulen – so viele Erinnerungen...

Bin blind, meine Frau fast erblindet. Diesen Tag werde ich nie vergessen...

Mein Mann hat mir extra Kopfhörer gekauft...

Höre sonst nur die Service-Welle hr3. Bin mit dem Finger ausgerutscht und auf hr2 hängen geblieben (ein Truck-Fahrer von der Strecke)...

Freunde kamen zu Besuch. Jetzt hängen wir alle vor den Lautsprechern...

Noch nie so viel Radio gehört. Habe meine ganze Bude dabei renoviert...

Am Abend war ich ein anderer Europäer. Mein Radio lief 16 Stunden lang...

Als ich jung war konnte ich nicht reisen. Jetzt bin ich dafür zu alt. Habe heute vieles nachgeholt (eine Hörerin aus dem früheren Siebenbürgen).

Und immer wieder: »Der Hörfunk lebt!«

Mit Trailern, Vorausinterviews und Programm-Flyern hatte der Sender den ungewöhnlichen Event wirksam »unter die Leute« gebracht. Und tatsächlich entstand eine virtuelle Versammlung von vielen tausend Ohrenpaaren, die »terrestrisch«, per Kabel oder Livestream einen Sonntag lang auf Empfang geschaltet waren – fast wie in den *Golden Days of Radio*. Ein kleines Medienwunder, fanden wir.

Bei diesem radikalen, mutigen Purismus ergänzten sich Inhalt und Form zu einem utopischen Entwurf von Radio...

Funk-Korrespondenz, 16. März 1999

Heavy Metal Chisinau

Von der Schwierigkeit, einen Nagel klangschön in ein Brett zu schlagen

Drei Wochen nach unserem Radiotag beginnt der Krieg um die Kontrolle der serbischen Provinz Kosovo mit Luftangriffen der NATO auf das Gebiet der jugoslawischen Teilrepublik Serbien. Ende März fliege ich auf Einladung des Goethe-Instituts in sicherer Höhe zu langfristig geplanten Feature-Workshops in Bukarest und Chișinău (Moldawien), während unser *Air-France*-Jet auf leicht verändertem Kurs den balkanischen Krieg rechts liegen lässt.

In der rumänischen Hauptstadt produzieren wir ein einfach strukturiertes Hörstück mit dem Titel »Zwei Wirklichkeiten«. Darin macht sich eine Reporterin zu einem Bukarester Kino auf, das den jüngsten Spielberg-Film »Der Soldat James Ryan« (*Saving Private Ryan*) im Programm hat. Sie befragt Besucher an der Kinokasse: Warum zahlen, wenn ' den Krieg live und gratis im TV gibt?

472 Kilometer weiter östlich, nach einer abenteuerlichen Autofahrt über die verschneite rumänisch-moldawische Grenze, schlage ich im staatlichen Rundfunk der *Republica Moldova* ein kleines Soundprojekt mit dem Titel »Heavy Metal Chișinău« vor. In den Kfz-Werkstätten des Rundfunks wollen wir das »Lied der Arbeit« aufnehmen und später mit Musik zu einem dritten Ganzen mixen.

Wir setzen uns also in Bewegung, zwölf höhere Angestellte, darunter ein Tontechniker mit dem einzigen stereoauglichen Aufnahmegerät des Senders, Heidrun und ich in feierlicher Prozession. In den Werkstätten herrscht gähnende Leere: Materialmangel. Was tun? Allem Anschein nach habe ich den Mund zu voll genommen.

Schließlich bildet die Gruppe von ernsten Professionals, die selbst nie ein Mikrophon in die Hand nehmen würden, einen Halbkreis um den Werkstätten-Leiter, der – in Schlips und Kragen – versucht, einen Nagel halbwegs gerade in ein Brett zu schlagen. Der Techniker nimmt auf. Und alle sind tief beeindruckt.

8. 4. 1999 – Lieber Dr. Buggert,

Europa lässt uns also nicht los! Tragisch, dass der schöne Traum, den wir unseren Hörern vor über einem Monat vorgeträumt haben, nun so beschädigt wird – wahrscheinlich auf lange Zeit und ohne erkennbare Perspektive.

*Derzeit wird ein großes Stück des Kontinents physisch und mental isoliert.
Von einem »gemeinsamen« Erdteil zu sprechen, erscheint eher zynisch.*

Mit den Kollegen von »B92« in Belgrad, die uns während der Reise für »Ein Tag in Europa« überaus freundschaftlich aufnahmen, haben wir seit gestern dank E-mail wieder Kontakt. Sie scheinen o. k. zu sein. Mischko, den wir schon vom Prix Europa kannten, und seine Freundin haben gerade ein hübsches neues Haus bezogen; dieser Tage müsste ihr Erstgeborenes ankommen....

(Übrigens gibt es in Holland eine Unterstützergruppe für die »unabhängige« Station, die ja neuerdings unter Regierungsaufsicht sendet)



Auf der inneren Leinwand – Der Atmofilm

Radio kann alles sein – nackte Wort-Erzählung, Reportage, Montage. Aber auch der gestaltete »reine Ton«. Die Herstellung eines »Hörfilms« erscheint zunächst verlockend einfach: keine mühselige Faktensammelei, keine Manuscript-Arbeit. Das Mikrophon in die Luft halten und los. Der Rest: nur noch pures Studio-Vergnügen, wie Kochen. Man röhrt etwas zusammen, schmeckt ab, serviert – fertig... Schön wär's!

Anders als das unwissende Mikrophon, das immer nur eine Summe des augenblicklich Hörbaren abbildet, hören wir Menschen selektiv und reflektierend; filtern aus den Umgebungsgeräuschen wie mit einem Equalizer der Reihe nach einzelne Frequenzen heraus; identifizieren die dazu gehörenden Schallereignisse und ihre Bedeutung. Und zusätzlich vollführen unsere Augen Schwenks und Zooms und vervollständigen die akustischen Mitteilungen aus unserer Umwelt durch optische. So kommt es, dass wir auf der anderen Straßenseite – durch all den Verkehr hindurch – eine Person schreien hören (sie reißt ja den Mund auf, sie tut aufgeregt u.s.w.) – aber die Aufnahmeapparatur registriert nichts davon, nur einen Cocktail aus Motorenlärm.

In dem Roman »Das Jahr 1793« von Victor Hugo bemerkt der Fürst von Lantenac von einem Hügel aus das Sturmgeläut der Kirchtürme in weitem Umkreis. Der Seewind bläst die Töne von ihm fort. Die offenen Glockenstühle aber sehen durch das Hin- und Herschwingen der Glocken einmal hell und einmal dunkel aus. Lantenac hört mit den Augen.

Hören ist Erinnern und Vergleichen, ein elektrisches Impulsgewitter im PC, den wir etwas altmodisch »Gehirn« nennen. Jeder hört in seinem Kopf – und nicht zwei von uns hören je dasselbe. Genauso ist es mit dem Lesen, das der »Jazzprofessor« Joachim Ernst Berendt (1922-2000) ein »verinnerlichtes Hören« nannte. Als Hörer und Leser bin ich mit meinen Gedanken allein, auch in der größten Menge.

Denn dafür benutzt das Radio unser Gehirn: als Bühne, als Projektionsfläche eigener Vorstellungen. Es ist – in den Worten unseres Lehrmeisters Orson Welles – *The Theatre of Imagination*.

Das Hirn als Suchmaschine und Marcel Prousts Sahnetörtchen

Wenn ich von »meinen Ohren« rede, meine ich mehr als die beiden trichterförmig modellierten, seitlich angebrachten Fleischwülste samt ihren wunderlichen Anhängseln – Hammer, Amboss, Steigbügel, Paukenhöhle, Bogenräume, Schnecke, Ohrtrumpete. Dieser Teil des Apparats ist nur ein Glied in der Übertragungskette vom Schall zum Sinn. Die auftreffenden Töne erreichen die nicht zufällig »Trommelfell« genannte Membran, und ein komplizierter Prozess, in dem mechanische und elektrische Vorgänge mit Botenstoffen zusammenwirken, leitet die Erregung weiter zum Gehirn.

Dieses gleicht die akustischen Eindrücke mit unserem eigenen Erinnerungs-Archiv ab. Eine bestimmte Reizkombination setzt den Prozess in

Gang. Elektrische Wellen breiten sich von den Synapsen – den Kontaktstellen zwischen unseren »grauen Zellen« – über die ganze Struktur des zerebralen Netzwerks aus. Die Suchmaschine in uns durchkämmt die »Festplatte« des Gehirns nach Gedächtnisspuren. Die Impulse werden dechiffriert und mit erinnerten Sinneseindrücken verglichen. Erst in diesem Augenblick, Sekundenbruchteile später, hören wir tatsächlich. Der kurze Weg bis zum Hörzentrum genügt, um aus dem originalen Schallereignis eine individuelle Kopie anzufertigen.

»Der Wald im Radio«, sagte ein kluger Selbst-Beobachter, ist der »Wald unserer Erinnerungen«. Hören ist Erinnern und Vergleichen. Das Geräusch der herandonnernden Lokomotive lässt unseren Hirnspeicher ein ganzes Arsenal von Lokomotiv-Abbildungen und -Eigenerinnerungen durchrasen. »Das Pfeifen der Lokomotive weckt in uns die Vision eines ganzen Bahnhofs« (Peter Handke – »Die Stunde da wir nichts von einander wussten«).

Ins Bewusstsein kommt nur, was der selektiven Aufmerksamkeit unterworfen wird. Die Stärke, mit der sich ein Ereignis einprägte, hängt sehr davon ab, wie stark das Ereignis emotional besetzt war.

Prof. Wolf Singer, Leiter des Max-Planck-Instituts für Hirnforschung in Frankfurt am Main, in einem Interview für das DLR-Feature »Dressur« (2005 mit Robert Matejka).

Ein andermal registriert der primär auditorische Kortex (die »Hörrinde«) ein Gemisch aus tiefen Frequenzen – 20, 50, 100 Herz. Tausendstel Sekunden später hat mein Gehirn die Begriffe »Flugzeug«, »Motor«, »Propeller« erkannt und bietet mir eine Auswahl verwandter Assoziationen an: »Wiese«, »Heu«, »Straßenrand«, »1950«, »jung«, »Zum-ersten-Mal-verliebt-sein«, »Rad-ausflug«. Das Brummen eines einzelnen Propellerflugzeugs hoch am Himmel ist im Ordner »Sommerglück« gespeichert. Und ich fühle diesen leisen, ziehenden Erinnerungsschmerz (»Sentimentaler alter Esel«, kommentiert ein anderer Hirnsektor).

Was ich jetzt tatsächlich »höre«, ist bereits meine Version. Das Original war kaum mehr als ein Rohling, ein Muster. Je klarer dieses Muster ausfiel, um so vielfältiger und »farbiger« ist nun die Kopie.

Ein berühmtes Beispiel für diese zerebrale »Verschaltung« stammt aus Marcel Prousts Hauptwerk »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit«. Auslöser in diesem Fall sind *Les Petites Madeleines*, muschelförmige »Sandtörtchen«:

... In der Sekunde nun, da dieser mit den Gebäckkrümeln gemischte Schluck Tee meinen Gaumen berührte, zuckte ich zusammen und war wie gebannt durch etwas Ungewöhnliches, das sich in mir vollzog. Ein unerhörtes Glücksgefühl, das ganz für sich allein bestand und dessen

Grund mir unbekannt blieb, hatte mich durchströmt. (...) Und mit einem Mal war die Erinnerung da. Der Geschmack war der jenes kleinen Stücks einer Madeleine, das mir am Sonntagmorgen in Combray (...) meine Tante Leonie anbot, nachdem sie es in ihren schwarzen oder Lindenblütentee getaucht hatte...

Der Geschmack des Törtchens zum Tee ist in der Lage, »das unermessliche Gebäude der Erinnerung zu tragen«. Der Ich-Erzähler assoziiert:

... Das graue Haus mit seiner Straßenfront (...) Alle Blumen unseres Gartens und die aus dem Park von Swann und die Seerosen der Vivonne und all die Leute aus dem Dorf. Und ihre kleinen Häuser und die Kirche und ganz Combray ...

...ein Phantasie-Dorf, das Proust aus Erinnerungen an seine Kindheits- und Jugendparadiese Auteuil und Illiers montierte...

... all das, was nun Form und Festigkeit annahm, Stadt und Gärten, stieg aus meiner Tasse Tee...

Mein Getränk der Erinnerung ist der heiße, kräftig gesüßte marokkanische Pfefferminztee aus dem Jahr 1961, als ich einige Monate nach dem Erdbeben von Agadir (15 000 Tote) als Freiwilliger des Internationalen Zivildienstes dort einen Kindergarten bauen half. In jeder Mittagspause kam der Tee in großen Kannen.

Kaum fließt das sprudelnde Wasser heute über die Minzeblätter, steigen aus der Kanne Bilder, die in über 50 Jahren nicht verblasst sind: unsere Hacken und Schaufeln, an blendend weiße Mauern gelehnt; nackte Füße auf staubigen zerfurchten Wegen; der kleine Hafen am Strandrand; dösende Fischer; abends die dicken Backen der Flötenspieler in einem halb-zerstörten Kulturhaus...

Hingegen kommt dem Autor Steffen Kopetzky in Rabat beim Genuss des marokkanischen Originals der »im Beutel verabreichte« heimische Pfefferminztee in den Sinn, der »ganz und gar der Sphäre der Erkältung und des nasskalten Unbehagens« angehört« (Aus: »Marokko – Tagebuch einer Reise«, 2006).

»Aufbruch« oder »Panzerketten«? Sibirischer Jahreswechsel 1984-85 (siehe die Seiten 318 / 319) ►

1,3

ХУРГАТ!!
ХУРГАТ. С. РОГБАЧЕВ



1,2

0 12

1/4
АНД МОТОРАССАГЕ ПРЕСС*
ЛУБИТАЙНЕР,
СТИМЕ ДЕС
ВОРАБЕТЕР

СТИМЕ РАДИО
ГИМНАСТИК

fff

у чеба кобе
брава.

Нади саг балык.
Сынок шыныс салып.

СИБИРИСКИЙ ВОРАБЕТЕР :

Ambivalenzen – Was die Töne wirklich sagen

Es gibt keine »guten« und »schlechten« Klänge, wie es keine »guten« oder »schlechten« Farben gibt. Töne per se sind nichts als Schwingungen der Luftmoleküle, Druckschwankungen im Luftraum, die sich bei 20° Außentemperatur 343,46 Meter in der Sekunde fortbewegen. Wir erst laden sie mit Inhalt und Bedeutung auf – jeder Mensch und jeder anders.

*All accurate descriptions for sound will be biographical,
based on personal experience.*

R. Murray Schafer, »Voices of Tyranny – Temples of Silence« (1993)

Daran, dass jede individuelle Kopie des Gehörten anders ausfällt, scheitert häufig der Versuch, mit Tönen mehr zu sagen, als mit Wörtern. »Lieder ohne Worte« zehren meist von ihren Titeln, von der Sprache also. Ohne Sprachprothesen bleiben auch Geräusche vieldeutig, ambivalent. Und missverständlich. Als Radiomacher habe ich das oft erlebt.

1988 versuche ich, wie schon erzählt, das weithin unbekannte Territorium der UdSSR akustisch abzubilden. Als Radiohörer haben wir uns daran gewöhnt, die Sowjetunion als Endlosschleife marschierender Stiefel-Kolonnen und knirschender Panzerketten auf dem Pflaster des Roten Platzes wahrzunehmen, und das Fernsehen liefert die passenden Bilder dazu. Dieser Sound ist dringend ergänzungsbedürftig. Ich möchte mit Hilfe dokumentarischer Tonaufnahmen auch den Subton der Veränderungen hörbar machen, die sich östlich des Eisernen Vorhangs vollziehen.

Beispiel: Generalsekretär Michail Gorbatschow spricht in einem für Westeuropa bestimmten Radioprogramm leidenschaftlich vor der sowjetischen Unionsversammlung über sein Lieblingsthema »Perestroika« (Umgestaltung). Um den Appell für unsere Ohren zu übersetzen, greife ich, wie man flapsig sagt, »in die Geräuschkiste«: Lastwagen starten, Baumaschinen werden angeworfen, Dampfrahmen und Presslufthämmer setzen ein – akustische Metaphern für »Appell« und »Aufbruch«. Ich bin sicher: Das wird so verstanden werden. Der Mix zu Anfang des Hörspiels »Moskauer Zeit« soll »Schwung« und »Aufbruch aus der Lethargie« ausdrücken.

Nach einer Vorführung der Sendung in der West-Berliner »Galerie am Chamisso-Platz« meldet sich ein Besucher zu Wort und lobt den »Einfall mit den Panzerketten«. Da haben wir's! Beim Stichwort »UdSSR« denkt der Mann offenbar

reflexhaft an das »Reich des Bösen« (Ronald Reagan, der Apologet dieses Ausdrucks, ist schon nicht mehr Präsident der USA). Als einziger in unserer Runde hört er Panzer, wo doch Lastwagen rollen.

Weil: Wir hören, was wir denken. Für den Autor ist das eine Fallgrube. Für den Radiohörer aber Freiheit. Im Fernseh-Kurzbericht, wie wir ihn kennen, hätte er nur Lastwagen und Bulldozer gesehen – oder nur Panzer.

Der Zuschauer sieht, was er sieht: Abgelichtetes, die Außenhaut der Dinge. Nur, was Licht zurückwirft, kann zum Bild werden. Der Hörer aber hört in einen Menschen, eine Sache, einen Sachverhalt hinein. Der Eindruck des Gehörten – wage ich zu behaupten – ist tiefer und bleibender als jedes Abbild. Wir haben ja die »Bilder« selbst hergestellt.

Eine Schwäche ist: Unschärfe. Die Arbeit mit Originalgeräuschen bedeutet auch Enttäuschungen. Der norwegische Wasserfall klingt wie die häusliche Dusche, das zu nah aufgenommene Schaumbad hingegen wie ein knisterner Kamin, die knabbernden Miezekatzen wie blutrünstige Monster, der Amazonas wie das Planschbecken in Nachbars Garten.

Wie viel können wir dem Original-Ton also zumuten? Wann spricht er für sich selbst?

Die Rekonstruktion der akustischen »Wirklichkeit« im Studio

2005 Aus der deutschen Fassung eines Coach-Briefs an Teilnehmer der »EBU-Master-School« (ein Projekt der Europäischen Rundfunk-Union mit jungen Radiomachern aus mehreren europäischen Ländern):

(...) Wenn ich von einer Aufnahmereise zurückkomme, steckt nicht »die Wirklichkeit« oder gar »die Wahrheit« im Gepäck. Auch die Beschaffenheit meiner Ausrüstung (Mikrophon, Speichermaterial), der praktische Umgang mit den Geräten, die Wahl des Orts, des Aufnahmewinkels, ja sogar die Windrichtung entscheiden über den akustischen Eindruck, den das Hörpublikum erhalten wird.

Es könnte z. B. nicht unerheblich sein, ob es geregnet oder ob die Sonne geschiessen hat, als der Autor in N. sein Mikrophon auspackte; ob er gerade ein unangenehmes Telefonat mit seiner Redaktion beendet oder mit seinen Kindern gespielt hatte; ob er sich innerlich entspannt fühlte oder

ihm die Zeit davon lief; ob Winter oder Hochsommer, Wochentag oder ein friedlicher Sonntag war, der den Ort N. idyllisch-ländlich klingen ließ, während schon am nächsten Morgen der Großstadtverkehr unter seinem Hotelfenster vorüber dröhnte.

Der Begriff »Wirklichkeit« steht nicht ohne Grund in Anführungszeichen. Jede Wahrnehmung der Realität und ihre Wiedergabe in den Medien kann immer nur subjektiv sein. Und wir sind um so glaubwürdiger, je transparenter wir mit diesem Gesetz in unserer Sendung umgehen. Die Verwendung von Original-Ton sagt nichts, rein gar nichts über irgend eine »Authentizität« des Dargestellten. Mit O-Ton kann ich ebenso – vielleicht sogar eleganter – lügen als mit Wörtern.

Ein Soundscape (die »wahrheitsgetreue« Wiedergabe einer bestimmten, vom Autor erlebten akustischen Situation also) lässt sich äußerst selten mit einer einzigen Tonaufnahme herstellen. Wir erleben das Paradoxon, dass die Rekonstruktion im Studio der »Wahrheit« näher kommt als die »wahre« Aufnahme vor Ort. Was da entsteht – Puristen bitte zuhören! – ist kein gerichtsverwertbares Dokument, sondern eine Hyper-Wirklichkeit, wie sie Schriftsteller mit Wörtern konstruieren.

Der Geräusch-Inszenator hat das wundervolle – wohl auch ziemlich einsame – Privileg, Zeit und Raum seines Radio-Stücks zu beherrschen. Er schafft ein kontrolliertes Nacheinander. Den einfachen technischen Tonverarbeitungskomplex, der nur summarisch fressen kann, füttert er dosiert mit klingenden Erinnerungs-Bruchstücken.

Beste Grundlage für unsere Arbeit ist eine Skizze, die den emotionalen, den akustischen (»musikalischen«) und den inhaltlichen Verlauf von A wie Anfang bis E wie Ende in groben Zügen festlegt. Wir konstruieren den dramaturgischen Bogen, markieren auf der Zeitleiste die »heißen« und »kalten Sequenzen«, die Höhepunkte und die unerlässlichen Ruhephasen. Einen Hörfilm »bauen« ist Konstrukteurs-, Architekten-, Designer-Arbeit im Studio oder auf dem heimischen PC.

Das »Baumaterial« gewinnen wir durch selektives Aufnehmen vor Ort. Zunächst geht es darum, die Wörter und Sätze (das heißt: die Einzel-Geräusche) zu entdecken, aus denen sich ein Soundscape später zusammensetzen lässt. Was macht diese Szene aus? Was ist bemerkenswert, mitteilenswert? Wie kann ich das Erinnerte den Hörern später vorbuchstabieren? Und alles ohne erläuternde Fußnoten!

Vielleicht habt Ihr schon einen Kameramann beobachtet, der zum ersten Mal einen Filmset betritt. Wie er glotzt, schnüffelt, die Augen zusammen-

kneift! Wie er Einzelheiten bemerkt, vormerkt oder gleich wieder verwirft. So sehen (und hören!) wir ja auch in Wirklichkeit.

Wenn ich die Welt hörbar machen will, muss ich sie selbst mit den Ohren wahrnehmen.

Das ist auch später, beim Wiederhören und Auswählen des aufgenommenen Materials, wichtig: So gut es geht, werde ich die akustischen von den optischen, haptischen und anderen Wahrnehmungen (= Erinnerungen) trennen. Womöglich müssen wir die »Originalklänge« im Studio neu erschaffen: Was uns typisch für diesen Ort erscheint; was wir über diesen Ort aussagen möchten; was uns an diesem Ort beeindruckt hat; was wir als Summe unserer Eindrücke noch »im Ohr haben«.

Radio ist ein virtueller Ort mit verdichteter Zeit. Naturalistische Schilderungen missverstehen die Eigenart des Mediums. Ja, auch wir entwerfen Bilder, aber es sind komprimierte, metaphorische Abbildungen – wie die Malerei seit Erfindung der Fotografie andere Aufgaben hat als in Jahrhunderten zuvor.

Transparenz und Fibel-Klarheit soll das Ziel sein – »Ich will verstanden werden« ist die Grundlage jeder Kommunikation. Also nicht im Studio Töne über einander schichten, bis die Kakophonie der 1:1-Aufnahme wiederhergestellt ist! Statt dessen überlegtes Zusammenspiel der einzelnen Detailaufnahmen.

Montage und Klang-Mischung ist akustisches Nach-Erzählen dessen, was wir an Ort und Stelle gehört und erlebt haben – mit Hilfe der besonderen »Silben« und »Wörter« unseres Themas...

Ein Feature hängt nicht an der Wand

Wir reden von »Hör-Film«, von »akustischen Reisebildern«, von »Untermalung«, »Illustration«, von »Klangfarben« und denken dabei – mehr oder weniger bewusst – in Bildern. Ich schlage vor, dass wir uns bemühen, möglichst Begriffe aus dem Bereich des Akustischen zu verwenden, wenn wir auditive Vorgänge und Wirkungen beschreiben. Das klangliche Arsenal des Feature-Autors (Monteurs) ähnelt eher dem eines Komponisten:

THEMATIK (Hauptthema, Seitenthemen, Leitmotive)

DYNAMIK (der Wechsel von Laut und Leise, Crescendo und Decrescendo)

RHYTHMUS, TEMPI (Allegro, Andante, Accelerando, Ritardando)

INSTRUMENTIERUNG (O-Ton, Musik, Geräusch)

BESETZUNG (nach Sonorität ausgewählte Sprechrollen und O-Ton-Stimmen:

Bass, Bariton, Alt, Tenor, Sopran)

In meinen Workshops und Seminaren habe ich mir angewöhnt, das Wort »Collage« aus dem Verkehr zu ziehen. Als Lehnwort aus der bildenden Kunst suggeriert »Collage« nach herrschendem Verständnis eine Fläche, in der Objekte nach ästhetischen Prinzipien zu einem gestalteten Nebeneinander angeordnet sind. Erst das Auge des Betrachters erzeugt ein (scheinbares) Moment der Bewegung.

Die Klebewerke eines Kurt Schwitters oder John Heartfield sind – formal betrachtet – eine statische Kunst. Der Betrachter hat die Kontrolle über Dauer und Reihenfolge der Betrachtung. Akustik hingegen ereignet sich in der Zeit als Abfolge, Entwicklung, Fortschreiten »wie im richtigen Leben« (auch das können wir nicht zurückspulen). Der Hörsinn – das Ohr als Schallwandler, unser Gehirn als Dechiffrier-Zentrale – setzt Erinnerungen und Reflexionen allerdings nur dann frei, wenn wir ihm Zeit dazu lassen.

Theodor W. Adorno und Hanns Eisler sprechen in »Komposition für den Film« (englisch 1947) vom »selbstvergessenen Ohr« im Gegensatz zum »flinken, abschätzenden Auge«. Der Medientheoretiker und Essayist Rudolf Arnheim in »Rundfunk als Hörkunst« (1933): »Klangwahrnehmung ist immer nur innerhalb eines Zeitalters möglich (...) Daher haben alle Ohrenkünste (...) Zeitcharakter«. Das heißt: Wir können ein Stück als Fuge, als Rondo komponieren. Nie aber als Tableau, als stehendes Bild.

Unlängst fand ich einen Zettel mit Selbstermahnungen von der Pinnwand meines früheren Berliner Studios:

Konzentration – nicht »Beschränkung« – auf das Hörbare!

Die Sehnsucht nach Bildern nicht aufkommen lassen!

Optische Erinnerungen an die Aufnahmesituation ausschalten!

Das Ohr darf sich nicht beim Auge anbiedern

Der Klangtext

► PSALMODIERENDE THORA-STUDENTEN VOR EINER GE-RÄUSCHKULISSE MIT VOGELSTIMMEN UND INSEKTENGE-BRUMM

ERZÄHLER Scharf gezogen ist der Rand der Oase Jericho. Dunkelgrün stößt an gretles Wüsten-Ocker. Hier, im Schatten einer kleinen Pflanzung, sitzen junge Männer, einige mit schwarzen Hüten, Schläfenlocken, wiegen Ihre Oberkörper hin und her und beten. Ein friedliches Bild.

Vor vier Jahren kamen sie zum ersten Mal zu dieser kleinen, alten Synagoge, die da heißt »*Shalom al Israel*«. Dreizehnhundert Jahre alte Fundamente. Und sie kamen immer öfter, die Thora-Studenten (...) Heute aber steht ein Jeep der Israelischen Armee am Eingang.

DIE BETENDEN | SPRECHFUNK-VERKEHR

Die Regierung stellt ein Ultimatum. Bis zum Abend soll der Ort geräumt sein. Evakuierungs-Befehl. ►

Die Szene steht am Ende meines Features »Jericho – Hauptstadt der Ungeduld« aus dem Jahr 1994. Nach der Schließung des israelischen Wachpostens soll der Ort in palästinensische Verwaltung übergehen. Dagegen protestieren diese jungen Männer. Ein konventionelles Pressezitat könnte lauten:

Thora-Studenten, die zwei Tage lang aus Protest gegen die Übergabe der Polizeigewalt an die palästinensische Verwaltung die alte Synagoge am Rand der Stadt Jericho besetzt hielten, haben am Abend das Gelände vor Ablauf eines Ultimatums widerstandslos geräumt. Den ganzen Tag über hatten Verhandlungen stattgefunden, während Hubschrauber der Armee u.s.w.

Sachlich korrekt. Leider eiskalt. Als mitdenkendem, mitfühlendem Autor kommt mir die Akustik zu Hilfe:

► DAS GERÄUSCH EINES HUBSCHRAUBERS | IN EINIGER ENTFERNUNG BEGINNT DER RUF DES MUEZZIN

ERZÄHLER Mittagszeit. Der leichte warme Wind trägt den Gebetsruf

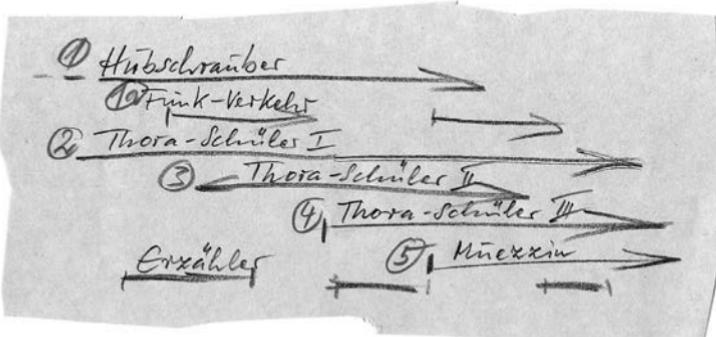
aus den Lautsprechern des neuen weißen Minarets herüber: »Es gibt keinen Gott außer Gott | Und Mohammed ist Gottes Prophet | Allah u Akbar | Gott ist größer | Größer als alle«. ►

Was mir die Akustik erzählt, höre ich zunächst nur als Ohrenzeuge vor Ort: Jüdische Gebete und muslimischer Gebetsruf vermischen sich zu einer harmonischen Wort-Musik. Der gemeinsame kulturelle Ursprung und – ich wage es kaum zu denken – die friedliche Zukunft beider Völker wird hörbar. Eine akustische Utopie.

Allerdings: Das Minarett steht gut anderthalb Kilometer entfernt. Die 1:1-Aufnahme könnte den Zusammenklang nie abbilden. Für das Aufnahmegerät, eingepegelt auf die nahen Stimmen der Betenden, wäre der weit entfernte Gebetsrufer nahezu unhörbar. Als Autor, der einem Publikum »in der Heimat« subjektive Eindrücke, Erinnerungen, Gedanken übermitteln will, rekonstruiere ich die Szene später aus folgenden Bestandteilen:

Thora-Schüler I, II und III | Funk-Verkehr aus dem Lautsprecher des Militärjeeps | Hubschrauber-Kulissee | Muezzin (anderntags aus der Nähe aufgenommen) | Erzähler.

Nach einer leicht überschaubaren Partitur werden O-Ton-Partikel zu einem akustischen Text geordnet, der beinahe ohne Wörter auskommt.



Die Tonleiter des Wassers

Die Wasserspiele Peters des Großen in Peterhof, der weitläufigen Schloss- und Parkanlage außerhalb der Stadt St.Petersburg, sind zu Recht ein Publikumsmagnet: Hunderte von Brunnen, Fontänen und Wasserspeichern bilden ein spektakuläres Gesamtkunstwerk aus Bewegung, farbig gebrochenem

Sonnenlicht und Geräuschen. Was registriert mein banausisches Mikrophon? Ein fades, farbloses Breitbandgeräusch. Jeder Duschkopf könnte es erzeugen.

Akustische Vielfalt, Lautstärke- und Perspektivwechsel (Wirkungen, die ich an Ort und Stelle durch eine Kopfdrehung, durch ein paar Schritte jederzeit herstellen kann), sind Radiohörern verwehrt. Als Autor eines Soundfilms muss ich sie am Ohr packen: Horch, hier ist ein ganz kleiner, blubbernder Qualler. Und – komm’ weiter: Da links murmelt etwas. Und dort hinten steigen Fontänen auf – halblinks mehr ein Zimmerspringbrunnen, aber weiter rechts ein dicker Strahl. Und jetzt nähern wir uns dem künstlichen Wasserfall. Der verschluckt nun den Qualler, den Springbrunnen und die Fontäne und dominiert das akustische Panorama.

Und je näher wir kommen, umso gewaltiger orgeln die Bässe der herabstürzenden Wassermassen, verstärkt durch das vielfache Echo aus Höhlen und Grotten. Große Lautstärke – auch dies eine Grunderfahrung – lässt sich nur als Gegensatz zur relativen Stille abbilden, als Crescendo oder durch einen harten überraschenden Schnitt.

Ein Hör-«Bild» – und natürlich sprechen wir hier vom zwei- oder mehrkanalig erlebbaren Klangraum – sollte nie statisch sein. Entweder das Mikro bewegt sich schon bei der Aufnahme durch die akustische Landschaft. Wir »mischen« sozusagen live. Oder wir rekonstruieren die erlebte Wirklichkeit für das Radio; wir stellen den Originaleindruck im Studio wieder her, simulieren die Bewegung, das Näherkommen oder Sich-Entfernen, den Wechsel zwischen links und rechts.

Mit Hilfe des Mikrofons (ein akustisches Skalpell!) haben wir das einzelne Geräusch aus seiner Umgebung herausoperiert – den Qualler, den Brunnen, das Tropfen, das Rieseln, das Rauschen. Bei der exakt gepegelten Nahaufnahme treten die relativ leiseren Umgebung Geräusche in den Hintergrund. Wir gewinnen klare, deutlich unterscheidbare Sound-Samples.

Erst in der Mischung, im »Zusammenfahren«, summieren sich die Einzelaufnahmen zum Gesamtbild – nun allerdings nach unserem dramaturgischen Konzept.

Es tropft – Über akustische Auslöser

Auch die (relative) »Stille« müssen wir im Radio durch Dynamikwechsel oder emotionale Auslöser erst erzeugen: Abendgeläut, Vogelstimmen, das Tropfen eines Wasserhahns, das Ticken einer Uhr oder andere, weniger abgenutzte Effekte. Wir können Stille nicht senden, aber eine Vorstellung von ihr wecken.

Auch Wind lässt sich nicht aufzeichnen. Wir hören nur seine Wirkung (das Auftreffen der bewegten Moleküle auf Hinterisse). Windheulen, zum Beispiel, entsteht durch Umlenkung von Luft an sogenannten Abrisskanten; klingt wie Pusten über einen Flaschenhals. Auch die Labial- oder Wind-Instrumente (Orgeln, Flöten) funktionieren so. Bewegte Luft »an sich« tönt nicht.

Ein Tal in der andalusischen *Sierra Morena* liegt zur Mittagszeit hitzestarr vor unseren Ohren. Selbst die Zikaden legen eine Pause ein. Erst ein Lieferwagen, der sich endlos über eine Bergstrasse quält, näher kommt und wieder in der flimmernden Luft verschwindet, weckt den akustischen Eindruck gestörten – und dadurch erst hörbaren – Schweigens

(An unserem »Tag in Europa« kurz nach 13.30 Uhr Sendezzeit, Dauer 5:28)

Am 29. Januar 2011 stirbt Robert Matejka wenige Tage vor seinem 65. Geburtstag. Zum Gedenken an den Regisseur, Redakteur und Freund versammeln wir uns zwei Wochen später in der Berlin-Friedenauer St. Marienkirche. Der Saxophonist Max Nagl, der für Roberts Hörspiele und Features öfter komponiert hatte, spielt eine immer wiederkehrende elegische Melodie.

Dann minutenlange Pausen – Husten, Füßescharren, entfernte Verkehrsgeräusche. Wir sind fasziniert. Wir rätseln: John Cage? Was wäre passender an diesem traurigen Vormittag, als minutenlange Stille, in der nur die akustische Wirklichkeit spricht und Raum lässt für unsere Gedanken. Grandioser Einfall!

Dann quietscht die Kirchentür. Hastig schlüpft der Pfarrer herein, Rucksack auf dem Rücken; lächelt schuldbewusst. Noch einmal hebt die wehmüchte Weise an. Nun beginnt die Trauerfeier.

Die relative Stille à la Cage wird mir noch oft in den Sinn kommen.

1952 schrieb der Komponist John Cage das Stück »4:33«, in dem kein Geräusch absichtlich erzeugt wird. Die Musiker betreten die Bühne, um sie nach exakt 4 Minuten 33 Sekunden wieder zu verlassen, ohne einen einzigen Ton gespielt zu haben. Die Musik besteht aus den Geräuschen des Publikums und entfernten Schallereignissen – dem Knarren einer Tür oder dem Gedröhnen eines vorbeifahrenden Lkw.

Einige Jahre nach der Komposition von »4:33« erklärte Cage in einem Interview, dass er das Stück nicht mehr benötige, da er inzwischen in der Lage sei, es ständig zu hören: »Die Musik, die mir am liebsten ist und die ich meiner eigenen oder irgendeines anderen vorziehe, ist einfach die, die wir hören, wenn wir ruhig sind.«

Zwei Minuten Weltraumstille

Jedes Funkhaus, das noch den Namen verdient, hat seinen «schalltoten Raum». Wir Rundfunkleute nennen ihn fast liebevoll »den Schalltoten«. Decke, Fußboden und Wände sind mit Material verkleidet, das den größten Teil der auftreffenden Schallwellen absorbiert. Man sagt: Es »schluckt« den Schall. Nur ein Bruchteil der Geräusche wird an unser Ohr zurückgeworfen. Man benutzt den Schalltoten zum Beispiel bei der Hörspielproduktion, um Szenen, die im Freien spielen, geld- und zeitsparend unter Dach aufzunehmen.

Wir alle sind daran gewöhnt, dass unsere Stimmen von den Wänden eines Raumes reflektiert werden. Deshalb klingen sie im »Schalltoten« ganz fremd und dünn, akustisch »trocken«, »wie in Watte«. Wir fühlen uns körperlos, weil die Hundertstel-Sekunden-Echos fehlen, die auf die Geräusche unseres Körpers antworten. Wir fehlen uns. Wir empfinden »Stille« – aber eine drückende; eine leblose, die wehtut. Leben braucht Resonanz.

Dezember 1983. Unser Geländewagen tanzt auf der eisglatten Piste Richtung Magistralny, 500 Kilometer nördlich Irkutsk, Ost-Sibirien – ein Arbeiternest an der neuen Baikal-Amur-Eisenbahntrasse. Die Scheiben sind zugefroren bis auf einen schmalen Sehschlitz für den Chauffeur. Nacht.

Der im Sommer aufgetaute, von Lastwagenkolonnen zerwühlte Transportweg: Loch an Loch. Tonbandgerät auf den Knien, Köpfe eingezogen, krallen wir uns an den Sitzen fest. Lebende Stoßdämpfer sind wir. Sascha, der Fahrer, und Nikolai, der Parteisekretär, singen schöne klassische Balladen aus dem 19. Jahrhundert, zweistimmig: »Kutscher | treib' die Pferde nicht so an | Alles war Lüge und Trug | Lebe wohl, träume süß | Die Schmerzen bleiben ewig mein...«

Eine Vodka-Flasche erscheint. Zum Eingießen halten wir an. »Und jetzt pass' auf!« sagt Sascha und stoppt den Motor.

Kein Windhauch. Kein noch so entferntes Geräusch. Nur Blutrauschen und Herzschlagen. Eine Welt aus Schnee. Und über uns der Sternenhimmel, kalt und ohne Flimmern, wie im Planetarium. »Ein schalltoter Raum«. Wir hören: Weltraumstille. Einen solchen Augenblick vergisst du nie!

Zwei Minuten stehen wir schweigend.

In meiner frühen Kindheit muss es ähnlich still gewesen sein. Nach dem jahrelangen Kriegslärm: Generalpause. Die alten Fotos zeigen leere Straßen. Gras wächst auf der Fahrbahn. Eingestürzte Häuser. Stahlgerippe.

Stille ist ein emotionaler Begriff – nicht die messbare Abwesenheit von Geräuschen! Stille ist: Transparenz, Ausdünnung. Erst der vorsichtige Schritt auf kristallhartem Schnee macht die Stille hörbar. Oder das Geräusch fallender Blätter, Zweige, Kastanien; Zikaden in brütender Mittagshitze; Kerzenknistern in den orthodoxen Kirchen. Wassertropfen.

Nur der Tod hat kein Geräusch... »To–ten–still«.

◀ AUTOR ALS ERZÄHLER... Der ICE 884 rast auf Eschede zu. An der ersten Weiche reißt der kaputte Radreifen den acht Meter langen Radlenker der Weiche hoch. Stößt ihn in den ersten Wagen. Zwei Räder am hinteren Drehgestell des ersten Wagens entgleisen. Noch 120 Meter hält der Zug die Spur. Der entgleiste Radsatz drückt die zweite Weiche in Rechtslage. Der Zug rast aufs Nebengleis.

10 Uhr 59. Der ICE reißt auseinander, schleudert gegen die Straßenbrücke. Eine Sekunde nach dem Aufprall stürzt die Brücke auf Wagen 5. Der ganze Unfall dauert dreieinhalb Sekunden. Nach dem Crash, berichten Überlebende, war »absolute Stille«. Nur noch Vogelstimmen. Das rasende Jahrhundert – eingefroren. Erstarrt. ►

»Last Minute – Beschleunigte Zeit, rasender Stillstand«, NDR | RB 1999

Auch die Stille der Dichter ist nie wirklich still. Sie lässt sich nur durch Geräusche ausdrücken, durch den Wechsel von Geräusch und Pause, durch das zeitweilige Fehlen von Geräusch.

Die Musik im Gras verstummte allmählich. Die Steppenlerchen waren weggeflogen (...) Hinter den Hügeln rollte dumpf der Donner (...) Doch eine unsichtbare drückende Kraft fesselte allmählich den Wind und die Luft und zwang den Staub zu Boden. Dann trat, als sei nichts gewesen, wieder Stille ein ...

Anton Tschechow, »Die Steppe«

»Der Bau«, Franz Kafkas nachgelassene Erzählung, lebt von dieser Spannung. Ein entferntes, undefinierbares Geräusch alarmiert den Bewohner des unterirdischen Labyrinths, doch es macht ihm auch die Stille hörbar; den Frieden, den er da unten (noch) genießt:

Manchmal überhört man ein solches Zischen, allzu sehr klopft das eigene Blut im Ohr, dann schließen sich zwei Pausen zu einer zusammen, und ein Weilchen glaubt man, das Zischen sei für immer zu Ende.

Man horcht nicht mehr weiter, man springt auf, das ganze Leben macht eine Umwälzung, es ist, als öffne sich die Quelle, aus welcher die Stille des Baues strömt.

Die Kostbarkeit der Stille wächst mit der Bedrohung durch das Geräusch. »Laut« und »leise«: ein begriffliches Geschwisterpaar.

Sprache – Schlüssel zum Gehirnspeicher

Ganz ohne die Sprache wird mein Atmofilm freilich selten auskommen. Und warum sollte er auch! Was hindert mich daran, alle akustischen Ausdrucksmittel zu benutzen? Die Szenen eines Hörfilms müssen klar lesbar sein – wir veranstalten ja kein Geräusche-Raten. Und die Sprache hilft mir dabei.

Oft genügt ein kurzer Satz, ein einziges Wort, um unserem Assoziationsapparat die Richtung zu weisen: »Winter, 8 Grad minus« – die Szene spielt in einem rumänischen Frauenkloster, früh am Tag. Es ist still. Nur ab und zu die Schritte einer Nonne, die durch den verharschten Schnee zur Morgenandacht stapft. Aber wir »spüren« die Kälte.

Oder:

Biergartenkulisse, ein fränkischer Männerchor. »Aus heiterem Himmel« (so heißt ja auch die Sendung aus dem Jahr 1989) bricht unvermittelt das kreischende, dann donnernde Geräusch von Tieffliegern herein. Der Sprecher sagt:

»Manchmal klingt dieser Frieden wie Krieg.«

Nach 20 Sekunden sind wir mitten im Thema. Den Rest besorgt die Akustik. Ich jedenfalls habe mich von dem falschen, eher sportlichen Ehrgeiz verabschiedet, alles mit dem sprachlosen Mikrophon ausdrücken zu wollen.



In der Lärm-Kloake

Von der Einsamkeit des Ohrenmenschen

Der Hörsüchtige ist in dieser von Bildern beherrschten Welt ein Alien, ein Exot. Er wird nicht ernstgenommen. »Na, hörst du wieder mal die Flöhe husten?« – »Du mit deinem Fledermausorgan«...

Es gab eine Zeit, da tendierte ich zu einer ... sagen wir: übersteigerten Geräuschwahrnehmung. Ich träumte vom globalen Audio-Kollaps. Morgens notierte ich die Lärmschrecken der Nacht:

Mit Recordern sammeln Kids auf den Straßen Sound-Müll ein. Sound-Junkies drücken noise. Manche taub, manche schon wie tot... Peu à peu senkt sich ein kalter, schmutziger Geräuschnebel auf unsere Dächer. Breitbandrauschen zieht in feinen Schlieren durch die Stadt, auf den Straßen einen tiefrequenten Schmierfilm hinterlassend... Bald ist der Himmel rückstandslos mit diesem Grundgeräusch gesättigt... Immer enger werden die bewohnbaren Gebiete... Lärmflüchtlinge irren um den Globus...

Eine beginnende Lärm-Paranoia? Höre ich denn als einziger den Nachbarn mit der geilen Auspuff-Röhre, die notorischen Dielen-Abschleifer im Nachbarhaus, die Weekend-Rasenmäher und die Werbeluftschiffe am Berliner Himmel?

»Man hört, was einen stört – und i hör' nix! ... Der Mensch ist ein Gewohnheitstier!«

27. Mai 1994

An die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung
Abtg. VIII und IX (Umweltschutz), Brückenstraße 6, 10179 Berlin

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich schreibe Ihnen nach drei sonnigen, arbeitsfreien Tagen – einem Wochenende, das der Erholung dienen sollte: Ausspannen auf dem Balkon, im Vorgarten, im Park. Leider brachte uns der schöne Mai weit stärker als in den Vorjahren die saisonübliche Luftschau über Berlin: Privatflugzeuge en masse, dröhnende Oldtimer, Zeppeline – von etwa 10 Uhr vormittags bis in die Abendstunden Motorenlärm über unseren Köpfen. Ihnen, als der zuständigen Behörde, muss ich nicht auseinandersetzen, wie gesundheitsschädigend sich die zunehmende akustische Umweltverschmutzung auf Dauer auswirkt.

Auf folgende Fragen erbitte ich konkrete Antworten: Wo liegen Ihrer Ansicht nach die Grenzen der Belastbarkeit? Was tut die Umweltbehörde, um die zunehmende Lärmbelästigung durch den privaten und kommerziellen Luftverkehr über städtischem Gebiet einzuschränken? Warum dürfen Flugzeug- und Luftschieffeger unbeanstandet die üblichen Ruhezeiten (mittags, abends, auch am Siebenten Tag – siehe Genesis, 2. Kapitel) ignorieren, während dem großen Rest der Bevölkerung Rasenmähen, Müllleinwerfen etc. mit Recht verwehrt wird?

Nicht zufrieden wäre ich mit Antworten wie »Leider nicht zuständig«, »Lärmbelästigung ist subjektives Empfinden«, »Der Himmel steht allen offen«. Im voraus Dank für Ihr Verständnis...



31. Oktober 1994

Sehr geehrte Herr Kopetzky,

die aufgrund des Bundes-Immissionsschutzgesetzes erlassene Rasenmäherlärm-Verordnung regelt u. a. den Betrieb von Rasenmähern. Für den Betrieb von Flugzeugen ist dagegen das Luftverkehrsrecht maßgeblich. Die für den Vollzug des Luftverkehrsgesetzes zuständigen Bundes- und Landesbehörden weisen immer wieder auf den nach § 1 des Luftverkehrsge setzes geltenden Grundsatz des freien Luftraumes hin...

LoFi – der akustische Treibhauseffekt

Die Geräusch-Umwelt teilt der kanadische Soundforscher Raymond M. Schafer in zwei Hauptgruppen ein: HiFi (von *high fidelity*) nennt er die eine – also Wiedergabetreue, Klanggenauigkeit – und LoFi (von *low fidelity*) die andere. Der moderne Mensch der Ballungszentren hört und lebt »LoFi«.

Ein Klangbrei aus vorwiegend niederen Frequenzen, der alles überlagert und verschluckt, grundiert unsere Umwelt. Die meisten der natürlichen Geräusche, also Lebensäußerungen, sind in einem Sud aus Lärm verschwunden. Anders ausgedrückt: Sie verschwimmen, als würde ein und dasselbe Blatt Papier immer weiter beschrieben, bis nichts mehr zu entziffern ist.

Wir treten vor die Haustür, und das durch ausgefeilte Aufnahmen der Musikindustrie und Surroundeffekte im (Heim-)Kino klangverhätschelte Gehör stürzt in die radiophone Steinzeit. Unsere Städte klingen jammervoll: ärmliche Dynamik, miserabler Frequenzgang und so gut wie Mono – wie mein erstes Radio im Winter 48/49.

Die Welt des heutigen Großstädters ist (noch eine Metapher!) wie ein düsterer, versmogter Talkessel, in den nur noch selten der Strahl eines Naturklangs vordringt. LoFi-Klanglandschaften sind akustisch eintönig, beengend, farblos, monochrom. Kein Links, kein Rechts, kein Wechsel zwischen Laut und Leise. Akustisches Flachland. Auch zeitliche Wahrnehmungen werden verwischt: »Natürliche Laute leben«, schreibt Schafer in »The Tuning of the World«; sie »entstehen, schwellen an und verklingen«. Aber der Ton eines Generators oder einer Klimaanlage sterbe nie. Er lebe, gleichbleibend wie die 50- oder 60-Hertz-Frequenz des Wechselstroms, »in Ewigkeit«.

Schopenhauer und das Peitschenknallen

Aber schon vor Erfindung des Automobils und des Massentourismus war die Klangumwelt keinesfalls heil. Die akustische Gartenlaube der Romantik – für die meisten Menschen gab es sie vermutlich nie.

So könnten die Städte Mitteleuropas geklungen haben, ehe James Watt die Dampfmaschine und Nicolaus August Otto den Viertakt-Motor erfanden:

Holzschuhe...Geschrei der Händler, der Bettler, der Viehtreiber... Die Geräusche der Werkstätten... Wandernde Musikanten... Scherenschleifer... Das Hämmern der Schmiede... Das Klappern der Getreidemühle... Der Lärm des Karnevals und anderer Ausschweifungen... Das während des Tags nie endende Gerumpel der ungefederten Karren, Droschken und Leiterwagen auf schlecht gepflasterten Straßen...

Das Kreischen der Räder ist unbeschreiblich. Es ist mit keinem anderen Laut zu vergleichen, den Sie in Ihrem ganzen Leben gehört haben. Tausende dieser Räder zu hören, alle auf einmal knarrend und kreischend, ist ein Laut, den man niemals vergisst.

Der schottische Schriftsteller Tobias Smollett im 18. Jahrhundert

Der Lärm von Wagenrädern und Pferdehufen war laut William Thackeray (dem Autor von »*Vanity Fair*«, 1811–1813) manchmal so groß, dass in der Nähe von Londoner Krankenhäusern Stroh auf die Straßen gestreut werden musste, um den Krach etwas zu dämpfen. Mit den Wagen kam das Peitschenknallen, das der Philosoph Arthur Schopenhauer für die gemeinste Ablenkung von der intellektuellen Arbeit hielt.

Und dennoch: Nach Schafers Kategorien war die vorindustrielle Stadt immerhin eine Hi-Fi-Lautsphäre, beherrscht von einer anderen Art Lärm als die moderne Großstadt: an- und abschwellend, mit Pausen, eher die mittleren (die »menschlichen«) Frequenzen bevorzugend, also das Klangspektrum unserer Stimmen.

In England begann die »industrielle Revolution« um das Jahr 1760. Als Goethe 1786 bis 88 durch die Campagna reiste, um seine »heidnische Wiedergeburt« zu erleben und die letzte Fassung der »*Iphigenie*« zu schreiben, arbeitete in Birmingham bereits die erste Dampfmaschine. 1825 rollte der erste Dampfzug zwischen Darlington und Stockton. Unaufhaltsam.

Ihre akustische Unschuld hatte die Welt – laut Murray Schafer – schon lange Zeit vorher verloren: mit der Verbreitung der Glasfenster im 17. Jahr-

hundert. »Glas zertrümmerte das menschliche Sensorium«, lesen wir auf Seite 44 seiner Schrift »*Voices of Tyranny, Temples of Silence*«: »Es trennte die visuell wahrgenommene Welt von ihren akustischen, taktilen und olfaktorischen Anteilen« – vom Hören, Berühren und Riechen also. Mit der flachen Glasscheibe, argumentiert Schafer, begann die Zersplitterung, die Fragmentierung unserer Welt, erfahrbar in jedem modernen Bürohaus. Von außen betrachtet bewegt sich der eingeglase Büromensch als stummer Fisch in seinem klimatisierten Arbeitsaquarium und blickt durch versiegelnde Glaswände auf eine für ihn stumme Welt.

Er sieht einen Film. In ähnlich perfekter Isolation lebt der »*iPod*«-Hörer unter seinen Earphones, isoliert sogar von sich selbst.

◀ FENSTER ZU | DER MANN ATMET DURCH

SPRECHER Ruhe. Endlich Ruhe. Und Frieden! Die Zimmerpflanzen musste ich natürlich 'raustun. Leider. Drei-mal-zehn Millimeter Iso-Glas. Außenwulste, Innenwulste, Tieffrequenzmanschetten. Dreifachgummi! Da stirbt alles weg. Dafür aber lückenloser Lärmschutz.

Lük–ken–los.

KLOPFT AN DIE FENSTERSCHEIBE

Das ist dicht! Man–hört–nix! Null. Mein Bunker!

SEHR LEISE KOPFKULISSE MIT VOGELSTIMMEN

Was einem da so alles durch den Kopf geht... Lerchen! Wo haben die nur gesteckt all die Jahre? ►

»OHR SCHLACHT FELD«, Hörspiel, HR 1990

Goethe hörte STEREO

Die natürlichen Soundscapes des vorindustriellen Zeitalters hatten viele Zentren. Das erleichterte die räumliche Orientierung. Die Welt war auch akustisch größer, tiefer. Die »weite Welt«.

Tschechows »*Step*« (»Die Steppe«, 1888 – eine meiner Lieblingserzählungen) ist ein einziges Geräuschprotokoll, ein Kunstwerk der akustischen Wahrnehmung. Auf der tagelangen Reise zum Gymnasium der weit entfernten Stadt erlebt der neunjährige Jegoruschka ein Hör-Spiel in HiFi.

Knistern, Pfeifen, Kratzen – die Bässe, Tenöre, Diskante der Steppe.

Es gibt Vögel, die »lachen schallend«, andere »schluchzen hysterisch«. Und als Grundmelodie, als Generalbass: das dumpfe Rollen des Reisewagens.

»In schwach-bevölkerten Gegenden«, bemerkt Murray Schafer in einer Analyse der Tschechow'schen Erzählung, »herrschen die Stimmen der Natur, und dem Menschen bleibt nur die Rolle des Zuhörers«.

Charles Ives (1874-1954) setzte in seiner unvollendeten, viele Jahre als unspielbar geltenden »*Universe Symphony*«, den »Pulsschlag des Kosmos« und die »Klänge von Erde und Himmel« in Noten. Das Werk war für die Aufführung mit mehreren Orchestern und Instrumentalgruppen auf den Hügeln und Tälern seiner nordamerikanischen Heimat gedacht.

Schon Ives' Vater, George Edwards Ives, hatte im Freien verteilte Musikappellen unterschiedliche Musikstücke spielen und kakophonisch gegen einander aufmarschieren lassen. Beide, Vater und Sohn, waren von natürlichen Klängen fasziniert und beriefen sich dabei auf die Gedankenwelt Walt Whitmans (»Nun will ich nichts tun als lauschen«) und Henry David Thoreaus.

»Im Garten war es still und kühl«, schreibt Tschechow in seiner Erzählung »Die Braut«. »Dunkle, ruhige Schatten lagen über der Erde. Und weit, sehr weit entfernt, wahrscheinlich außerhalb der Stadt, quakten die Frösche«. Die Handlung spielt um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert.

Murray Schafer zitiert den englischen Schriftsteller Thomas Hardy (1840-1928) aus dessen »Wessex Tales«:

Der Schäfer auf dem östlichen Hügel konnte dem Schäfer auf dem westlichen Hügel über die sich dazwischen hochstreckenden Schornsteine der Stadt hinweg zurufen, ohne seine Stimme zu sehr anstrengen zu müssen (...) Nachts konnte man in der Stadt von den Koppeln auf den tieferliegenden Wiesen das leise Muhen der jungen Kühe (...) und das tiefen, warme Schnaufen hören...

In seinem futuristischen Manifest »Die Geräuschkunst« schreibt der Maler und Komponist Luigi Russolo (1883-1947) vom »weiten und feierlichen Atem einer schlafenden Stadt«.

Mitte der 50er Jahre, wir wohnten in einem Vorort der kleinen Kreisstadt, einem gewesenen Dorf, und in einem Steinbruch, gut drei Kilometer entfernt, entzündeten Jugendliche an einem warmen Abend Sonnwendfeuer. Ich war Vierzehn, lehnte am Fensterbrett und konnte beinah jeden Ruf, jedes laute Wort und manchen vollständigen Satz verstehen. Und kein Verkehrslärm schob sich dazwischen.

Aufnahmefähigkeit Ohren erleben nächtliche Geräusche intensiver – wie auch Musikliebhaber beim Radiohören die Zimmerbeleuchtung dimmen und die Saalbeleuchtung im Konzertsaal (meist) erlischt. Bei Dunkelheit ist die Klangwelt ausgedünnt. Die optische Ablenkung ist verringert, wir sind ganz Ohr und ganz beteiligt. Das optische Make up ist weggefallen, die Blendung, das Outfit, die Verpackung... Die Täuschung.

Unser Gehirn muss die Geräusche ohne Hilfe des Augeneindrucks entschlüsseln – ein schöpferischer, individueller Vorgang. Man könnte auch sagen: unsere Ohren sind nachts erwachsener als die Augen bei Tag. Sie fallen nicht mehr auf alles herein.

Der Kriegsbeobachter Goethe konnte selbst im nächtlichen Lager vor Mainz (Preußen und Österreicher gegen die Truppen der französischen Revolution, Goethe bei den alliierten Truppen im Gefolge seines Herzogs) 1793 dem Soldatenleben idyllische Klangeindrücke abgewinnen. »In einer unruhigen Nacht« lauschte er »auf die mannigfaltigen fern und nah erregten Töne« und notierte:

Hin- und Hergehen der Schildwache | Geklappere des Säbels auf dem Sporn | Bellen der Hunde fern | Knurren der Hunde nah | Krähen der Hähne | Scharren der Pferde | Singen, Diskursieren und Zanken der Leute | Kanonendonner | Brüllen des Rindviehs | Schreien der Maulesel...

Eine Liste wie aus dem Schallarchiv unseres Senders. Goethe hörte Stereo.

Verstärkungen

Als physikalisches Wunder gilt die Akustik des 2300 Jahre alten Amphitheaters von Epidavros auf dem Peloponnes, 30 Kilometer östlich von Nafplio. Fremdenführer werfen Münzen auf einen Stein im Zentrum, und wenn es still ist, hört man das »Kling« noch in der obersten Sitzreihe, 22 Meter über der Spielfläche, der *orchestra*. Man hört selbst das Anzünden eines Streichholzes, das Zerreissen von Papier, eine Nadel, die zu Boden fällt.

Leider folgt eine Besuchergruppe der nächsten, alle wollen sich akustisch produzieren, einmal im Mittelpunkt stehen, im akustischen Zentrum. Ein

Besucher rezitiert den Eingangs-Chor der »Antigone« des Sophokles auf Altgriechisch, ein anderer den »Erlkönig« auf Deutsch, holländische Scherlieder, italienische Kanzonen, kreischendes Gelächter, Beifall. Der Lärm löscht das Klangmirakel wieder aus.

Akustik, der Begriff für die Lehre vom Schall, hat einen griechischen Wortstamm – *akouein* heißt hören. Seit Aristoteles wurde das Erzeugen von Tönen und das Hören bereits als Vorgang in bewegter Luft verstanden, als mechanische Bewegung von Luftkörpern – von Molekülen.

Der Mund der Touristin da unten im Bühnenraum oder das resonanzauslösende Auftreffen der Münze auf den Stein — alle Schallereignisse erzeugen Luftwirbel, molekulare Bewegungen. Luftmoleküle stoßen an einander wie Dominosteine. Luftwellen entstehen. Die Bassstimme produziert Ozeanwellen von 10 Metern Länge, die Sopranistin Gekräusel von wenigen Zentimetern.

Die Höhlung des Theaterraums, in den Schauspieler und Chor wie in einen Schalltrichter hineinsprachen, bündelt und verstärkt den Welleneffekt. Wir Heutigen wissen, dass die akustischen Eigenschaften des antiken Freilufttheaters vor allem auf der Brennpunktbildung in dieser riesigen Muschel beruhen. Wir können es sogar messen – an jedem Ort im Theater.

Die Alten kannten das akustische Zentrum in der Mitte der *orchestra* aus Erfahrung und benutzten es so selbstverständlich, als stünde dort ein Mikrofon. Wichtige Monologe wurden da gehalten, wichtige Szenen dort gespielt – in Delphi, in Kurion auf Zypern, im Dionysos Theater von Athen – überall. Der akustische war auch der optische Mittelpunkt, Ort der größten Aufmerksamkeit, der stärksten Wirkung, des wirksamsten dramatischen Effekts. Hier hielt Aias, der aus gekränktem Ehrgeiz wahnsinnig gewordene Held, vor seinem Selbstmord bei Troja seinen letzten langen Monolog.

Tod... Tod, komm her | und blicke jetzt auf mich!

Die hölzerne *skene*, das Bühnenhaus hinter den Schauspielern, wirkte als Resonanz-Fläche. In späteren Jahren staksten die Spieler auf hohen Plateau-sohlen über die Bühne – *kóthornos*, Kothurne, nannte man sie. Die Masken der Schauspieler hatten trichterförmige Münden, Megaphonen gleich. Alles zielte auf Vergrößerung, Verstärkung, Deutlichkeit, Effekt, Wirkung auf die Zuhörer: stärker, lauter, weiter.

Die Vorläufer unserer heutigen Lautsprecher erfand der römische Ingenieur und Baumeister Vitruv im ersten Jahrhundert vor Christus. Er verteilte »tönende Vasen« in Kammern unter den Sitzen der Zuschauer. In ihnen fing sich der Schall und wurde verstärkt.

Lautstärke + Hall = Macht

Mit der forcierten Ausbreitung des Christentums wurden die Kirchenglocken größer, und sie blieben bis zur Erfindung der Fabriksirene das lauteste Schallinstrument. Ihr Rundum-Klang hatte eine Reichweite von vielen Kilometern. Im späten Mittelalter, vermutet R. M. Schafer, wuchs jeder Europäer zumindest akustisch »im Christentum« auf. Die Kirche steckte ihre Claims ab, die sie in der Regel mit der Staatsmacht teilte. Den Raum zu beherrschen war immer auch eine akustische Herausforderung.

Der Untertan vergangener Epochen, der schweigend Befehle entgegennahm, blieb resonanzlos. Außerhalb seines abgesteckten Bereichs der niedrigen Bauernkaten und Handwerkerstuben mit ihrer ebenso bescheidenen Akustik wurde er nicht wahrgenommen. Er »klang nicht«.

In der Halle seines Palasts aber wuchs der Herrscher über das eigene Körpervolumen hinaus. Selbst seine Schritte hallten bedeutend und mächtig. Sie erlauben keinen Widerspruch. Der Mann hatte »ein Auftreten«. Er ging auf akustischen Kothurnen.

Räume »an sich« sind akustisch nicht vorhanden. Sie klingen erst räumlich, wenn sie zum Klingen gebracht (»ausgelöst«) werden.

Schlechte Aufnahmen im RadioDok lassen Protagonisten übrigens kleiner und unbedeutender erscheinen.

»The territorial conquest of space by sound« (Schafer) wurde in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts nach und nach demokratisiert. Die Resonanz-Mittel wurden käuflich. Subwoofer in getunten Raodsters und verbeulten Opel-Kadetts geben ihren Besitzern das Gefühl, bedeutend zu sein – Machthaber des Lärms, denen im Vorbeifahren alle Aufmerksamkeit gehört.

»Optimod«, eine Kombination von Limiter und Maximizer, und andere Lautmacher sorgen für den nötigen Punch im Wettkampf kommerzieller Radiostationen. Das letzte Quäntchen Dynamik wird aus den Klängen herausprozessiert.

Akustik für Verlierer

Allerdings kann auch Hall Resonanzlosigkeit und Verlorenheit bedeuten. Bei Aufnahmen für das Feature »iPod und Paganini – Die Klassik-Kids« (RBB 2007) erlebe ich die letzte Phase des Bundeswettbewerbs »Jugend

Musiziert« im Erlanger Kongresszentrum. Die ersten Plätze im Fach Violine werden ganz zum Schluss im leeren, kalten, hallenden Foyer bekannt gegeben. Eine trostlose Szenerie.

◀ AUTOR ALS ERZÄHLER Die Schlussrunde ist grade vorüber – atemraubende Toeloops auf den vier Darm- und Stahlsaiten, dreifach gesprungene Salchows und Todesspiralen. An Kinn und Hals leuchten rote Geigenflecken – Abdruck ungezählter Stunden mit dem Instrument. Die jungen Künstler tragen sie wie Kastenzeichen. »Alles oder nichts!« Das Ende ist nüchtern, kurz und geschäftsmäßig. Die meisten Teilnehmer sind schon abgereist.

JURY-VORSITZENDER... Ein erster Preis... Ein dritter Preis... Mit sehr gutem Erfolg...

BETRETENE STILLE | HASTIGE SCHRITTE | ENTFERNTE VERKEHRS-GERÄUSCHE

AUTOR ALS ERZÄHLER »Mit sehr gutem Erfolg« – ein Muster ohne Wert für die ernste schmale Geigerin im schwarzen Samt. Sie ist zwanzig! Beim nächsten Bundeswettbewerb wird sie schon zu alt sein. Das tut weh! Bleich stürzt sie durch die Drehtür in den Regen. Niemand geht ihr nach.

JURY-VORSITZENDER Und damit ist für diese Altersgruppe der Wettbewerb jetzt offiziell beendet. Wer noch dableiben möchte, sollte die Preisträger-Konzerte nicht versäumen. Vielen Dank!

SCHÜTTERER BEIFALL ▶

Es kommentiert: die Akustik.

Die Leiden des Sound-Sammlers

Jede Klang-Expedition zu Beginn des dritten Jahrtausends ist ein Feldzug gegen die akustische Umweltverschmutzung – den allgegenwärtigen Verkehrslärm, Musikberieselung, das Brummen von Klimaanlagen, Cola-Automaten und Leuchtreklamen; eine permanente Jagd nach relativer Stille; der Versuch, das Besondere eines Ortes unter der alles überlagernden Schicht aus Akustikmüll freizulegen.

Aussichtslos, den guten alten »Deutschen Wald« aufzunehmen, wie er rauscht und knarrt, und wie der Regen von den letzten Eichenblättern tropft. Die Autobahn ist Gift für jeden Oldie-Sound. Besonders langwellige Geräusche – Flugzeug- und Verkehrslärm – schlagen immer durch. Als Solisten haben Grasmücke und Nachtigall keine Chance.

Im nächtlichen Dschungel Amazoniens ist das Gebrumm der Stromgeneratoren noch in 30 Kilometern hörbar – spätestens auf meinem Tonträger.

Auf der Reise für das Feature »Nachgespräche in Damaskus« (1995) scheiterte ich an dem Versuch, den Gebetsruf einiger der schätzungsweise 350 Muezzins mit einer einzigen Aufnahme einzufangen.

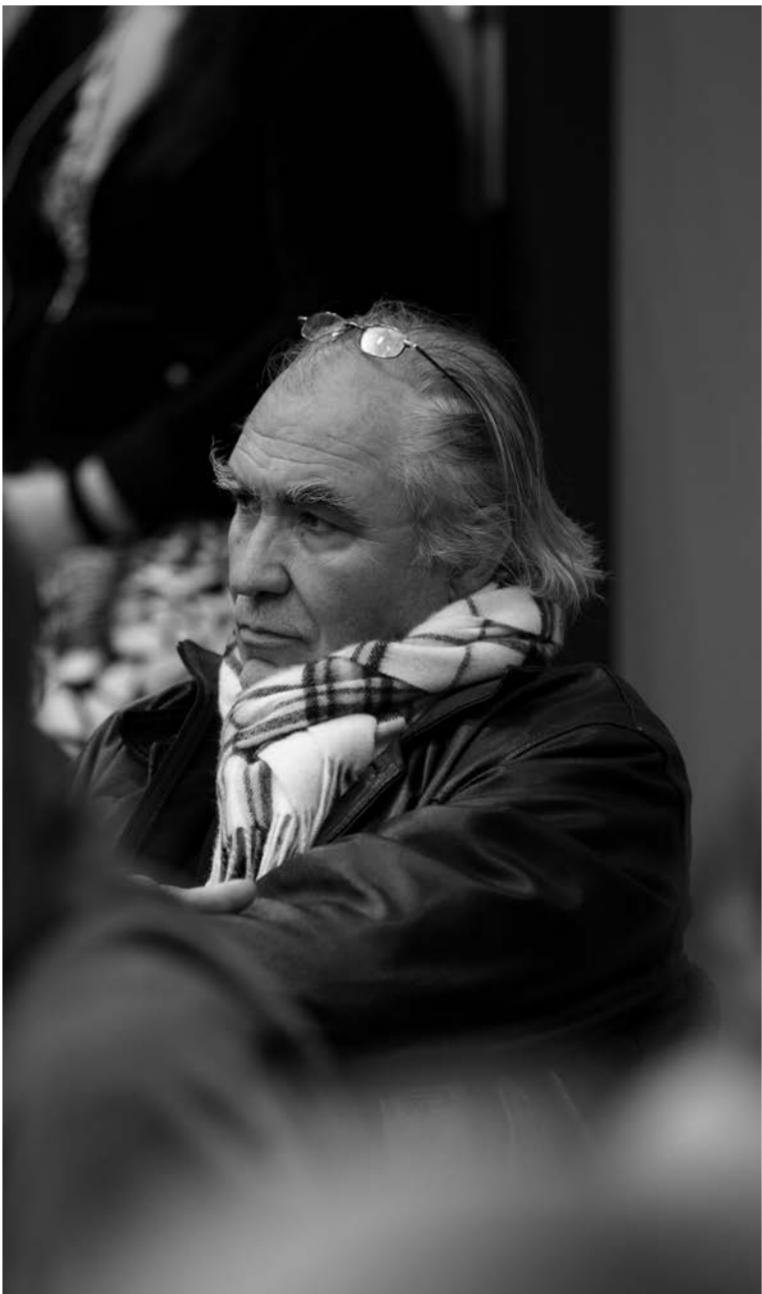
Vor Sonnenaufgang steigen wir auf ein Hochhausdach. Noch schläft die Millionenstadt, aber zwei VW-Käfer liefern sich da unten ein Straßenrennen, und sie übertönen alles. Der Pegelunterschied zu den Gebetsrufern ist nicht zu überbrücken.

Die vor Ort teils hörbare, teils imaginierbare Polyphonie der 350 Stimmen werden wir später im Studio aus einer hinlänglichen Anzahl von Einzel-Takes komponieren – siehe das Kapitel über die Rekonstruktion der akustischen »Wirklichkeit«.

Mittlerweile habe ich einsehen müssen, dass (Verkehrs-)Lärm ein Teil der »natürlichen« Umwelt geworden ist. Die Nachgeborenen werden das Rauschen der Autobahn wahrscheinlich als Naturgeräusch wahrnehmen. Die beiden VW im morgendlichen Damaskus charakterisierten auf ihre Art das Erwachen einer Metropole des Nahen Ostens Mitte der Neunziger Jahre.

Ich kann die »störenden« Geräusche benutzen, sie transportieren Inhalt. Schließlich haben sich auch die Amseln in unserem Vorstadtgarten dem Klangumfeld angepasst. Ja, ich stelle an mir selbst Mutations-Effekte fest: Das subjektive Empfinden blendet unliebsame Geräusche weit stärker aus als vor wenigen Jahren.

Was also ist »akustische Wahrheit«?



Analog > Digital

– nur ein Technik-Wechsel?

Unser Schreibzeug arbeitet mit an unseren Gedanken

Friedrich Nietzsche 1882 – er schrieb seine Texte als einer der ersten Autoren per Schreibmaschine und wünschte sich gar eine Apparatur, die ohne Umwege Gedanken zu Papier bringt

Einer der ersten Liebesbriefe Franz Kafkas an die Steno- und Typographin Felice Bauer ist ein Typoskript. Durch seine Kurzzeit-Verlobte lernte der Dichter in seinem Lohnjob als Sekretär der Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Gesellschaft die damals gerade patentierten Diktiergeräte der Carl Lindström A.G. (»*Parlograph*«) kennen. Sogleich phantasierte er prophetisch: »Übrigens ist die Vorstellung ganz hübsch, dass in Berlin ein *Parlograph* zum Telephon geht und in Prag ein Grammophon und diese zwei eine kleine Unterhaltung mit einander führen« (Brief an Felice Bauer, 23. Januar 1913).

*Was Mensch heißt, bestimmen technische Standards.
Nur was schaltbar ist, ist überhaupt*

Friedrich A. Kittler, ein Star des
»Informationstheoretischen Materialismus«, 1993

Ich weiß nicht, wann wir zuerst bemerkten (Mitte der 90er Jahre vielleicht), dass die Magnetbandzeit zu Ende geht. Kein D-Day, kein Doomsday – die Invasion der Bits und Bytes vollzieht sich leise, schleichend. Plötzlich Bildschirme in den Studios hier und da. Neben den Reglern der Mix-Konsole: die Maus. Helle Flecken auf dem PVC – da standen mal die zentnerschweren Bandmaschinen. Auch ein paar Ton-Ingenieure fehlen, ab in die Frührente. Fast verschlafen wir die Zeitwende vom Analogicum zum Digitalicum.

Noch im Jahr 2000 ist nur ein Viertel der weltweit gespeicherten Töne und Bilder digital, drei Viertel lagern auf analogen Medien (Tonbändern, Filmen etc.) Aber schon sieben Jahre später befindet sich bereits die Hälfte unserer akustischen und optischen Hinterlassenschaft auf Festplatten. Der Anteil von Papier als Speichermedium für Inhalte beträgt 2007 laut Berliner *Tagespiegel* nur noch 0.007 Prozent.

Ein auf IT-Prognosen spezialisiertes Marktforschungs-Institut schätzt die

Menge der 2011 dauerhaft, also »für die Ewigkeit«, gespeicherten Informationen auf 1,8 Zettabyte = 1,8 Billionen Gigabyte. Pro Jahr steigt das digitale Datenaufkommen um 46 Prozent.

Die Zukunft des Radios sei digital, heißt es im Editorial des Deutschlandradio-Programmhefts, Juni 2011. Na klar! Unsere kommunikationstechnische Zukunft ist digital. Konkret handelt der Text von der Einführung des bundesweiten digitalen Radionetzes.

Wäre es nur die Übertragung von analog gedachten und linear dargebotenen Inhalten – wir könnten so weitermachen wie bisher. Aber schon stecken viele »attraktive Zusatzdienste« in der digitalen Wundertüte wie Bonbons neben der Kasse im Supermarkt: »Nachrichtenticker« mit begleitenden Bildern, »elektronische Programmführer«, »zielgruppenorientierte Programme von privaten Anbietern« – Multimedia im Hörfunk also.

Es gibt kein Zurück. »Eine programmierungsberauschte Futurologie« – so nannte man das noch vor ein paar Jahren – »ist darauf aus, den Einzigsten seines Eigentums, der Einzigkeit, zu berauben« (Jean Améry 1971). Der Mensch denke nicht mehr, er werde gedacht.

»Alter – es reicht!« würde mein Sohn an dieser Stelle seufzen. Auch aus seinem Mund kommt seit ein paar Monaten jenes uniform klingende »Okay« mit einer samtenen Betonung auf dem »ay«, einem kurzen aufmunternden Schnalzer, wie ihn Kindergärtnerinnen gern benutzen. Ich höre diesen Zweisilber jetzt überall – im Laden, am Telefon, in Talkshows, bei meinen Freunden. Klingt wie eine digitale Ein- und Ausgabe-Bestätigung: »Got it! What's next?« Ungeduld, als Höflichkeitstroskel verpackt.

Ja, lach' nur über mein altväterliches Räsonieren! Wenn ich erst mal anfange, lieber Janko, setzt sich immer noch eine individuelle Gedankenkette in Bewegung. Sorry! Es sind meine Synapsen, die feuern. Es sind immer noch meine Gedanken. Revolutionen werden vielleicht durch Twitter und Facebook ausgelöst, aber neue Verfassungen entstehen nach dem Sieg der Revolutionsbewegungen nicht autogeneriert im Netz, auch wenn die Texte digital verbreitet und diskutiert werden.

Das Nachdenken über fundamentale Dinge verläuft weiterhin analog, linear und in Real Time. Auch werden Smilies und Emoticons »echte« Gefühlsäußerungen nie ersetzen können.

»Schwarm-Intelligenz«, »Liquid Democracy« und »Open Government« sind naive, geradezu kindische Mythen. Das Missverständnis von einer sich ständig verbessernden Welt durch elektronische Querverweise (*Links*) missachtet die Alltags-Erfahrung, dass Intelligenz und Zivilcourage als Persönlichkeits-Eigenschaften immer nur im Einzelnen wohnen. Alles andere bleibt bloße Anhäufung.

Aus dem »*netizen*« – dem »Bürger des Internet« – kann erst durch individuelles Handeln ein *citizen* werden.

In diesem Sinn hat jeder Allgäuer Bauer mehr Welt in seinem Dickschädel, als das *World Wide Web* mit seinen unermesslichen Server-Kapazitäten. Zwar macht uns »das Netz« die Vielfalt der Gedanken und Erscheinungen zugänglich. Aber wer möchte ernsthaft behaupten, dass die Welt dadurch »intelligenter« geworden sei!

Technische Verlinkungen täuschen Denkzusammenhänge vor und bleiben doch nur Rechen-Operationen. Operativ-zielgerichtetes Denken streift allenfalls die Oberfläche. Effektivität und Kreativität sind keine geschwisterlichen Begriffe. Unser traditionelles Denken schloss – und schließt – Umwege ein.

Ein alter Oberfranke aus der Nähe von Coburg, mit dem ich vor Jahren für die Sendung »Die letzten Bauern« (Co-Autor Paul Kohl, 1989) sprach, bedauerte »die heutigen jungen Leute, die mit dem Auto zur nächsten Kirche fahren. Ruckzuck sind sie dort! Wir«, sagte er mit Glanz in den Augen, »haben die wichtigen Dinge auf dem Hin- und mehr noch auf dem Rückweg erlebt – mit den Mädels an der Friedhofsmauer, zum Beispiel...«.

It's all in the box

Mit Buch und Magnetband, zwei linearen Medien, sind die meisten von uns Älteren aufgewachsen. Das gute alte Reportage-Feature war Zusammenführen von Fakten und Erlebtem. Unsere »Stücke« – 30 oder 40 oder 55 Minuten lang – sind Produkte dieses linearen Denkens und in der Regel völlig ungeeignet für *channel-hoppers*. Wir verlangen Aufmerksamkeit von unseren Zuhörern, von Alpha bis Omega. Ein beträchtlicher Teil der Fakten aber, die wir vermitteln, ist heute für jedermann zugänglich – vollständiger, als es der klassische Reporter je erträumen konnte.

Werbung für den »IBM«-Business-Server:

*In this box there are the answers to all questions you ever had.
It contains every invention and every idea, you admired in your lifetime...*

Die »Neugierde aufs Faktische« (Egon Erwin Kisch) wird heute aus vielen Quellen befriedigt. Allerdings – auch das ist eine Binsenweisheit: Vor den Suchmaschinen des *World Wide Web* sind alle »Informationen« gleich – gleich wichtig und gleich unbedeutend.

Die Abbildung der komplexen Wirklichkeit durch Komplexität (= Datenmenge) relativiert zugleich den Wert der Allverfügbarkeit des »gesamten Weltwissens«, wie sie von den »Nerds« in seltsamem Gleichklang mit den IT-Multis gepriesen wird.

Auf *Google* gebe ich das Suchwort »Rheuma« ein und erhalte in nullkommanix ungefähr 5 010 000 Treffer, wobei die erste Seite von gewerblichen Anzeigen dominiert wird. Aber auch bei stufenweiser Einschränkung des Suchbegriffs gehen die Ergebnisse leicht in die Hunderttausend. Ärzte können ein Lied von der Hysterie singen, welche die Selbstdiagnose schon nach »Studium« der ersten Seiten bei vielen Patienten auslöst. Ähnliche Risiken für den recherchierenden Autor liegen auf der Hand.

Der Anblick eines schönen Klarinettentons

Wir blenden uns erneut in das Studiotreffen der Radio-Veteranen ein:

Ich war ja nicht mehr ganz jung, als die Digitaltechnik hier Einzug gehalten hat. Aber ich fand das so spannend, dass man plötzlich die Musik – jeden einzelnen Ton – auf 'm Bildschirm sehen kann!

In Farbe!

Ein schöner Klarinettenton sieht schon schön aus!

Da könnt' ich mich freuen wie 'n Schneekönig!

Am Anfang, als wir noch nicht genau wussten, wie das mit dem neuen Medium ist, liefen immer noch die Bänder mit. Die Ton-Ingenieure hatten wenig Zeit, sich vorzubereiten. Also saßen die vor diesen Monitoren mit angespannten Schultern, mit einer Arsch-Angr...

»Das war doch eben noch da!«

»Was ist denn jetzt?? Oh Gott!!«

So viele Tasten – und wenn du eine Taste falsch drückst, ist alles weg...

Ein Band kann ich anfassen, ich schneide es wirklich durch. Dieses Taktile verschafft dir ein anderes Verhältnis zum Medium, als wenn du mit dem Cursor --

Der Tonträger hat sich verändert, digital statt analog – na und?

Das war mehr als ein Technik-Wechsel! Das Medium hat auch die Message verändert!

Ein Tonband »lief« ja – von A bis Z. Und die Geräusche und Gedanken liefen mit. Sie waren auf dem Studioband fixiert, wie man Buchstaben an Buchstaben reibt, Wort an Wort, Satz an Satz. Man konnte sie nicht anklicken, wie die Files auf einer Festplatte.

Denken in Zusammenhängen!

Das alles sollen keine substantiellen Unterschiede sein??

Man spulte, vor und zurück. Die verrinnende Zeit ist Nachdenk-Zeit gewesen... Sammlungspause!

Ach, die »Sammlungspause« am Ende eines Hörspiels oder Radiofeatures – ich hab' sie noch erlebt! Dauerte zehn, manchmal 15 Sekunden, ehe der Stationssprecher die nächste Sendung ansagen durfte.

Zu Tonband-Zeiten mussten wir mit den Ohren arbeiten. Auf dem Band hast du nix gesehen. Man hatte höchstens einen Pegelmesser... Heute wird kein Zufall zugelassen. Die Produktionen sind gebügelt, glatt, ohne Seele. Kleinteiliger.

Wir haben in dem Moment etwas geschaffen, was nicht wiederholbar war. Das ist wahrscheinlich der größte Unterschied zu der jetzigen Produktionsweise. Wenn die Sendung fertig ist, kann man immer noch dran 'rumkratzen und was verbessern. Wir arbeiten hier teilweise mit Schnipseln von Zehntelsekunden...

Fix it in the Mix!

Früher konnte man sagen: Es war nix, wir machen 's noch mal. Und spätestens nach dem dritten Mal war dann der Riemen runter: Wir lassen 's so! Heute machen wir das in der »Postproduction«. Und dann wird alles klötzenhaft zusammengebaut. Das heißt: Man hält sich bis zum letzten Moment Entscheidungen offen. Welche Variante von einem Satz benutze ich jetzt, welche Musik lege ich der Szene unter.

In der Musik ist es ja genauso... Früher, wenn das Band lief, mussten die Musiker spielen. Wenn sich das Horn verblasen hat, dann hat man das nicht aus einer anderen Version genommen... Nein, verblasen war verblasen!

Du glaubst gar nicht, was wir heute an Schmatzern und kleinen Geräuschen aus Lesungen schneiden! Das hättest du doch früher mit 'm Band nicht gemacht! Wärst ja nie fertig geworden! Man hat Schmatzer rausgeschnitten, aber nicht alle tausend Knackser vom künstlichen Gebiss!

Man schneidet das Leben raus!

Im sinfonischen Orchester hast du jede Minute einen, der irgendwie patzt! Die schlimmste Produktion, die ich hatte, enthält auf 120 Minuten 1789 Schnitte!

Nein! Das ist Folter!

Es gibt haufenweise fantastische Aufnahmen, die technisch nur so brillieren – und sind stinklangweilig.

*Das Schöne bei der Digitaltechnik: Es kann keine Klebestelle reißen...
(GELÄCHTER)*

Vom »German Fade« zur Reißblende

Der klassische Parkettthandel »auf Zuruf« endete an der Frankfurter Börse im Mai 2011. Auf dem Fernsehschirm kann ich täglich den großen Handelsaal sehen, wo ich 1999 für »Ein Tag in Europa« turbulente Szenen aufnehmen konnte – in der Mitte des Geschehens, in schönster Stereo-Räumlichkeit.

Jetzt sieht man dort wenige Makler als lebendige Kulisse, und ein Kommentator belehrt uns, dass die Transaktionen jetzt vom Computerprogramm »*Xetra* praktisch in *real time*« erledigt werden. Der Mensch soll nur noch eingreifen, wenn die Maschine »überfordert« ist. Sie ersetzt den »erfahrenen Börsianer« (und wohl auch den Kapitalisten mit Wampe und Zigarre, der noch im politischen Tageskampf der 60er und 70er Jahre ein festes *Icon* war).

Diese Handels-Roboter sind unglaublich schnell, entscheidungsstark und gefühllos. Akkumulation des Kapitals funktioniert auch ohne menschliche Leidenschaften. Und Geld, das stinken könnte, kommt in den Rechenoperationen gar nicht mehr vor.

Die Schere zwischen dem atemraubenden Tempo der kommunikations-technischen Entwicklung und der nachhinkenden Denk- und Begriffswelt, in der wir aufgewachsen sind, öffnet sich immer weiter. Ein solcher Spalt klafft auch in uns selbst. Wir hören und fühlen in *real time* und linear, den-ken zugleich aber auch in den rasenden Bocksprüngen des search & click, copy & paste.

»Die folgende Atempause wird Ihnen präsentiert von
LUFTHANSA«.

Es folgen etwa fünf Sekunden leises Flugzeug-Brummen.

Absage: »Diese Atempause wurde Ihnen...«

(HR Info-Radio, notiert am 17. 3. 2010).

»Denken« schreibt der frühere HR-Hörspielleiter Christoph Buggert in ei- nem Aufsatz, »ist heute eine Form des Surfens geworden. Mit Daten über-sättigte Hirne produzieren keine Eigeninhalte mehr«. Ständig gerät unser individuelles Zeitgefühl mit der komprimierten Zeit digitaler Abläufe in Konflikt (die als Prozess nur noch von der numerischen Weltmaschine wahr-genommen werden). Ein schizoider Zustand.

Medien zerlegen den »Lauf der Welt« in kürzeste Sequenzen – *News flashes* – Blitznachrichten – Nachrichtengewitter. Keine großen Bögen mehr, lauter Fragmente. Die Reißblende ersetzt den good old *German Fade*, die Ausblend-e von gemächlichen 8 bis 10 Sekunden. Fast-Weltuntergänge sind Kurzzeit-Events – schnell vergessen, verdrängt, überlagert von neuen audiovisuellen Reizen. Was die Welt eigentlich erschüttern müsste, wird schon morgen als Erinnerungsschrott entsorgt. Anonyme Server im globalen Info-Netzwerk er-setzen die Dateien unseres Welt-Bewusstseins täglich ungefragt durch up-date-Versionen.

Die Geschwindigkeit der (Daten-)Übertragung verleitet zum Aufblasen jeder Kleinigkeit zur Sensation und führt zur Konformität der aktuellen Be-richterstattung. Ulrich Tilgner, einst einer der bekanntesten Auslandskorre-spondenten des deutschen Fernsehens, der zuletzt das ZDF-Büro in Teheran

geleitet hatte, kündigte dem Sender 2008 die Mitarbeit. Seine Begründung in einem Interview mit dem Berliner »*Tagesspiegel*«:

Früher war man angewiesen auf die Korrespondenten, sie waren oft die einzigen vor Ort. Nun sind Bilder aus Dutzenden von Kameras über Bildagenturen verfügbar, die Digitalisierung macht alles schneller und kostengünstiger. In der Folge wird manche Geschichte inhaltlich recht oberflächlich über einen angebotenen Bildteppich »designt« (...) Ich möchte weiterhin über die Wirklichkeit berichten. Ich möchte sagen, was ich denke...

Jemand in der Studio-Runde meint:

...Die enorme Beschleunigung nimmt uns tatsächlich den Atem, der wichtig ist! Zum Beispiel: Heute schickt man mir als Regisseurin Manuskripte per e-Mail-Attachment. Und dann schreibt der Redakteur: »Können wir heute noch telefonieren?« Der kalkuliert aber gar nicht mehr die Zeit ernsthaft ein, dass ich ein Manuskript grundsätzlich zweimal lesen möchte, bevor ich dazu etwas sage. Das gebietet ja auch der Respekt vor dem Autor. Ich kann nicht schneller lesen. Ich kann nicht schneller denken. Da kommt man in 'ne große Not!

Ich weiß nicht wo das endet! Es gibt Leute, die haben schon in jungen Jahren Hörstürze, Nervenzusammenbrüche. Das kann keiner 30 Jahre machen! Burn out. Und dann ist ganz Feierabend. Wir werden entsprechend verkrüppelte Rentner haben.

Also Leute, das klingt alles grade so, als würde einer fragen: Wollt ihr die DDR wiederhaben? Ich möchte die alte Zeit nicht zurück. Ich hab 20 Jahre analog gearbeitet. Ich weiß, was das für ein Stress ist. Heute hab ich 'n anderen Stress, okay... Aber eigentlich sind unsere Möglichkeiten unbegrenzt.

Unbegrenzt? Ich kann an meiner eigenen Biographie nachweisen: Es gibt immer weniger Sendeplätze für aufwendig produzierte Programme.

Ist schon ein Problem, wenn die Leidenschaft brach liegt! Viele Jahre lang hast du deinen Feature-Garten kultiviert, erweitert, neue Züchtungen versucht... Du hast dich sicher gefühlt hinter der hohen Hecke. Zu selten ein Blick nach draußen. In der Ferne siehst du Bagger anrollen. Du ignorierst den Bau der neuen Autobahn. Bis du merkst, sie wird mitten durch dein Grundstück führen. Und dann sagt ein Nachbar noch: Sei froh! Mobilität ist alles!

Kinder, seid doch nicht so defäalistisch!

Ich werd 's nicht mehr weiter machen können. Das ist einfach so. Ich kann nicht mit gebremstem Schaum... Das geht nicht! Irgendwann muss man sagen: Das bin ich nicht! Für mich ist das mehr als ein Job! Da ist meine Seele im Spiel! Dafür leb ich! Und ich kann nichts anderes. Dann geh ich lieber putzen...



Berlin, Knesebeckstraße 89 (1995-2005)

Ich und mein Bildschirm Vom angstfreien Zusammenleben mit den Tools

*Wir sind junge Wilde und staunen über unsere neuen Spielsachen ...
Die Maschine ist kein Ziel, und darum ist auch das Flugzeug kein
Zweck, sondern ein Werkzeug, ein Gerät, nicht anders als der Pflug*

Antoine de Saint-Exupéry, »Wind, Sand und Sterne«, 1939

*That's what radio feature needs in the late Nineties: The personality of
Orson Welles and the benefits of Apple Macintosh*

Aus meinem Manuskript für das Radio Forum, Prix Italia 1996

Computer, Mischpult, Stereo-Sichtgerät (Oszilloskop), Effektgeräte – Wie das blinkt und leuchtet! Die nachgeholtene elektrische Eisenbahn meiner Nachkriegs-Kindheit! Das Puzzle aus Wirklichkeits-Fragmenten fasziniert mich immer wieder – eigentlich seltsam bei meiner Abneigung gegen jede Art von Geduldspielen.

Früher hätte ich für eine Stunden-Sendung 40 bis 60 Spulen Aufnahmetonband und 30 dieser großen Studiobänder verbraucht – ein Gewicht von schätzungsweise einem Zentner. Jetzt reichen vier Flash-Cards in Briefmarkengröße, das Vielfache meiner Aufnahmen passt auf eine Festplatte, und für das Studio genügt ein Küchentisch. Fertige Sendungen schicke ich in einer »Jiffy«-Tüte als kleine Silberscheibe, USB-Stick oder körperloses Datenpaket per Sharehoster an die Redaktion. Vor 20 Jahren war das noch ein kiloschwerer Karton, und trotz aller Verpackungskünste konnte ich nie sicher sein, ob der Bandkuchen nicht unterwegs vom Bobby springt.

»Das kann mein Computer auch«

2009 Berlin-Kreuzberg, Hinterhaus, fünfter Stock. Anwesend die Radiomacher Hermann Bohlen (Jahrgang 1963), Michael Lissek (Jahrgang 1969), Frieder Butzmann (Jahrgang 1954) und der Autor (Jahrgang 1940):

Wenn ich dran denke, wie ich manchmal dasaß – das Tonband auseinander schneiden und kleben, alles mit den Händen... Da hab ich mir zehnmal überlegt: Muss dieser eine Satz wirklich raus? Man hat schon immer das Bedürfnis gehabt, dass man sieht, was man schneidet.

Wie, zum Teufel sollen wir arbeiten, ohne was zu sehen! Das könnt' ich überhaupt nicht.

Ich hab das mindestens 20 Jahre lang gemacht! Das Optische kann einen auch vom Akustischen ablenken. Du siehst tolle Sachen, die du gar nicht hörst nachher...

Ich lese natürlich die bunten Klötzchen auf dem Bildschirm wie einen Text. Es ist nur eine andere Art von Text! Eine selbst gewählte Schreibweise. Ich schreibe mit Tönen.

Analog denken – digital arbeiten! Intime Zweisamkeit mit dem Material. Der Komponist, der zu Hause Noten schreibt, sitzt auch allein an seinem Flügel.

Die eigentliche Radioautoren-Arbeit ist jetzt erst möglich geworden...

Ich habe nur digital produziert. Analog-Produktionen in den Sendern, auch mit einem »wunderbaren Team«, kenne ich als Beobachter. Ich fand das hohle Pathos immer unerträglich – diesen Gestus des Feldherrn-Regisseurs, der alle Tonbänder und die Cutterin und auch noch den Ton-Ingenieur »unter sich hat«. Das ist nicht meine Sache. Da bastele ich lieber vor mich hin und wiederhole noch tausendmal und mach das für mich alleine.

Na gut, da gab's die Potentaten. Die gibt's unter Dirigenten auch und bei Regisseuren im Theater. Aber es gibt ebenso die anderen, die fähig sind, ein Team zusammen zu bringen – zu diesen »magischen Momenten«.

Ne, so was kenn ich nicht. Ich bin froh, dass es diese Art von Magie nicht mehr gibt!

Dafür haben wir jetzt diese Pixel-Ästhetik. Klick–klick–klick–klick... Wouhhhhh --- jetzt halt' dich mal fest!

Hat sich auch schon verbraucht.

*Das ist nichts anderes als die Hörbarmachung des Mediums...
»Das kann mein Computer auch!«*

ER kann das! Jaja ... Tools sind zum Benutzen da, nicht zum Liebhaben.

Ich war in dieser Hörspiel-Jury für die Akademie der Künste und hab dann in drei Monaten an die 600 Hörspiele gehört... Da kam es auch vor, dass jemand 'ne Stunde lang nur was erzählt hat. Das war richtig erholsam. Da entdeckt man dann plötzlich das Abenteuer des ganz normalen Real-Time-Flusses! Plötzlich hast du das Gefühl wie ein Affe, der lange Zeit keine Affen mehr gesehen hat, und auf einmal wieder einen sieht...

Nein, wir sind keine »Netzverächter«. Bei aller Vorsicht schätze ich die Segnungen der Suchmaschine *Google*, und ich blättere mit Lust in *Wikipedia*. Niemand, den ich kenne, nimmt noch einen Füllhalter zum Manuskriptschreiben oder schleppt zentnerweise Sekundärliteratur durch den deutschen Nieselregen, wie es Heidrun jahrelang getan hat. Sofern wir Medien-Dinos nicht grade unterwegs sind, verbringen wir – wie alle Zeitgenossen – unsere Arbeitstage vor dem Bildschirm. Wenn ich aus dem Fenster sehe, reicht mein Blick gerade bis zur nächsten Häuserfront. Mein Computer-Fenster aber öffnet sich zur Welt. Open space!

Die Isolation eines Schriftstellers – sagen wir im Neunzehnten Jahrhundert – war vermutlich quälender als die selbst gewählte »Einsamkeit«, in der ich auf die e-Mails befreundeter Radio-Autoren warte.

Gegenseitig besuchen wir unsere Homepages, erzählen einander vom *Making-of* der jüngsten Produktion, die wieder so gar nicht vorangehen will. Wir lassen Dampf ab. Wir lästern – das Netz ersetzt uns den »Flurfunk«. Unsere Produkte (als Entwurf oder schon im Rohbau) tauschen wir zum Lesen oder Anhören und verhindern, in letzter Minute vielleicht, dass das redaktionelle Hackebeil ein Blutbad anrichtet.

Einige von uns führen gute Fachgespräche und stellen sie auf ihre *Website*. Wir sind Konkurrenten, aber auch Freunde – die ersten Kritiker, allzeit verfügbare Hebammen, Seelsorger, Multiplikatoren. Nach und nach haben wir »Freien« ein Netz im Netz gesponnen. Nie mehr allein!

Euphemismus? Selbstbetrug?

Wer sind wir denn ohne den öffentlich-rechtlichen »Apparat«, der uns ein bescheidenes Auskommen sichert; ohne die multinationalen Computerkon-

zerne und Provider, die den Takt der technologischen Entwicklung und damit auch das Rezeptionsverhalten unserer »Kundschaft« bestimmen?

»Where Content meets Technology« hieß ein Motto der Frankfurter Buchmesse 2012. Das klingt nach »Waffengleichheit«. Aber die *technology* ist unserem Nachdenken über den zeitgemäßen *content* immer eine Entwicklungsstufe voraus. Da liegt der Hund begraben. Zu oft sind wir nur Zaungäste.

In meiner kurzen Zeit als Redakteur Mitte der Neunziger Jahre hörte ich einen smarten jungen Mann bei einem senderinternen Informations-Treffen von Hard- und Software-Kosten plaudern. Hardware: das waren die Studios und der Sendebetrieb, der technische »Apparat«. Software: das meinte unsere Programme. Der Hörer als »Endverbraucher«, das Kulturradio als Anhänger der Unterhaltungs-Elektronik-Industrie.

»Der Fortschritt lässt sich halt nicht aufhalten« sagte schon mein Großvater, als er die neueste Nachkriegserfindung, den Dauer-Krawattenknoten am Gummiband, vom Jahrmarkt heimbrachte.

Feature – das gibt es noch?

1993/94 Vier Jahre nach der politischen »Wende« in Deutschland bin ich Gastdozent im Fachbereich Kommunikations- und Medienwissenschaften an der Uni Leipzig – Block-Vorlesungen im Wintersemester (»Originalton im Hörfunk-Feature / Möglichkeiten und Grenzen«) und im Sommersemester '94 (»Radio-Feature international«).

Die Studenten, zum Teil noch an schulischen Frontal-Unterricht gewöhnt, hören sich alles geduldig an. Erst in der Pause kommt der eine oder andere aus der Deckung: »Gibt 's das wirklich noch?« Sie haben eine Art historisches Seminar erwartet und müssen nun feststellen, dass sie als angehende Fachleute noch nicht einmal die einschlägigen Sendetermine kennen.

Zu Klartext ermuntert, schreiben die Teilnehmer später in einem Abschlussbericht:

- *Die Zuhörerzahlen stagnieren. Nur noch marginal nimmt das Radio am gesellschaftlichen Diskurs teil.*
- *Das Publikum ist überaltert. Kulturradio wirkt elitär, wie aus dem Elfenbeinturm...*
- *Privilegierte Geschichtenerzähler, halten mit einer Art Altersstarrsinn an der reinen Lehre fest, verschanzt hinter ihrem öffentlich-rechtlichen*

Kulturauftrag – während sich andererseits die Privaten nur noch durch den Zeitpunkt ihrer Verkehrs Nachrichten von einander unterscheiden...

- *Wer hört noch Feature? Gibt es überhaupt noch das Publikum, das eine Stunde lang vor den Lautsprechern sitzt oder sich in seine Kopfhörer vertieft?*

»Kulturkanäle«, halte ich dagegen, »sind Inseln inmitten der Beliebigkeit. Wenn ich sie nie betrete, ja nicht einmal von ihrer Existenz weiß, kann ich die Schönheiten, ja Sensationen im Inneren dieser Inseln nicht entdecken!«

Da trifft mich mancher mitleidige Blick. In vielen Punkten muss ich den jungen Frauen und Männern im Alter von Zwanzig-Plus leider recht geben.

Düstere Gedanken im Zug von Leipzig nach Berlin.

Ein Sender sortiert sein Publikum

2009 veröffentlicht der Bayerische Rundfunk für seine Mitarbeiter eine »Medien-Nutzer-Typologie des Publikums von Medienangeboten«. Einge teilt wird die Bevölkerung u. a. in »Junge Wilde«, »Zielstrebige Trendsetter«, »Aktiv Familienorientierte«, »Unauffällige«, »Moderne Kulturorientierte«, »Kulturorientierte Traditionelle«, »Zurückgezogene«.

Der Typus des »Jungen Wilden« wird etwa so beschrieben: »Durch schnittsalter 23, egozentriert, hedonistisch, spannungsorientiert (»action«), intensive Reizsuche, materialistische und konsumorientierte Grundhaltung, weitgehend frei von Verantwortung und Pflichten, geringe Bindung an das Medium Radio, Musik ist das zentrale Auswahl- und Einschaltkriterium, sehr geringes Interesse an Nachrichten und Wortbeiträgen, weit überdurch schnittlicher Anteil an Internetnutzern (90 Prozent), Informationsangebote online mit Ausnahme des Sports werden kaum nachgefragt«.

Dagegen die »Kulturorientierten Traditionellen«: Wie zu erwarten »traditionell bürgerliches und wertkonservatives Weltbild, Streben nach Sicherheit und Geborgenheit, geistig beweglich und weltoffen, politisch interessiert und engagiert, gesundheits-bewusst, teilweise elitäres Auftreten, Durchschnittsalter 65 Jahre, stark überdurchschnittliche Radionutzung, geringes Interesse an populärer Musik, stark unterdurchschnittlicher Anteil an Internetnutzern (40 Prozent)«.

Noch weniger kompatibel mit der »neuen Zeit« die »Zurückgezogenen«.

Wir »Alten« – die Kerngruppe unter den Hörern (und wohl auch Produzenten) »traditioneller« Radioprogramme – sind demnach wertkonservative, elitäre, fortschreitend kontaktscheue Internetverächter.

Die »Jungen Wilden«, denen angeblich die Zukunft gehört, hören unsere Programme nie. Die uns hören, sind an der Zukunft im allgemeinen und der des Mediums im Besonderen nicht interessiert.

So bunt die Broschüre mit ihren Graphiken und Tabellen – so schwarz-weiß das Resümee der Medienforscher.

Nicht, dass wir keine Hörer mehr hätten. Die Bevölkerung altert, und dieser Prozess verlängert vielleicht sogar die Lebenserwartung unseres Mediums.

Immerhin.

Des Autors Morgenblues

20II im Dezember. Lieber Jan,

ich habe mir Deine Homepage angesehen. Wenn ich auch das eine oder andere Bild noch 'rausschmeißen würde (weniger ist mehr!), erkenne ich Dich in Deinen Fotos immer deutlicher. Diese Verbindung von handwerklicher Genauigkeit und leichtem Händchen am Auslöser gefällt mir! Müsste doch mit dem Teufel zugehen, wenn das Deine Auftraggeber nicht auch erkennen würden.

Natürlich bedienst Du (bedienen wir alle) gewisse Erwartungen, Trends, Moden – oft unbewusst. Aber hinter jeder einzelnen Arbeit müsste doch immer auch der Hervorbringer winken: »All pictures have been taken – but not by ME!«

Was meine Arbeit angeht: Ich bin schon in der Endrunde. Mein letztes Feature soll eigentlich das ... letzte gewesen sein (GEDANKENSCHWERE KUNSTPAUSE). Du kennst meine wiederholten Abschiedsvorstellungen. Wie macht man das: Aufhören ohne zu Sterben? »Arbeit« und »Leben« waren ja immer ein- und dasselbe. Ein Autor hat kein »Privatleben«. Autor bin ich 24 Stunden am Tag, 365 Tage im Jahr – ja, auch nachts! Wenn ich wieder meine zehn Stunden am Rechner verbracht habe, träume ich in Spuren (Stereotacks)... Ich cutte meine eigenen Träume, während ich träume...

Abends flimmern mir die Augen, und der ganze Kerl hängt leer und schlaff auf seinem Drehstuhl. Deiner Mutter verspreche ich täglich Besserung, Ausstieg aus der Kreativitätsmühle. Und dabei ist das, womit ich mich grade beschäftige, wieder so herausfordernd und aufregend, dass ich's nach dem Aufwachen im Bett nicht aushalte. Ich will »weniger arbeiten«. Aber dann lässt jemand ein reizvolles Thema fallen, und schon lege ich einen Ordner an.

Alles wird zum Projekt, zum Entwurf – und vielleicht zum nächsten Auftrag. Das wünscht sich doch mancher jenseits der Wasserscheide, oder wie man das Dasein im »Rentenalter« bezeichnen will (lächerlicher Ausdruck: Rentner sein ist keine gottgewollte Daseinsform!)

Viele Jahre bin ich eisern spätestens um Sieben aufgestanden – wie mein Großvater. Der hatte noch mit 70 Jahren das österreichisch-ungarische Militär in den Knochen. Wenn er klappernd mit den Kaffeetassen in seinen zitternden Händen hereinkam, und ich wollte ausschlafen, weil Ferien waren, hab' ich ihn gehasst. Jetzt bin ich selbst so alt und brauche keinen Wecker mehr.

»Ich bin meine Arbeit«, sagte mein Lieblings-Regisseur Federico Fellini (»La Strada«, falls Du Dich erinnerst). Kann man hierzulande das Wort »Arbeit« überhaupt so unbefangen aussprechen? Gleich hörst du: »Workaholic«, »Selber schuld«, »Wer bezahlt Dir das?«, »Take it easy!« Wie ich diese Sprüche hasse! Die meisten kennen nur die fremdbestimmte Arbeit. »Man muss jede Chance nutzen!« Der äußere Zwang ist gesellschaftlich sanktioniert, der innere wird belächelt. Sei's drum!

Nicht dass mir die gescheiten Einfälle nur so aus den Ärmeln purzelten. Manchmal glaube ich, Du unterschätzt das Altwerden. »Der schönste Tod ist bei offenem Vorhang« – wie leicht sagt sich das mit 35! In Wahrheit geht es abwärts, peu à peu.

Die Zeitungsartikel für die Provinzzeitung, die Rezensionen für den Berliner »Abend«, aufbewahrt für eine Ewigkeit von ungewisser Dauer, sind vergilbt. Manche zerbröseln schon. »Xerox«-Kopien aus der Anfangszeit der Fotokopiertechnik sind völlig unlesbar geworden – nur noch graues Papier.

Auch die Ohren steigen langsam aus. Lange her, dass ich das ganze Frequenzspektrum von ungefähr 40 bis 20 000 Hertz – also 40 bis 20 000 Ton-Schwingungen in der Sekunde – mühelos hören konnte. Auch die schmale Spanne zwischen drei- und fünftausend Hertz, die unsere Sprache einnimmt, ist nicht mehr vollständig »da« – altersbedingt, sagt die Ohrenärztin.

Und wie kommt es, dass ich immer länger an einem Stück arbeite? Die Dinge sollten im Alter doch einfacher werden. Ich kenne Autoren, cool

bis in die Mikrophonkapsel hinein, die stets wissen, wie man »an ein Thema rangeht«. Ob Sonnen- oder Weltuntergang – alles nur eine Frage des Handwerks, Selbstzweifel sind unprofessionell. Trotz meiner 40 Radiojahre habe ich das nie geschafft. Ich gehöre immer noch zu jener Sorte Rundfunkmenschen, denen ihre Themen nachts im Kopfrumoren: Worauf hast du dich da wieder eingelassen??

So frisch und mutig und sorglos wie Du springt man nur einmal ins Wasser. Als ich in Deinem Alter war, 36, schipperte ich gerade mit der »Queen Elizabeth« über den Atlantik – per Satellitentelefon vernahm ich auf der Höhe Neufundlands die Signale Deiner baldigen Landung auf unserem Erdball. Vor mir ein Ozean von Möglichkeiten. Jahrzehnte später, wenn man schwimmen kann, ist der stärkste Kitzel vorbei und die tägliche Selbstmotivation schon lästiges Ritual.

Danke übrigens für die Kurzberichte von Deinem ersten selbständigen Großprojekt – London, Paris, Prag, Rom, Berlin – alles in knapp 14 Tagen, bei lausigem Wetter. Ja, ich bewundere die logistische Leistung, den Teamgeist Deiner Crew, Dein Standing (auch Neid auf Eure Jugend ist dabei).

Gut, dass Du bei all dem Deine beruflichen Misserfolge nicht verschweigst, wie ich das in Deinem Alter getan habe! Im Keller stehen Mappen voll geplatzter Seifenblasen. Erinnerst Du Dich an die vielen Umzugskartons, die sich eines Tages in unserem Charlottenburger Hinterhof auftürmten? Ein Reporter der 1972 entschlafenen Tageszeitung »Telegraf« war gestorben. Und das war nun sein Archiv – Zeitungsausschnitte, Notizen, aufgeklebt und beschriftet, zigtausende Blatt Papier, sicher auch Schätzze aus der Nachkriegszeit darunter. Nach einer Woche begann es zu regnen. Das Gebirge vor unseren Fenstern sackte zu einer schlammigen, tonnenschweren Masse aus Papier und Buchstaben zusammen. Im Vorübergehen dachte ich an mein Archiv... Es war zum Heulen!

Dann gibt es noch die Themen, die man nur im Bauch hat, besonders bei Nacht oder nach drei Gläsern Rotwein. Bei Tageslicht besehen lächerlich... Oder das ernüchternde Wiederhören einer Jahre alten Sendung. Man hört ja nur die Fehler... Falsch besetzte Sprecherstimmen, unkorrigierbar... Und immer wieder die Erkenntnis, dass die Themen mit altern. Kein Mensch erkennt mehr die Brisanz, die sie einmal hatten. Dann bin ich ganz allein mit meinem Blues... Lassen wir's!

Das nächste Mal sind wieder Deine Sorgen dran!

Dein alter »Alter«

Die ängstliche Stimme der Nachkommenden

Schon als Redakteur brannte ich darauf, zu erfahren, wofür eine neue Autoren-Generation steht. Ich dachte: Sie haben noch keine »Vita«, aber umso mehr Gegenwart. Wie klingt ein 25Jähriger im Jahr 1995? Für ein Quantum »Lebenserfahrung« müsst ihr keine Achtzig sein. Hier ist Wasser, Sand, ein Schäufelchen – backt euch euer Radio selbst! Ihr habt alle Freiheiten!

Ich erhoffte mir etwas Neues, Frisches, Freches, zu dem meine eigene Generation nicht mehr in der Lage war. Ich habe es nicht bekommen. Stattdessen: Anpassung, Nachahmung des Bekannten, von uns (den »Alten«) Abgeschautes, die Suche nach Erfolg versprechenden Rezepten. Ihre Sandtörtchen glichen vielen unserer altbackenen aufs Haar. Große Enttäuschung!

Eine Ausnahme:

1970 Als Feuilleton-Redakteur bin ich u. a. für die Jugend- und Popseite des Berliner *Abend* (und nebenbei auch für das Horoskop) zuständig. Ich habe mir's nicht ausgesucht. Ein Redakteur für populäre Musik und Unterhaltung war verlangt, und ich wollte weg aus der hessischen Kleinstadt. Keine Ahnung von Tuten und Blasen. Ich habe mich beworben, und da sitze ich nun...

Eines frühen Morgens fliegt die Tür unseres kleinen, überfüllten, mit Tabaksqualm vernebelten Redaktions-Büros in der Potsdamer Straße auf, dass sie beinah aus den Angeln springt, und es erscheint ein junger Mann – Jeans und weißes T-Shirt, entschlossener Gesichtsausdruck. »Wer macht diese Popscheiße« – ähnliches muss er wohl gesagt haben. Ich hebe reflexhaft die Hand. Er offeriert uns seine Mitarbeit und bekommt den (schlecht bezahlten) Free-lance-Job auf der Stelle. Mir fällt ein Stein vom Herzen.

Barry Graves heißt der schlaksige Kerl – eigentlich Jürgen Deutschmann. Er ist zwei Jahre jünger als ich und moderiert für den *Rundfunk im Amerikanischen Sektor (RIAS)*.

Ab 1971, lese ich auf Wikipedia, »arbeitete er unter anderem bei der Berliner Mittagszeitung *Der Abend* als kritischer, wortgewandter und anerkannter Kolumnist. Seit 1973 gab er zusammen mit Siegfried Schmidt-Joos das erste deutschsprachige Rocklexikon, das zum Standardwerk avancierte, heraus (...) Anfang 1990 war er der erste, der in seiner Radiosendung 'Tekkno' präsentierte. Ohne seine speziellen Features hätte es die von Berlin ausgehende Techno-Bewegung möglicherweise gar nicht gegeben...«

Das Rocklexikon trägt u. a. die Widmung: *Für Helmut Kopetzky und Herbert Kundler* (damals Programmleiter und geschäftsführender Intendant des RIAS), *die mir eine Chance gegeben haben.*

Ich weiß es besser: Er hat sich die Chance einfach genommen.

Zwei Manifeste

2011 Potsdam, Kultur-«*fabrik*» – ein idyllischer Campus am Ufer der Havel. Die Sonne strahlt. Ausflugsboote tuckern, Fahnen flattern. Zum zweiten Mal haben Studenten der Fachhochschule, Studiengang Kulturarbeit, ein »Oh!-Ton-Festival für Radio-Features, akustische Dokumentationen und Klangerlebnisse« vorbereitet. Wir hören in Liegestühlen unter Kastanien, auf Plumpsäcken im «*fabrik*»-Saal, mit Kopfhörern auf »Hörbooten«, die auf dem Tiefen See kreuzen.

Am dritten Tag des Festivals wird ein »Manifest« verkündet. Es heißt »*Dok-Maz2011*« und erinnert an das »*dogma-95*«-Projekt des dänischen Filmemachers Lars von Trier. »Wir glauben, dass eine neue Feature-Freiheit nur geschaffen werden kann, wenn ein Regelwerk die bestehenden Konventionen herausfordert!«, steht in der Präambel.

Monate lang haben sie Programme gehört und durch den Wolf heißer Diskussionen gedreht – 300 Stücke sollen es gewesen sein. Einzelne Punkte des »Manifests«, vor allem aber der Furor der Sprache signalisieren: Da haben ein paar junge Radio-Liebhaber und -Liebhaberinnen die Nase gestrichen voll. Das Objekt ihrer Leidenschaft hat sie bis auf Einzelfälle nicht zurückgeliebt. Erlittene Langeweile und zunehmender Frust über so manche aufgeblähte Belanglosigkeit fanden schließlich ein Ventil.

So sitzen wir nun, zu allem entschlossen, in einem engen Diskussions-Raum. Ein Hauch von Kulturrevolution wabert unter der niedrigen Decke. Es ist heiß. Nur das »alte« Feature, zusammengekauert, klappt mit den Zähnen. Gleich wird es zur Selbstkritik aufgerufen werden. Und die Jungen sind bekanntlich gnadenlos.

Und dann prasseln die Verbote nur so auf das immer verlorener wirkende Audio-Wesen ein:

Statement-Aneinanderreiheungen und Statistiken sind verboten... Wohlklängende Schauspielerstimmen sind verboten... Musik ist ausschließlich direkt aus dem O-Ton erlaubt... Übersetzungen machen das Ausgangsmaterial unhörbar – also: Weg damit... Informationsvermittlung ist nebensächlich...

Ich muss ihm zu Hilfe kommen, unserem bedauernswerten Fach. Schon ziemlich benebelt von der Hitze und dem mit leichter Hand abgebrannten Thesenfeuerwerk raffe ich mich zu einer Gegenrede auf:

Ich kann Euch verstehen, liebe Kulturvermittler und -vermittlerinnen: Das Feature, das hier in der Ecke hockt, ist nicht mehr ganz taufrisch und selten so aufregend, wie wir – seine altgedienten Verteidiger – gern behaupten. Unsere Bauchgefühle dürfen also ähnlich sein.

Ich verstehe auch eure Suche nach Heimat, Stall, Gemeinsamkeit, die sich in jedem Manifest ausdrückt. Leider ist derlei – und in dieser Hinsicht seid ihr konsequent – immer auch mit Einschränkungen, mit Verbitten umgestellt. Seit meiner katholischen Kindheit und den ideologischen Barrieren, die die Entwicklung unseres Fachs in den Jahren nach der sogenannten Studentenrevolution bis zur Erstarrung behindert haben, reagiere ich allergisch auf jede Art Dogma.

Auch Lars von Trier, Thomas Vinterberg, Kristian Levring und die anderen haben gegen ihre eigenen 10 Gebote mehr und mehr verstoßen (»Als Drehorte kommen ausschließlich Originalschauplätze in Frage, Requisiten dürfen nicht herbeigeschafft werden... Zur Aufnahme dürfen ausschließlich Handkameras verwendet werden« u.s.w.)

Wenn schon »Manifest«, dann würde ich heute die neue, unverkrampfte Ernsthaftigkeit eines jeden einzelnen Machers ausrufen. In einem möglichen Text würden Begriffe wie »Dringlichkeit«, ja auch »Verantwortung« vorkommen. Vor allem aber »Individualität«.

»Wir sind an einem Übergang«, würde ich schreiben, mitten in einer Kreuzblende von linearen zu multiplen Formen, die einander auch in Zukunft nicht ausschließen müssen. Also kein Entweder/Oder!«

Und weiter im gedachten Text:

- *Jede Gattung bezieht ihre Stärke aus großen Entwürfen. Der letzte große Wurf des Radios, die Erfindung des Akustischen Features, liegt ein halbes Jahrhundert zurück. Das Feature des neuen Zeitalters muss auf die Veränderungen der Medien-Welt mit neuen Entwürfen antworten. Wir Fachleute des Inhalts und der Form müssen dem jetzt Machbaren vorausdenken – sonst bestimmten Techniker und Technikproduzenten die künftige Gestalt unserer Programme.*

- *Produzierte Sendungen einfach ins Netz zu stellen, ist nichts als eine andere Verbreitungsform, aber noch kein Schritt in eine neue mediale Epoche. Diese wird eigener, neuer Ausdrucksmöglichkeiten und Inhalte*

bedürfen. Dabei wird früher oder später auch die weltweite Verfügbarkeit des www berücksichtigt werden müssen (Multilingualität, globally interesting subjects).

- *Das Feature (die große dokumentarische Form) muss rundfunkpolitisch gewollt sein. Auf billige Lippenbekanntnisse der Medienpolitiker zum schützenswerten Kulturgut »Radio« – nur, bitte, etwas flotter, etwas kürzer, ein klitzekleines bisschen mehr TV – können wir verzichten.*
- *Feature, Hörspiel und verwandte Gattungen sind als »nichtkommerzielles Kulturgut von öffentlichem Interesse« nur im öffentlich-rechtlichen Rundfunksystem überlebensfähig. Wir kämpfen die gleichen Kämpfe, wie das anspruchsvolle Theater, kommunale Kinos, die »ernste« Musik, der sogenannte Autorenfilm. Außerhalb des öffentlichen Bereichs muss sich die Sache »rechnen«. Privatisierung ist der Feind der »großen Form«.*
- *Diese muss – z.B. durch Cross-Promotion – als allgemein interessierendes Radioereignis herausgestellt werden. Das Besondere verdient angemessene Publicity. Die Krise des Rundfunks ist auch ein Fall für die Marketing-Abteilung.*
- *Raus aus der Zwangsjacke des 60- oder 30-Minuten-Standard-Formats. Kürzer ist nicht immer unbedeutend, lang ist nicht per se »groß«. Art und Gewicht des Themas müssen über die Sendelänge entscheiden.*
- *Weg vielleicht auch vom unverrückbaren Sendeplatz. Große dokumentarische Radio-Events sind nicht an »Sendeleisten« oder feste »Slots« gebunden. Sie müssen als Erlebnis- und Erfahrungs-Inseln wirkungsvoll in die Komposition des gesamten Programmangebots eingepasst und durch großzügige Download-Möglichkeiten ergänzt werden.*
- *Der Nachwuchs braucht Probebühnen. Die »große Bühne« ist für Greenhorns ungeeignet (und meist unbekömmlich). Anfänger benötigen das »Kleine Haus«, wo sie sich auch bei Gefahr des Misserfolgs ausprobieren und entwickeln können, sprich: möglichst häufig wiederkehrende Sendeplätze unterschiedlichen Zuschnitts.*
- *Damit das Große Radio wirklich »groß« sein kann, verlangt es nach angemessener Finanzierung – nicht zuletzt der Autoren, die sich mit ihrem Thema womöglich monatlang herumschlagen.*



Das Radio nach dem Radio – Ungewaschene Gedanken über die Zukunft der großen Form

Die 40 Radiojahre, die ich miterlebt habe, kommen mir im Nachhinein wie eine breiter, gerader und dank periodischer Reparaturen halbwegs sicherer Highway vor. Jetzt aber stehe ich unentschlossen an einem Punkt mit vielen Abzweigungen und Wegweisern. Ich lese: »Tradierte Erzähltechnik«, »Singularäres Autorenstück mit individueller Handschrift«, »Soziale Netzwerke«, »Crossmedia-Produktionen«, »Erweiterte Realität«, »Reality Soap«, »Scripted Reality«, »Einsames Genuss-Hören (High-End)«....

»Vermutlich wird die Zahl der Zeitgenossen steigen, die zunehmend dem Terror des Audiovisuellen entfliehen und lieber in einer selbstgewählten auditiven Wüste mit wenigen akustischen Oasen zum Niederlassen leben werden.«

Florian Rötzer, Chef des Online-Magazins »Telepolis«, 2011

Welcher Kolonne schließe ich mich an? Die vertraute Gradeaus-Strecke verschwimmt, perspektivisch schmäler werdend, im Dunst. Wir sind ein wachsendes Häuflein, das sich an diesem Knotenpunkt staut. Ratlose Gesichter. Galgenhumor.

Ende Januar 2012 versammelt der fast 83jährige Peter Leonhard Braun rund 50 Radio-Professionals auf dem Leipziger Mediencampus zu einem internationalen Kolloquium »The Radio Feature in the Digital Age«, um der dringenden Debatte über die Zukunft der großen Radioform neuen Schwung zu verleihen. Da ich krankheitsbedingt an dem Leipziger Think Tank Meeting nicht teilnehmen kann, versuche ich, mir aus dem begleitenden Blog ein Bild zu machen.

Unter dem Veranstaltungstitel »The Radio Documentary in the Digital Age« ist kaum noch von *documentary* die Rede. Stattdessen: »Inhanced Radio«, »Radio beyond Radio«, »Radio 2.0«.

Einhellig gelobt wird der Nutzen digitaler Tools im Recherche- und Aufnahmebereich, bei der Cross-Promotion und der technischen Verbreitung unserer Audio-Produkte auf einer Vielzahl verschiedenartiger Plattformen: *Facebook*, *Youtube*, *Podcast* (Radio-on-Demand) oder *Livestream* mit einem unbegrenzten Fortsatz an Web-Links. Ich lese:

»Online, games and interactivity are now a key part of any successful story«.

»I can record audio, edit it and make it available directly from my mobile phone. On their computer or phone, listeners can listen whenever they like, wherever they are.«.

»A remarkable tool for getting the audiences' voice on air is ›AudioBoo. fm‹, a mobile App that lets people record and hand in their recordings with a single tap.«.

Bedeutet: Zur netzweiten Verbreitung der eigenen akustischen Duftnote genügt ein einfacher Klick.

Ein britischer Teilnehmer der Leipziger Debatte, der sich als »Radio Futurologist« in die Teilnehmerliste eingetragen hat:

The world is getting multi-platform, and radio is going multi-platform as well.

Ein Vertreter der European Broadcasting Union:

The digital natives are growing up as one-platform-agnostics and it would be crazy to ignore this.

Ein Radiomacher aus Paris:

We have not chosen the internet – the internet has chosen us!

Allgemeiner Eindruck: Die neuen Tools haben uns längst im Griff, und sei's durch ihre bloße Anwesenheit. Wir arbeiten »in den Medien«. Aber zugleich arbeiten »die Medien« in uns.

Da ist er wieder, der Riss! Ich stelle mir vor, wie die Apologeten blühender digitaler Landschaften über die Fraktion der Radio-Dinos und ihre öffentlich-rechtliche Kantinenkost lächeln, und wie diese wissend auf die durchgeknallten, technikverliebten Salon-Nerds herabblicken – im Stillen versteht sich. Wer möchte schon dezidiert gestrig sein?

»Leider muss ich 98 Prozent meiner Zeit Radio für die Gegenwart machen«, schreibt später ein Freund und Kollege aus Süddeutschland ...

... Gesetzt den Fall, die Enkel schätzen eines Tages wieder »Opas Radio«, könnte ich es mit Glück gerade noch erleben. Im Ernst: Ich schiebe den

Formatradio-Blues. Die Hörerumfragen und die »Mapping-Studie« und die »Crosstuning-Studie« – sie alle sagen ja so eindeutig, dass die Menschen Musik wollen. Dann nochmal Musik. Dann – ach ja – Musik. Und dann ... Stimmt: Wetter. Verkehr nicht vergessen. Und das war 's dann eigentlich. Aber der Moderator dazwischen soll bitteschön doch ganz er selbst sein (...)

Der <www.swr2.de/dokublog> des Südwestrundfunks, verlinkt mit dem monatlichen SWR-Magazin »Mehrspur«, bietet ein offenes Podium für die Gemeinde der Radiomacher. Auffallend, dass diese lebendige Debatte um die Zukunft des Mediums immer häufiger von dessen Ableben handelt. Florian Rötzer, Chefredakteur und Mitbegründer des online-Magazins »Telepolis«:

Das Radio als Gerät und der Rundfunk als Technik verschwinden im Smart Phone (...) Noch gibt es – symbolisiert durch die Architektonik der Gebäude – Rundfunk-, Fernseh- oder Zeitungsredaktionen und einzelne Ausgabesysteme wie Radios, Papier oder Fernsehbildschirme, aber das sind zum Untergang verurteilte Dinosaurier, deren Überleben sich noch der gesellschaftlichen Trägheit verdankt, die nicht mit der Schnelligkeit der technischen und kulturellen Innovationen mithält (...)

Mit der Digitaltechnik verschmelzen, wie schon länger prophezeit, die den herkömmlichen Massenmedien eigenen Medientechniken zu einem Universalmedium mit erheblichen Folgen (...)

Redaktionell aufbereitete Medien müssen sich (...) anpassen und werden in Zukunft teilweise ebenso wie die Journalisten durch Algorithmen ersetzt, die automatisch mit mehr oder weniger Künstlicher Intelligenz Informationen sammeln, aufbereiten, aktualisieren und zusammenstellen (...) Die noch bei vor allem älteren, von den Massenmedien geprägten Menschen zu findende Treue zu bestimmten Nachrichtensendungen oder Nachrichtenquellen wird mehr und mehr schwinden (...)

Schon länger können Texte automatisch vorgelesen werden, die Programme werden besser, die Stimmen lebensechter, was darauf hinauslaufen könnte, dass unter dem Kostendruck Sprecher weitgehend vor allem in der Nachrichtenbranche durch Text-to-Speech-Programme ersetzt werden. (...) Interviews oder Gespräche mit Zuhörern können dann auch teilweise ohne einen Reporter, Sprecher oder Moderator geführt werden – von personalisierten Maschinen, also Robotern oder virtuellen Bots.

»Bot« heißt laut *Wikipedia* »ein Computer-Programm, das weitgehend selbstständig sich an wiederholenden Aufgaben abarbeitet, ohne dabei auf eine Interaktion mit einem menschlichen Benutzer angewiesen zu sein«. Das erfolgreichste Online-Radio der USA, ein Musiksender namens »*Pandora.com*« (50 Millionen User), werde vollautomatisch »durch Algorithmen gesteuert«.

Aus manchen Beiträgen des »*swr-dokublog*« lese ich die ganze Grausamkeit (oder grausame Ehrlichkeit) einer nachwachsenden Generation, die mir sagt:

»Sorry Dear!«

Sind wir Radioleute eine aussterbende Gattung wie das Nördliche Breitmaulnashorn oder Pasolinis Glühwürmchen, die schon in den sechziger Jahren aus seinem friaulischen Jugendparadies verschwunden sind, »ausselektiert auf Grund der Verschmutzung der Luft und der blauen Flüsse und klaren Bäche«?

Wird sich die zunehmend egalitäre (gefühlt: totalitäre) *Net Society* noch einen Deut um unsere gepflegten Qualitäten scheren: »Stil«, »Standpunkt«, »Überzeugung«, »Leidenschaft«?

Soll das Radio auf gestaltete Programme, auf die »Große Form«, ganz verzichten?

Wann stürzen unsere klug recherchierten, sorgsam gebauten Sendungen unwiederbringlich (und am Ende vielleicht unbemerkt) in die Schwarzen Löcher des unendlichen Web-Universums?

»Wird es Radio in ein paar Jahrzehnten als Medium noch geben?« fragt der niederländische Medienwissenschaftler und Netzaktivist Geert Lovink (*1959) im *swr-Dokublog* vom Oktober 2011:

Einige von uns haben einen emotionalen und nostalgischen Bezug zum Radio als Format der Inhaltsvermittlung, aber spielt das eine Rolle? Was ist das Radio nach dem Radio? Es gibt noch ein Publikum, aber es ist jetzt über die ganze Welt verstreut und zu einem Nischenpublikum geworden. Ich habe nicht die Absicht, Radio nur um seiner selbst willen, isoliert von den anderen Medien, zu propagieren. Das ist wirklich überholt...

Manchmal träume ich von unserem schönen alten Funkhaus, dem Klinkerbau an der Berliner Masurenallee. Er ist leer, ausgeräumt. Schritte hallen. Im Erdgeschoss eine Bingo-Halle. Eine Art Virus hat die Schallarchive befallen. Fladenweise blättert die Tonschicht von den Bändern, wie Rinde. Der Tonfraß ist nicht aufzuhalten. Wort, Geräusch und Musik – und damit auch die

Erinnerungen an uns, die Chronisten – versinken allmählich im alles verschlingenden Grundrauschen: Käthe Dorsch und Gustav Gründgens, Hans Albers, Ernst Busch, Judy Garland, Hitler und Stalin, Heuss und Adenauer, Dampflokomotiven und Propellerflugzeuge, der weinende Reporter beim Zeppelin-Absturz in Lakehurst 1937, der Jubel und die Kirchenglocken im befreiten Paris 1944, Hörspiele und Features, Bundestagsdebatten – ein akustischer Gedächtnisschwund, weltweit.

Video killed the radio star | in my mind and in my car (...) They took the credit for your second symphony | re-written by machine and new technology | and now I understand the problems you can see | Oh oh...

(Aus dem Song der Gruppe »The Buggles« 1979,
gecovert u.a. von Robbie Williams)

Vom Einzelkämpfer zur Taskforce

Noch eben war ich überzeugt, dass die Zukunft dem Autor-Reporter-Producer-Regisseur-Techniker gehört, der sein Produkt fix und fertig an einer Schnittstelle zu geeigneten Plattformen abliefert (mögen diese mit der herkömmlichen Verbreitung durch sog. »Sendeanstalten« auch nicht mehr viel gemein haben). Und natürlich hoffe ich weiterhin, dass der mit dem *micro stylo* aufschreibende und in seinem Garagenstudio montierende und mixende *auteur* recht lange überleben wird.

Es könnte aber auch sein, dass eher die GRUPPE in der kommenden Ära des multimedial erweiterten Qualitätsrundfunks wieder an Bedeutung gewinnt und der »akustische Autor« *primus inter pares* in einem hochmotivierten Team von Spezialisten sein wird – einer *Task force*, bestehend aus Rationalisten, Funktionalisten, Stilisten, Träumern, Phantasten, vielleicht auch ein paar Spitzen-Journalisten mit besonders ausgeprägtem Beißtrieb.

Auf den meisten Gebieten sind wir Autoren ja Amateure (wozu wir uns bekennen sollten!) Auch die intensivste Recherche entlässt uns nicht aus dem Dilemma, dass wir leider nicht alles wissen können.

1947 gründete das Columbia Broadcasting System eine »CBS Documentary Unit«, bestehend aus »producers, directors, writers and researchers, who would have no other responsibility than that of creating about twelve major broadcasts each year on vital public issues«.

Eine meiner Lieblingssendungen heißt »*Der Tag*«, dauert knapp eine Stunde und ist von Montag bis Freitag auf hr2, als Wiederholung im *HR-Inforadio*, per Audiostream und außerdem als Podcast zu hören – eine monothematische, oft tagesaktuelle Sendeschiene, weder Feature noch Hörspiel, eher eine Hybridgattung aus pointierten Moderationen, Reportage-Elementen, Glossen, literarischen Zitaten und Live-Gesprächen mit Experten, die wirklich etwas zu sagen haben. Dahinter eine feste Crew aus Redakteuren, Autoren und Präsentern.

Behandelt werden »heiße« Themen aus allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens. In den vergangenen Wochen (März und April 2012) unter anderem:

»Tod und Spiele« (Formel-Eins-Rennen und Gewalt gegen Demonstranten in Bahrain)... »Gottes Wort und Mohammeds Beitrag?« (Zur Gratisverteilung des Korans durch strenggläubige Salafisten in deutschen Fußgängerzonen)... »Das andere Urteil« über Gutachter vor Gericht (Der Prozess gegen den Massenmörder von Oslo und Utøya und abweichende Expertisen über seinen Geisteszustand)... »Zittern vorm Twittern« (Der vorübergehende Erfolg der Piraten-Partei)... »Verschwiegene Geschäfte« (Die Wege der Waffen)... »Schlachtfeld Stadion« (Fußball und Gewalt).

Und so bereits seit 1996, beinah jeden Tag!

Beim *WDR* in Köln wird das »*ARD-Radiofeature*« koordiniert, laut Website »Qualitätsjournalismus und Radiokunst zugleich (...) Kraftfeld des öffentlich-rechtlichen Radios, Dokumentationszentrum mit akustischem Mehrwert«. Dahinter ein Konzept, das die meisten ARD-Featureredaktionen mit ihren regionalen Besonderheiten und Stärken einbindet – ein formaler, inhaltlicher, freilich auch pekuniärer »Synergie-Effekt«.

Beispiel: »Bankraub – Ein Finanzthriller« (September 2010), Autor Peter Rothammer. Man kann die Sendung über die Verstaatlichung der Hypo-Real-Estate-Pleitebank als mp3-File downloaden oder als Podcast abonnieren. Auf einer Zeitleiste erscheinen während des Playback an passender Stelle die Porträts und nötigenfalls Kurzbiographien der im O-Ton zu hörenden Gesprächspartner. Ungebräuchliche Begriffe und Fremdwörter werden an Ort und Stelle erklärt.

Des weiteren im Angebot: Das Manuskript im PDF-Format, Links zum Thema in den ARD-Programmen und im World Wide Web, eine Literaturliste und eine interaktive Kommentarleiste. Feedback erwünscht. Andere Autoren der Reihe stellen auch eigenes Recherchematerial ins Netz.

Doch bei all der Begeisterung für die Erweiterung unserer Plattform: Was wird aus der Akustik – aus dem Stück? Was aus der linearen, dramaturgisch

ausgefieilten Erzählweise? Wird sich das Feature der Zukunft, sofern ihm eine bevorsteht, wieder auf kognitive Botschaften zurückziehen, nachdem es sich in einem Jahrzehntelangen Prozess vom reinen Faktenjournalismus emanzipiert und die Schönheit (und »Wahrheit«) der Klangwelt entdeckt hat? Wo bleibt das Akustische Feature als Gattung? Wird der elaborierte Ton zuerst daran glauben?

Ich frage mich, so trivial das klingen mag, wie eine der Hauptwirkungen des akustischen Genres, die Arbeit mit der Phantasie, vor dem interaktiven Bildschirm erhalten bleiben kann, ohne dass Bilder und Texte und das Spielerische des Navigierens der Phantasie in den Rücken fallen.

Wie kann ich mich als HÖRER auf den Erzählfluss einlassen – auf die gedankliche und emotionale Entwicklung einer Geschichte, die sich ausschließlich in Worten, in Stimmen und Sprechhaltungen, im Sound, in akustischen Bögen ausdrückt, wenn der digitale Zauberwürfel mit seinen ungeahnten Möglichkeiten nach ständiger Interaktion verlangt? Würde es mir gelingen, die »Finger bei mir« zu »halten«, wie uns christlich erzogenen Jungs in anderem Zusammenhang eingeschärft wurde?

Mein Freund und Kollege Richard Goll, früher beim *Österreichischen Rundfunk (ORF)*, im Leipziger Docu-Blog:

If I think of the multimedial development, I do not want to think of a new form of film or television because neither the visual nor the audio medium may be degraded to an accompanying medium.

Additional or complementary information can be shared via the Internet as a medium by itself.

But this is not what we are talking about!

»Mich stört an manchen Diskussionen«, schrieb ich Richard zustimmend, »dass ›Entwicklung‹ fast nur noch als Fortschreiten in eine einzige, nämlich die technisch-funktionalistische Richtung verstanden wird. Das Medium ist eben nicht die ganze Botschaft!«

Auf der Korrekturfahne seines späteren Bestsellers »The Medium is the Message« soll der Setzer den Titel versehentlich in »The Medium is the Massage« verdreht haben. Marshall McLuhans Reaktion, so die Legende: »Lasst es so! Es ist großartig – und genau richtig!«

Erzählen bedeutet: Einen Grundgedanken, einen Tatbestand, vielleicht ein Drama über die Dauer einer vorgegebenen Zeit zu entfalten. Dramaturgie gehört zum Wesen jeder Kommunikation, vom kindlichen »Und dann und

dann...« bis zur hochdramatischen Kunst orientalischer Märchenerzähler (die selbst im Zeitalter von *Al-Jazeera* und *Al-Arabia* in nahöstlichen Teestuben noch glänzend funktioniert). Ein Mann und eine uralte Geschichte. Alle kennen sie – und wollen sie doch immer wieder hören.

Die okzidentale Medienindustrie aber traut ihren eigenen Geschichten nicht. So schminkt die Filmwirtschaft ihrem Goldesel die hellsten Reize auf – von Dolby-Surround bis zur Geruchs-Kulisse.

Während der *Prix-Italia*-Session 1995 in Bologna wohnten einige von uns über einem Kino, das den Katastrophen-Film »Alarme Rosso« mit Surround-Effekten zeigte. An besonders dramatischen Stellen hoben sich buchstäblich die Dielen in unseren Hotelzimmern.

Sogar die Wolken im »populär-wissenschaftlichen« TV-Dok (»Wunder der Erde« zum Beispiel) dürfen nicht mehr ruhig ihrer Wege ziehen. Sie rasen.

Auch bei öffentlichen Hörspiel- oder Radiofeature-Vorführungen wird immer wieder versucht, die beschriebenen »Defizite« durch allerlei Visualisierungen zu »beheben«: Dias werden an die Wände, Sternzeichen an die Kuppel eines Planetariums projiziert, auf einem Leinwand-Horizont hinter den Stereo-Boxen wechseln farbige Lichteffekte ab. »Guckhören« nennt ein Freund den so geschminkten O-Ton. Aber die optischen Zutaten verstärken keinesfalls das akustische Erleben, sie schränken es eher ein – proportional zu der Stärke, in der sich das Visuelle in den Vordergrund drängt.

Unter den Geschenken an meinem kürzlichen Geburtstag fand ich eine CD mit dem Titel »Barock zum Bücherlesen« und als Kochbuch-Beilage den Opern-Arien-Sampler »Pasta und Opera«. Ein Souvenirshop im Bayerischen Staatsbad Kissingen preist »Musik zum Streicheln« an.

Ein Radio der Autoren

Oktober 2011 – Mein lieber Kollege N. N.,

in unserem langen Telefonat über die Lockungen der vernetzten Medien-Welt hast Du, wenn auch with a twinkle in your eye, von meinem »deutlicher hervortretenden Fundamentalismus« gesprochen (»Eine Alterskrankheit?«). Ist denn die Rückbesinnung auf die »Roots« so abwegig, wenn wir befürchten müssen, dass sich unser tapferes Autorenfährlein in der Contentwüste des Internet verläuft und eines Tages nur noch Algorithmen von uns übrig bleiben?

So ein Fach wie unseres stellt man nicht wie eine Zeitung ein. Doch es kann verludern, an Entkräftung sterben – aus Enttäuschung, aus Mangel an frischer Leidenschaft und wechselseitigem Interesse (...)

Ich hätte nie gedacht, dass ich eines Tages die konservative Karte spielen würde. Zwar bleibt meine Neugier auf das Neue unberührt, aber ich benutze die wohltätigen drei Buchstaben I–C–H als vorbeugendes Hausmittel gegen den zunehmendem Herdentrieb, den ich beobachte. Mit der Inflation des kommunikations-technisch Möglichen erscheint mir die einzelne Stimme – ihr Klang und ihre Überzeugungskraft – in unserem zerfasernden Medium immer kostbarer. Um zu überleben, muss das Radio bei sich selbst bleiben.

»Die User geben den Ton an« – auch das hast Du neulich gesagt. Okay... Allerdings ist mein Vertrauen in die Vernunft einer Mehrheit aus historischen Gründen begrenzt. Im Zweifelsfall würde ein Volksentscheid Opernhäuser und Konzertsäle abschaffen und die gedruckte Literatur gleich mit.

Andererseits sind auch »dem User«, diesem multiplen Wesen, in aller Regel zwei Ohren gewachsen (...)

Unlängst, wenn Du Dich erinnerst, sprachen wir über die Periode des »New Journalism« in den Sechzigern – Capote, Norman Mailer und so. Manchmal phantasiere ich über eine Art »New RadioDok«: Themen von mittelfristiger Brisanz, mutige Thesen, Stories mit Biss, erzählerische Energie, gedankenreiche, schlackenlose Texte, eine gute Dosis unverwechselbarer Klänge natürlich. Und alles eingepasst in eine perfekt sitzende dramaturgische Form. Wär' doch was!

... Gedanken eines Autors fern der Metropolen, im sogenannten Ruhestand. Einer, der sich solche Hirngespinste leisten kann. Medienpolitiker und Apologeten der schönen neuen Netzwerle werden darüber lächeln. Wer finanziert Dich Einzelgänger? Und wer hört Dir dann noch zu? Die Karawane zieht weiter. Wer den Anschluss verliert, muss verdursten.

Wolfgang Bauernfeind, langjähriger Leiter der Feature-Abteilung des *SFB | rbb*, findet die thematische Begrenzung auf die große dokumentarische Radioform, ehemals auch »Königsdisziplin« genannt, ohnehin nicht weiterführend. »Könige bleiben gern unter sich«, schreibt er in seinem Echo auf mein digital veröffentlichtes Manuskript »Radiojahre – Vom linearen Zeitalter in die vernetzte Welt« (2012). So tendiere z. B. die Featureszene dazu, sich gegen die übrige Radiowelt abzuschotten. Mit isolierten Interessengruppen und ihrem Palaver könne man aber keine Zukunft gewinnen.

Radio sei öffentlicher Diskurs, Bericht, Kommentar, Glosse, Service, Musik und vieles mehr. Auch Hörspiel und Feature (»RadioDok«) gehörten in die »Bonbon-tüte« – aber sie nicht allein. In seinen Feature-Seminaren, schreibt Bauernfeind, habe er mit Menschen aus sämtlichen Bereichen des Rundfunks zu tun, die offen seien für alle Mittel und Möglichkeiten der akustischen Produktion. Lausche man in die Welt – »im digitalen Zeitalter ja keine Schwierigkeit« –, so entdecke man lebendiges Radio überall. Zitat:

Gerade war ich in Kambodscha und habe Schülern und Studenten in Radiojournalismus und »social communication« – für mich ein Schlüsselbegriff zur Erhaltung unseres Mediums – das Radiohandwerk nahe gebracht. Bald wird dort ein Sender entstehen mit all der Vielfalt, die Radio zu bieten hat. Das Gründungsdokument betont die kulturellen Werte und lehnt jede Bindung an eine bestimmte politische oder ideologische Richtung ab – genauso, wie wir das aus unseren Rundfunkgesetzen, formuliert unter Mitwirkung der westlichen Alliierten nach 1945, kennen.

»Kambodscha« sei überall, schreibt Bauernfeind mit Blick auf die fortschreitende Globalisierung der Radioszene.

Soeben feile ich an einem Antwortbrief:

(...) Mag sein, lieber Freund. Und ich hoffe sehr, dass Du mit Deinen Einschätzungen Recht hast! Als einzelner Autor – und hauptsächlich von ihm ist in diesem Buch die Rede – plädiere ich inmitten all der hoffnungsvollen aber auch skeptisch stimmenden Entwicklungen weiterhin für das »Radio der Ersten Person«. Auch dieses Produkt einer europäischen, letztlich aber weltweiten Erzähltradition gehört in unsere Wundertüte.

Natürlich stimmt Dein Einwand, die große Erzählform und die dazu gehörende Persönlichkeit des Autors seien nicht »das ganze Radio«. Wir, die Autoren, halten uns gern für den Nabel der Welt.

Dennoch (ich zitiere mich selbst): »Trotz Foucault, Derrida und anderer, die – als Autoren übrigens! – den ‚Tod des Autors‘ verkündet haben („La mort de l'auteur“, Roland Barthes 1968), behaupte ich mit dem Starrsinn meiner 72 Jahre: Nie zuvor waren autonome Persönlichkeiten wichtiger, die unser Interesse erregen und einen subjektiven Blick auf die Welt rich-ten, in der wir wohl oder übel zu Hause sind.«

Das Radio lebt von ihrer Stimme - auch im Globalen Dorf.

Mangel als Reichtum

Die wahre Musik ist allein fürs Ohr (...) Wer mit mir singt, soll unsicht-bar sein, seine Gestalt soll mich nicht bestechen, noch irre machen

Goethe, »Wilhelm Meister«

Dieser Text – man wird es gemerkt haben – ist ein Dokument der Ratlosigkeit. Andere Radioformate (Info-Programme von erstaunlicher Qualität und Brisanz, intensive Gesprächs-Sendungen etc.) haben die frühere »Königsdisziplin« Feature auf hintere Plätze verdrängt. Ich schalte beim Duschen mein kleines weißes Radio ein und bleibe übers Frühstück bis zum Zähneputzen bei ein und derselben Konferenz-Schaltung mit Hörerbeteiligung hängen. Redaktionen spielen gnadenlos ihre Stärken aus. Wo sind die unsernen?

Ich erinnere mich noch gut an den regnerischen Herbsttag in den späten Siebziger Jahren, als ich nach sieben- oder achtjähriger Grätsche zwischen Hörfunk und Fernsehen der bunten Video-Welt ein-für-allemal adieu sagte und dem schwarz-weißen Radio stürmisch um den Hals fiel.

Der Zwang, bei jedem Wechsel zwischen Hörfunk- und Fernsehprojekt eine Kassette in meinem Hirnkasten austauschen zu müssen (»einen Chip mit dem jeweiligen Betriebssystem«, würde ich heute sagen), hat mich nie sonderlich begeistert. Visuelle Medien auf der einen Seite, akustische auf der anderen verlangen unterschiedliche Autoren-Haltungen, für mich eine zu viel.

Schon das nachweisbar erste Hörspiel der Radiogeschichte hatte das Hör-Medium ernst und beim Wort genommen, zum Beispiel seinen angeborenen »Defekt«, der auch seine Stärke ist: die Blindheit. »Danger«, ein dokumentarisches Radiodrama von Richard Arthur Warren Hughes, das am 15. Januar

1924 im Londoner Rundfunk Premiere hatte (Deutsche Adaptionen 1950/51 *Süddeutscher Rundfunk*, 1961 *Hessischer Rundfunk* unter dem Titel »Malmgren«) spielt bei völliger Dunkelheit nach einer Bergwerks-Katastrophe:

MARY (SCHARF AKZENTUIERT): Jack! Jack, was ist denn geschehen?

JACK Die Lampen sind ausgegangen.

MARY Wo bist du?

JACK Hier.

MARY Wo? Ich kann dich nicht finden.

JACK Hier! Ich halte die Hand hin.

MARY Ich find' sie nicht.

JACK Na, hier!

MARY (ZUSAMMENFAHREND) Was war das?

JACK Was denn? Ich bin 's...

47 Jahre später wird der Berliner Autor Peter Leonhard Braun mit seinem Ton-Ingenieur Dieter Großmann die stockdunkle Szenerie des Ngorongoro-Kraters (Tansania) in dem Stereo-Feature »Hyänen – Plädoyer für ein verachtetes Raubtier« zum Klingen bringen.

»Hyänen sind Tiere der Nacht«, schreibt Braun 1971 in seinem Vortext zur Ursendung im SFB... »Diese technischen Handicaps kann keine Kamera überwinden, nur das Mikrophon.«

Radio ist abstrakt – es abstrahiert von der Wirklichkeit, indem es einen unserer Hauptsinne nicht in Anspruch nimmt. Die Krawatte des Radio-Ansagers interessiert nicht, wie schon Rudolf Arnheim in »Rundfunk als Hörfunkstil« (1933) konstatierte. Er ist nur Stimme, Wort und – wenn wir Glück haben – Gedanke.

Jede Abstraktion ist zugleich Konzentration, jeder Verlust kann ein Gewinn sein: die instrumentale Musik verzichtet auf Wort und Bild, Tanz und Pantomime auf das gesprochene Wort, die Literatur auf Stimme, Bild und Bewegung, die bildende Kunst im konventionellen Sinn auf Bewegung und Geräusch, der historische Stummfilm auf Sprache und Farbe.

Bei der Schwarz-Weiß-Fotografie, die ich ganz besonders liebe, entsteht durch das »Fehlende« etwas Allgemeingültiges. Zum Beispiel stellen die Naturaufnahmen von Ansel Adams (1902-1984) aus den US-Nationalparks immer auch Landschaft »an sich« dar. Die Schwarz-weiß-Abbildung einer Stadt, von den nahen Hügeln »geschossen«, wird zur Idee dieser Stadt. Ebenso wenig lenkt uns der Pickel auf der Nase des Soldaten im Radio-Feature ab.

Der Mann ist nichts als Soldat – oder alle Soldaten zugleich. Das Abbild wird Archetypus.

Die Unschuld und Allgemeingültigkeit Charlie Chaplins ist nur in Schwarz-Weiß denkbar. Beim Betrachten von Fritz Langs »Metropolis« konstatierte die Filmwissenschaftlerin Lotte H. Eisner (»Die dämonische Leinwand«) eine Art »sichtbarer Lautkulisse«; durch die optisch meisterhafte »Instrumentierung« glaube man, tatsächlich Geräusche zu hören.

Als wir vor Jahr und Tag in der Berliner Wohnung den Schwarz-weiß-Fernseher gegen unser erstes Farbgerät tauschten, behauptete unser damals sechsjähriger Sohn, die Farben seien vorher »viel schöner« gewesen.

Für eine relevante Minderheit

Dann laden wir eben das letzte Dutzend per Postkarte ein...

(Schlechter Scherz unter frustrierten Kollegen bei sinkenden Hörerzahlen)

Sicher – wir wollen gehört werden! Allerdings sagte Ernst Schnabel schon vor 40 Jahren, damals Intendant des Nordwestdeutschen Rundfunks in Hamburg:

Es ist mir ganz unklar, weshalb im Rundfunk die Hörfunkseite sich nicht erleichtert gefühlt hat durch die Tatsache, dass sie durch das Fernsehen von der Verpflichtung, das Massenmedium comme il faut zu spielen, entbunden wurde. Es ist ja doch eine ungeheure Erleichterung und eine riesige neue Aufgabe, kein Massenmedium mehr zu sein!

Zitiert nach Wolfram Wessels, »Leben gegen den Strom«, SWR 1987

Eine Äußerung, mit der sich heute jeder Rundfunk-Manager um Kopf und Kragen reden würde. Dabei ist das Kulturradio mit seinen Großformen Feature und Hörspiel nie »mehrheitsfähig« gewesen – bis auf die allererste Nachkriegszeit vielleicht (das Radio war noch konkurrenzlos).

Wir schreiben und wir senden nicht für alle. Das klingt überheblich – aber nur für den, der real-existierende Unterschiede nicht gelten lässt.

Mein Sohn, der Fotograf, gehört zum Beispiel nicht zu meiner »Zielgruppe«. Wir möchten für alle da sein und erreichen doch bestenfalls zwei bis fünf Prozent.

Es ist Heilig Abend – Heilig Abend 1954, und es ist 18 Uhr... Was hier vor einer Minute begonnen hat, das Dritte Programm der Funkhäuser Hamburg und Hannover im Nordwestdeutschen Rundfunk (...), rechnet nicht mit Hörern, sondern mit Zuhörern. Sie sind in der Minderzahl, das weiß jedermann. Aber sie bilden eine Art von Minorität, die im Leben einer Nation keine kleinere Rolle spielt als die Mehrheit...

Ernst Schnabel, Programmansage

Der mexikanische Nobelpreisträger Octavio Paz hat – bezogen auf die Poesie – den schönen Begriff der »immensen Minderheit« (*La inmensa minoría*) geprägt. Das Substantiv »Minderheit« reduziere die Zahl der Leser auf die *Happy Few* Stendhals, doch das Adjektiv »immens« vergrößere sie jäh: »Die wenigen sind viele«.

Der französische Schriftsteller Stendhal (1783-1842) beendete seinen Roman "La Chartreuse de Parme" | "Die Kartause von Parma" 1839 mit der englischen Widmung "To the Happy Few".

Das bedeutet auch, das öffentlich-rechtliche Qualitätsradio mit Hörspiel und Feature als Minderheiten-Programm zu akzeptieren.

Dass wir die Nachkommen für unsere tradierten Erzählformen großteils verloren haben, ist – für mich zumindest – eine Tatsache. Aber das Bedürfnis nach Denken und Erzählen in Zusammenhängen wird andere Kanäle finden, von denen wir noch keine Ahnung haben.

Ein Kollege, der manchmal eher schwarzsieht (»Ich habe das Gefühl, mit meinen Stücken in einen leeren Raum zu senden«), schrieb mir diese Mutzeilen:

Die Leute wollen einfach Geschichten hören. Vor 2000 Jahren -- ach, was rede ich: die Neandertaler haben sich sicherlich mit ihrem schmalen Wortschatz auch schon Stories zugegrunzt. Und das wird sich in den nächsten 2000 Jahren nicht ändern!

Meine Phantasie ist am Ende. Ich danke Ihnen!



Über den Autor

Geboren 1940 in Nordmähren (jetzt Tschechische Republik). 1946 Aussiedlung nach Fulda, Hessen. Nach dem Abitur journalistische Ausbildung und zeitweilig Studium der Theaterwissenschaft, Kunstgeschichte und Publizistik.

Anschließend Zeitungsreporter und Lokalredakteur in Fulda; Feuilleton-Redakteur in Berlin (DER ABEND). Ab 1971 freiberuflicher Rundfunk-Autor und -Regisseur. Viereinhalb Jahre Redakteur der Feature-Abteilung des SENDER FREIES BERLIN.

Für das Fernsehen in den siebziger Jahren zahlreiche Jugend- und Kindersendungen. Mehrere Filme in der ZDF-Reihe "Das kleine Fernsehspiel".

Für den Hörfunk über 100 lange Features und Feature-Serien.

Buchveröffentlichungen: "In den Tod - Hurra!" (Deutsche Jugend vor Langermark 1914), "Die andere Front" (Europäische Frauen in Krieg und Widerstand), "Peter der Große – Zar der neuen Zeit" und "Katharina die Große" (Dokumentarische Romane), "Radiojahre – Vom linearen Zeitalter in die vernetzte Welt" (Werkstattbuch, online).

Organisierte Feature-Workshops in Deutschland, den USA, Brasilien, Mexiko, Ecuador, Argentinien, Kenia, Polen, Rumänien, Moldawien, Tschechien, den Niederlanden und der Republik Irland.

Lehraufträge der Universität Leipzig, Fachbereich Kommunikations- und Medienwissenschaften in den Neunziger Jahren. 2002 bis 2008 Coach für die Master School der Europäischen Rundfunk-Union (EBU).

Internationale Auszeichnungen, u. a. Axel-Eggebrecht-Preis für das Lebenswerk 2008.

Weiteres unter <www.helmut-kopetzky.de>